This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

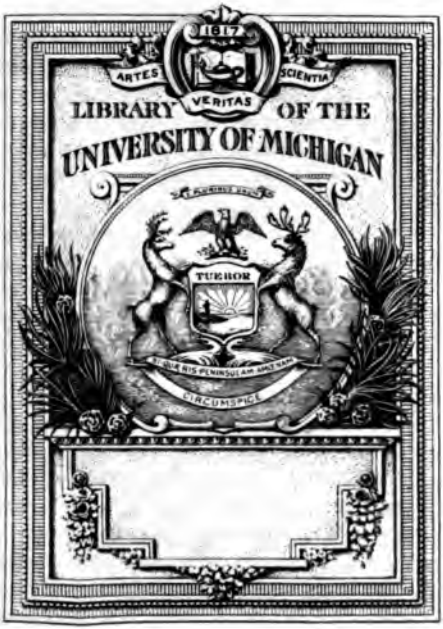
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

0.3.5.6.

tömische Prosaiker

in

neuen Uebersetzungen.

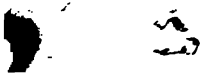
Herausgegeben

von

G. L. F. Tafel, Professor zu Tübingen,
C. N. Osiander und G. Schwab,
Professoren zu Stuttgart.

Vier und fünfzigstes Bändchen.

Stuttgart,
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
r Oestreich in Commission von Mörschner und Jasper
in Wien.
1830.



Lucius Annäus Seneca des Philosophen

Werke.

95-12

Zehntes Bändchen.

Abhandlungen,

übersetzt

von

J. M. Moser,

Doctor der Philosophie, evangel. Diaconus am Münster in Ulm.

Zehntes Bändchen.

Stuttgart,

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

Für Oestreich *in Commission* von Mörschner und Jasper *in Wien.*

1830.

Inhalt des dritten Buchs.

Beste Benützung des nahenden Alters und der Lebenszeit überhaupt zur Betrachtung der Welt und unser selbst. Befriedigender ist's, zu forschen, was zu thun, als was geschehen sey. Das Herrlichste ist, den Geist emporzuheben über das Geschick. Dazu führt die Betrachtung der Natur.

Kap. 1 — 4. Betrachtungen über das Wasser, dessen Entstehen, Anschwellen, Sinken, Kälte, Wärme, Geschmack, Heilkraft, Schädlichkeit, Schwere, Leichtigkeit, Farbe, Bewegung.

Kap. 5 — 12. Wie es möglich sey, daß die Erde Wasser genug hat, um die Flüsse ununterbrochen zu erhalten. Hypothesen, woher das viele Wasser komme; aus dem Meere zurück in verborgenen Gängen; die Erde gebe an die Quellen und Flüsse, was sie vom Regen aufgefangen. Widerlegung. Wasservorräthe in der Tiefe der Erde. Verwandlung der in Höhlen befindlichen unterirdischen Luft in Wasser; und eben so Verwandlung der Erddünste in Wasser. Wie aus Wasser Erde wird, so aus Erde Wasser. Beständige Verwandlung eines Elements in das andere. Einwürfe und Beantwortung derselben. Da das Wasser ein Element ist, so kann man nicht fragen, woher es komme, es ist eben einer von den vier Theilen der Natur, und strömt immer Etwas von sich *selbst aus*.

Kap. 13 — 19. *Wasser*, der Anfang der Welt, Feuer das *Ende*. *Ansicht des Thales*, daß der Erdkreis in Feuchtigkeit *schwimme*. *Widerlegung*. Aegyptische Ansicht v*om Männlichen und* Weiblichen der Elemente. Vergleich

der Erde mit dem Körper; Wassergänge und Luftgänge, wie Blutadern und Pulsadern, mehrere Arten von Feuchtigkeit in der Erde, wie im Körper. Ursachen der Unterbrechung, und der periodischen Ab- und Zunahme der Gewässer. Luft und Wasser im Innern der Erde, daher auch Thiere; ausgegrabene Fische. Seitenblicke auf den Luxus, welcher Fische im Zimmer hält, damit sie noch lebend auf die Tafel kommen, und man sie in der Hand absterben lassen könne. Fische aus unterirdischen Gewässern kommen bisweilen herauf; ihr Fleisch ist tödtlich.

ap. 20 — 21. Ursachen des verschiedenen Geschmacks der Wasser, ihrer Leichte und Schwere, Wärme und Kälte. Versteinerndes Wasser. Höhlen mit tödtlicher Luft, von der das Wasser angesteckt wird.

ap. 22 — 25. Eintheilung der Gewässer: Ocean, Flüsse, Wasser vom Himmel. Die Erd-Wasser sind theils auf der Oberfläche, theils unterirdisch. Des Empedocles Hypothese über die Ursache der Wärme des Wassers. Tödtliche Wasser ohne Geruch und Geschmack. Sonderbare Eigenschaften mancher Wasser, deren Trank die Wolle der Schaafe färbt; manche tragen Menschen, die nicht schwimmen können, und überhaupt schwere Körper; schwimmende Inseln. Einwirkung mancher Wasser auf die Leibesfruchtbarkeit der Frauen. Kristallisirung des Wassers.

ap. 26. Warum einige Flüsse im Sommer wachsen? Daß manche Flüsse versinken und wieder zum Vorschein kommen. Gewisse Quellen werfen zu bestimmten Zeiten Unflath aus, so auch manche Theile des Meeres.

Daß der Erde eine allgemeine Ueberschwemmung bevorsteht zu ihrem Untergang. Dabei wirkt Vieles zusammen: der austretende Ocean, ununterbrochene Regengüsse, reichlicher strömende Flüsse und Quellen. Unmäßiger Regen löst die Wurzeln der Pflanzen auf und macht den Boden weich und zerfließend. Unfruchtbarkeit und Hungersnoth. Einsturz der Gebäude; Schmelzen des Schnee's in den Gebirgen; Waldströme; Städte und Mauren hinweggeschwemmt; alles

flache Land ein See. Furchtbares Dunkel von Blitzen durchzuckt; das Meer will austreten, die Flüsse lassen es nicht, und werden selber aus Mangel der Mündung zu Seen, nur auf den höchsten Gebirgsrücken, feuchte Stellen, die Zuflucht der Menschen und Heerden. Stürme regen die ungeheure Wasserfläche auf, und das Meer wird von unten auf in Unruhe gesetzt. Erschütterung der Erde; neue Quellen; Einfluß der Gestirne theils auf die Verbrennung, theils auf die Ueberschwemmung der Erde. Diese trägt den Keim ihrer Umgestaltung in sich, wie Sommer und Winter nach Naturgesetzen kommt. Hauptursache der Ueberschwemmung ist die Verwandelsarkeit der Erde in Feuchtigkeit; jetzt Gleichgewicht der Elemente; dieses hört auf, wenn sich die Erde in feuchte Stoffe auflöst. Der Wechsel des Jahrszeiten tritt nicht mehr ein. Alles in Verwirrung. Alles ein Meer. Solches zu thun hat die Natur von Anfang bestimmt. Ueberall unter der Erde ist Wasser, und Alles wirkt zum Untergang zusammen, wenn die Welt nicht mehr halten soll. Dann kommt eine neue Menschheit.

Vorwort.

Es entgeht mir nicht, mein allerbester Lucilius, welch großes Beginnen es für mich ist, als einen Mann in hohen Jahren, daß ich noch vorhabe, die Welt zu durchmustern und ihre Gründe und Geheimnisse auszuforschen und sie Andern zur *Kenntniß darzulegen.* Wo soll die Zeit herkommen, *so Vieles auszurichten,* so Zerstreutes zu sammeln *Verborgenes zu durchschauen?* Es drängt mich das Gr

senalter und hält mir die Jahre vor, die unter gehaltlosen Bestrebungen hingebracht wurden: nun um so mehr soll mir's denn angelegen seyn, und der Schaden einer verkehrt angewandten Lebenszeit durch Anstrengung wieder gut gemacht werden. Die Nacht will ich zum Tage nehmen, dem Geschäftsleben entsagen, mich losmachen von der Sorge um ein Eigenthum, das seinem Besitzer so fern steht; ganz sich selber gehöre der Geist an, und nehme auf die Betrachtung seiner selbst wenigstens noch da Bedacht, wo er auf dem Sprung ist, zu scheiden. Ja, Das wird er thun, und bei sich selbst verweilen, und Tag für Tag die Kürze der Zeit berechnen. Was verloren ist, wird er durch sorgfältige Benützung der Gegenwart einholen. Am redlichsten geht man von Reue zur Tugend über. Ich möchte mit jenem Vers eines berühmten Dichters *) ausrufen:

Hoch her fähret der menschliche Geist; das Größte bei kleiner Frist beginnen wir. — —

So würd' ich sprechen, wenn ich, ein Jüngling oder ein Mann in den besten Jahren, Solches vorhätte. Denn für so große Dinge ist jegliche Zeit beschränkt. Nun aber habe ich mich an eine so ernste, wichtige, nicht zu ermessende Arbeit erst nach den Mittagsstunden gemacht. So will ich denn thun, wie man's auf einer Reise zu machen pflegt. Wenn man zu spät ausgereist ist, so ersetzt man die Zögerung durch Eile. So will ich denn rasch daran gehen, und die vielleicht nicht zu erschwingende, in jedem Fall große *Arbeit ohne Rücksicht auf* meine Jahre angreifen. Es

*) *Wer dieser Dichter war, ist unbekannt.*

th, bei jedem Blick auf die Größe des Vor-
ei dem Gedanken, wie viel noch zu thun,
Zeit dazu übrig sey. — Manche haben sich
nit, daß sie die Geschichten auswärtiger Kö-
und was Völker gegen einander erlitten und
Wie viel befriedigender ist's doch, die eige-
lgen, als fremde der Nachwelt zu erzählen!
die Thaten der Götter zu preisen, als die
s Philippus und Alexander, und Anderer, die,
:r Unglück berühmt, nicht minder eine Pest
waren, als Ueberschwemmungen, die alles
:rströmten, und Feuersbrünste, die eine große
Geschöpfe verzehrten. Sie schreiben, wie
die Alpen gestiegen, wie er den durch Hispa-
jen aufgefrischten Krieg unvermuthet nach
:n, und wie er, als seine Macht gebrochen
thago's Demüthigung noch beharrlich in sei-
:en Königen umherzog, sich zum Führer ge-
anbietend und um ein Heer bettelnd; wie er
i Haaren nicht abließ, in allen Winkeln nach
n. Siehe da, ohne Vaterland konnt' er's
t ohne Feind.
befriedigender ist's doch, zu forschen, was zu
i geschehen sey; und Die, so ihre Sachen
jestellt haben, zu überzeugen, daß von die-
getheilt werde, was Bestand hätte, und seine
innen, veränderlicher als der Wind. Da ist
Ruhe, es liebt, der Freude den Kumm
m.

zu unterlegen, und Eins in das Andere zu mischen; darum trane doch Keiner im Glück, und es zage Niemand in Widerwärtigkeit; es wechseln die Dinge mit einander. — Was frohlockest du? Was dich so hoch erhebt, — Wer weiß, wo dich's stecken läßt! Es wird sein Ende haben, bevor das deine kommt. — Warum so niedergeschlagen? Du bist tief gesunken: nun ist's an dir, dich aufzuraffen. Zum Bessern neigt sich das Widrige, zum Mißgeschick wendet sich's, wenn's dir nach Wunsch geht. Auf diesen Wechsel muß man gefaßt seyn, nicht nur im Einzelleben der Familien, das leicht einen Stoß erleidet, sondern auch in öffentlichen Angelegenheiten. Königreiche vom niedrigsten Anfang haben sich über die Herrscher der Welt gestellt. Längst bestandene Thronen sind mitten in ihrer Blüthe in Staub gesunken. Es läßt sich keine Zahl angeben, wie Viele von Andern gestürzt wurden: in dieser Zeit gerade erhöht die Gottheit die Einen, die Andern stürzt sie, und legt sie nicht sanft hin, sondern schmettert sie von ihrer Höhe also darnieder, daß keine Spur davon bleibt. Das kommt uns als etwas Großes vor, weil wir klein sind. Viele Dinge sind nicht groß ihrer Natur nach, sondern nur im Verhältniß zu unserer Niedrigkeit. Was ist das Herrlichste im Menschenleben? Nicht mit Flotten die Meere anzufüllen, nicht an den Küsten des Meeres die Flaggen aufzuschlagen, nicht, weil kein Land mehr da ist, zur Unterdrückung Anderer, den Ocean zu durchkreuzen und unbekannte Länder aufzusuchen: sondern einen geistigen Blick zu gewinnen, und den größten Sieg, die Herrschaft über die Laster zu erringen. Zahllose sind's, die da Städte, die da Völker in ihre

Gewalt hatten, sich selbst — gar Wenige. Was ist das Herrlichste? Den Geist emporzuheben über die Drohungen und über die Versprechungen des Geschicks. Achte Nichts für werth, daß du darauf hoffest. Was hat es denn, das deines Wunsches werth wäre? Siehe denn, wenn du von dem Umgang mit dem Göttlichen dich zum Menschlichen herabläßest, da wirst du gerade so geblendet seyn, als wendeten sich deine Augen aus hellem Sonnenschein in dichten Schatten. Was ist das Herrlichste? Mit heiterem Herzen das Unglück ertragen zu können; was auch kommen mag, so hinzunehmen, als ob du gewollt hättest, daß es so komme. Denn du hättest es ja wollen müssen, wenn du gewußt hättest, daß das Alles nach dem Rathe der Gottheit so komme. Weinen, klagen, seufzen, heißt den Glauben aufgeben. — Was ist das Herrlichste? Eine Seele, gegen alles Unglück stark und trotzig, der Genußsucht nicht nur abhold, sondern feind, nicht Gefahren aufsuchend, aber auch nicht fliehend, die da versteht, des Schicksals nicht nur gewärtig zu seyn, sondern es zu gestalten, und gegen Glück und Unglück ohne Zagen und Verwirrung hervorzutreten, nicht durch den Sturm des Einen, noch durch den Schimmer des Andern betroffen. Was ist das Herrlichste? Nicht in's Herz kommen zu lassen arge Gedanken, zum Himmel zu erheben reine Hände; kein Gut zu wollen, das, damit es an dich komme, ein Anderer geben, ein Anderer verlieren muß; zu wünschen, was man ohne Widerspruch wünschen kann, ein wohlgesinntes Herz; was aber die Menschen sonst hoch anschlagen, wenn es auch ein Zu-

m's Haus brächte, so zu betrachten, als werde es hinauskommen, wie es hereinkam. Was ist das Herrlichste? Den Geist hoch zu erheben über das Zufällige; nicht zu vergessen, daß man Mensch ist, um, sey man nun glücklich, zu wissen, es werde nicht lange so währen, oder sey man unglücklich, überzeugt zu seyn, daß man es nicht ist, wenn man sich nicht dafür hält. — Was ist das Herrlichste? Jeden Augenblick zum Sterben bereit zu seyn; das macht frei, nicht den Bestimmungen des Römischen Rechts nach, sondern nach dem Recht der Natur. Frei aber ist; Wer nicht ein Sklave von sich selbst bleibt: denn das ist die ewige Knechtschaft, die sich nicht abschütteln läßt, und die Tag und Nacht gleich fort drückt, ohne eine Feierstunde, ohne einen Urlaub. Sein eigener Sklave zu seyn, ist die härteste Sklaverei, und doch ist's leicht, sie abzuschütteln, so bald man aufhört, viele Forderungen an sich zu machen, aufhört, sich selber Lohn anzurechnen, so bald man sich sein Menschenwesen und seine Lebensjahre vorhält, mögen sie auch noch in der Blüthe seyn, — und zu sich selbst spricht: Warum denn so außer sich seyn? Warum keuchen? Warum sich abschwitzen? Warum den Boden umkehren? Warum das Forum besuchen? Man braucht nicht viel, und braucht's nicht lange.

Zu diesem Zweck führt denn die Betrachtung der Natur. Wir werden uns zuerst von allem Verunreinigenden entfernen, sodann den Geist selber, der groß und erhaben seyn muß, vom Körper losmachen. Hernach, wenn die Entäußerung im Stillen geübt ist, wird man nicht

ungeistiger seyn, vor den Augen der Welt. Nichts aber tritt mehr an den Tag, als dieses Heilmittel, das, wenn wir's lernen, gegen unsere Verkehrtheit und Leidenschaftlichkeit hilft, die wir zwar als verwerflich erkennen, aber nicht ablegen.

Drittes Buch.

Vom Wasser.

1. Wir wollen nun unsre Betrachtungen anstellen über das Wasser, und auf die Spur zu kommen suchen, auf welche Weise es entsteht; mag es nun [mit der Hervorbringung des Wassers] zugehen, wie Ovidius *) sagt:

„Silbern sprudelt ein Quell, schlammlos mit glänzenden Wellen;"

oder wie Virgilius **) sagt:

„Wo neunfach mit mächtigem Donner des Berges hervorbricht
Strömend ein Meer, und mit tönender Woge die Ufer bespület."

oder, wie ich bei dir, mein theuerster Junior, ***) finde:

„Aus dem Eleischen Quell hervor der Eleische Strom springt."

*) Ovid's Verwandlungen III, 407.

**) Virgil's Aeneis I, 245. Schilderung der Quelle des Flusses Timavus in Istrien [im Venetianischen] zwischen Aquileja und Tergeste [Triest.]

***) Derselbe Lucilius, an welchen diese Bücher gerichtet

welche Naturgesetze das Wasser bereiten; wie es zugehe, daß so viele mächtige Flüsse Tag und Nacht fortströmen; warum die einen [nur] vom Winterwasser schwellen, die andern [gerade] dann steigen, wenn die übrigen fallen. Den Nil wollen wir inzwischen vom Allgemeinen ausnehmen, da er von ganz eigenthümlicher und besonderer Natur ist; ihm wollen wir eine eigene Zeit widmen, und jetzt die gewöhnlichen Wasser untersuchen, sowohl kalte als warme. Bei diesen wird die Frage seyn müssen, ob sie warm entstehen, oder ob sie es erst werden. Auch von den übrigen wollen wir reden, die entweder ihr Geschmack oder irgend ein Nutzen bemerkungswerth macht. Manche nämlich sind für die Augen gut, manche für die Nerven, manche heilen veraltete und von den Aerzten bereits aufgegebene Schäden aus. Manche helfen gegen Geschwüre, manche erwärmen durch ihren Genuß innerlich, und erleichtern Beschwerden in der Lunge und in den Eingeweiden. — Manche wirken niederschlagend auf das Blut: und jedes hat, je nachdem sein Geschmack ist, auch eine verschiedene Wirkung.

2. Alle Wasser sind entweder stehend oder fließend; entweder sammeln sie sich, [auf einmal] oder sie haben verschiedene Adern. Die einen sind süß, die andern von gemischtem Geschmack, es kommen nämlich widerliche dazu, salzige und bittere oder mit einem Arzneigeschmack; dahin

---

hatte den Beinamen Junior. Verse von ihm werden auch *Kap. 26. angeführt.* Der Eleische Strom ist der Alpheus, *der durch Arcadien* und Elis und dann unter dem Meer, *bis nach Sicilien fließt*, wo er sich mit der Quelle Are*thusa vereinigt.*

gehören die schwefelhaltigen, eisenhaltigen, vitriolhaltigen. Der Geschmack deutet auf den Gehalt. Außerdem haben sie noch mannigfaltige Unterschiede: für's Erste in Hinsicht der Empfindung, — Da gibt es kalte und warme; sodann in Hinsicht des Gewichts; — leichte und schwere; ferner in Hinsicht der Farbe, — reine, trübe, bläulichte, lichtfarbe; weiter in Hinsicht ihres Einflusses auf die Gesundheit: es gibt nämlich heilsame und nützliche, es gibt aber auch tödtliche, und die einen [Blasen-] Stein bilden. Manche sind dünn, manche fett; manche nahrhaft, manche gehen ohne allen Nutzen für den Trinkenden ab, manche wirken, wenn man davon trinkt, auf die Fruchtbarkeit.

3. Ob das Wasser steht oder fließt, das kommt auf die Lage des Ortes an; an abschüssigen Orten fließt es, an ebenen hält es sich und bleibt stehen, und wird durch Luftzug manchmal auch aufwärts getrieben; das ist dann aber ein gezwungener Zustand, nicht ein Fließen. Gesammelt wird es vom Regen; wenn es aus einer eigenen Quelle kommt, ist es Urwasser. Doch ist's auch möglich, daß an einer und derselben Stelle gesammeltes und Urwasser ist, wie man Das im Fucinischen *) See sieht, in welchen, was das anliegende Gebirge ergießt, Stromweise einfließt. Aber es sind in demselben auch große und verborgene Adern. Darum, wenn auch die Winter-Bergwasser verlaufen sind, bleibt er doch wie zuvor.

4. Für's Erste wollen wir daher untersuchen, wie es dann möglich sey, daß die Erde Wasser genug habe, um

*) Der Fucinische See heißt heut zu Tage Lago di Celano in den Abruzzen.

den Lauf der Flüsse ununterbrochen zu erhalten, und woher denn so viel Wasser komme. Wir wundern uns, daß in Meeren der Zuwachs durch die Flüsse nicht merklich ist. Eben so muß man sich wundern, daß in der Erde der Abgang Dessen, was sich in's Meer ergießt, nicht bemerkt wird. Wo liegt die Ursache, daß sie so angefüllt ist, daß sie aus ihrem verborgenen Schooße so viel geben kann, und immer wieder das Abgegangene so ergänzt? Derselbe Grund, den wir bei den Flüssen angeben, muß dann auch für die Bäche und Quellen gelten.

5. Einige sind des Dafürhaltens, was die Erde von Wassern abgebe, Das bekomme sie Alles wieder, und die Meere wachsen deßhalb nicht, weil sie, was einströmte, nicht für sich behalten, sondern sogleich wieder abgeben. Auf verborgenem Wege nämlich geht das Meer unter die Erde und tritt an's Licht; im Geheimen kehrt es zurück, und wird durch diese Uebergänge geläutert, denn an den vielfachen Krümmungen der Erdschichten sich stoßend, legt es seine Bitterkeit ab, und verliert bei der großen Veränderung des Bodens den verdorbenen Geschmack, und geht in reines Wasser über.

6. Manche glauben, Was die Erde vom Regen auffängt, das gebe sie wieder an die Flüsse ab. Als Beweis dafür führen sie an, daß es in Gegenden, wo Regengüsse selten sind, auch sehr wenige Flüsse gibt. Darum, sagen sie, seyen die Aethiopischen Wüsten so trocken, und finde man wenig Quellen im Innern von Afrika, weil das Klima eis und fast ein ewiger Sommer dort sey. Daher die öden Sandflächen ohne Baum, ohne Pflanzung, selten von

nem Regen benezt, der schnell einsickert. Dagegen ist kannt, daß Germanien und Gallien und das angrenzende talien reichlich mit Bächen und Flüssen versehen sind, weil ese Länder ein feuchtes Klima haben, und es auch im ommer nicht an Regen fehlt.

7. Gegen Dieß, siehst du wohl, läßt sich Manches wenden. Für's Erste kann ich, als ein fleißiger Weinrgumgraber dich versichern, daß kein Regen so gewaltig , der die Erde weiter als bis auf eine Tiefe von zehn ß befeuchtete. Alle Feuchtigkeit zehrt sich innerhalb der ern Erdschichte auf, und kommt nicht weiter hinunter. ie kann nun aber der Regen den Flüssen ihre Masse ge-n, wenn er nur die Oberfläche des Bodens benezt? Der ößte Theil davon läuft durch die Flußbette in das Meer . Es ist gar wenig, was die Erde einschluckt, und auch s bleibt ihr nicht. Denn entweder ist sie trocken, und hrt Alles auf, was in sie einströmt, oder sie ist gesättigt, d dann schluckt sie nicht ein, was mehr fällt, als sie aucht. Und deßhalb wachsen die Ströme nicht gleich Anags vom Regen, weil denselben die dürstende Erde ganz sich einzieht. — Und springen denn nicht manche Flüsse s Felsgebirgen hervor? Was wird denn diesen der Reen mittheilen, der an den nackten Felsen abläuft, und kein Boden hat, wo er haften könnte? Nimm noch dazu, ß in den trockensten Gegenden tief gegrabene Brunnen auf ei bis dreihundert Fuß Tiefe reiche Wasseradern finden, *einer Tiefe also, in die das* Wasser nicht durchdringen *nte: Das muß dich überzeugen*, es sey dort keine von *gekommene und angesammelte* Feuchtigkeit, sonder

wie man es zu nennen pflegt, lebendiges Wasser. Jene Ansicht wird auch dadurch widerlegt, daß manche Quellen auf dem höchsten Gipfel des Gebirgs hervorsprudeln. Es ist also offenbar, daß sie aufwärts getrieben oder dort gebildet werden, indem alles Regenwasser abwärts läuft.

8. Manche meinen, gleichwie auf der Oberfläche der Erde ungeheure Sümpfe liegen, und große schiffbare Seen, gleichwie die Meere mächtige Strecken weit in's Land hineingehen und in die Thäler hineinströmen, so sey auch im Innern der Erde süßen Wassers die Fülle, und diese stehen eben so, wie bei uns der Ocean und seine Busen, still, ja sie seyen von desto breiterer Ausdehnung, je mehr die Erde sich in die Tiefe erstreckt. Aus jenem Vorrath in der Tiefe nun kommen jene Ströme hervor: und man darf sich wohl nicht wundern, daß für die Erde der Abgang nicht bemerkbar wird, da das Meer vom Zuwachs Nichts wahrnimmt.

9. Manche sind für folgende Erklärung: Die Erde, sagen sie, habe in ihrem Schooße hohle Gänge und viel Luft; Diese wird nothwendig kalt, weil eine gewaltige Beschattung auf ihr liegt. Alsdann, weil sie unthätig und ohne Bewegung ist, verwandelt sie sich, wenn sie sich nicht mehr halten kann, in Wasser. So wie über uns die Verwandlung der Luft Regen bildet: so macht sie unter der Erde Flüsse oder Bäche. Ueber uns kann sie nicht stehen, wenn sie lange Zeit träg und schwer ist. Bisweilen freilich wird sie durch die Sonne verdünnt, bisweilen durch Winde ausgedehnt. Daher die Regengüsse nicht ohne große Unterbrechungen kommen. Was aber unter der Erde ist, es sey, was es wolle, das sie in Wasser verwandelt, das ist immer

gleich, ein ewiger Schatten, eine unaufhörliche Kälte, eine bewegungslose Dichtigkeit: folglich wird auch immer Stoff zu Quellen oder Flüssen da seyn. — Wir sind der Ansicht, daß die Erde einer Veränderung fähig sey, es wird daher auch Alles, was sie ausdünstet, weil es nicht von freier Luft aufgenommen wird, verdichtet und auf der Stelle in Feuchtigkeit verwandelt.

10. Damit ist die erste Ursache von der Entstehung des Wassers unter der Erde angegeben. Man kann noch dazu fügen, daß (Alles aus Allem) immer Eins aus dem Andern wird. Aus Wasser Luft, aus Luft Wasser: aus Luft Feuer, aus Feuer Luft. Warum sollte also nicht auch Erde aus Wasser werden, und Wasser aus Erde? Und wenn diese einer Veränderung in etwas Anderes fähig ist, warum nicht auch einer Verwandlung in Wasser, ja gerade in Dieses? Beides ist verwandt, Beides schwer, Beides dicht, Beides auf den äußersten [untersten] Theil des Weltgebäudes getrieben. Aus Wasser wird Erde. Warum sollte nicht Wasser aus Erde werden? — Aber — [wendet man ein] die Flüsse sind so groß. — Wenn du Das in Betracht ziehst, wie groß sie sind, so betrachte auch, wie groß der Raum ist, aus dem sie hervorgehen. Es fällt dir auf, da sie doch unaufhörlich fließen und zum Theil sogar in rascher Eile dahinströmen, wie immer neues Wasser für sie vorhanden seyn könne? Fällt dir aber Das auch auf, daß, obgleich die Winde die ganze Luft in Bewegung setzen, es doch nicht an Luftzug gebricht, sondern derselbe Tag und Nacht gleichmäßig fortströmt, und erst nicht, wie die Flüsse, in einem bestimmten Beete seinen Lauf nimmt, sondern durch den un

meßlichen Himmelsraum in ausgebreiteter Kraftäußerung zieht? Ist dir denn Das auch auffallend, daß, wenn sich unzählige Wellen gebrochen haben, doch noch eine nachfolgende Woge übrig ist? Was in sich selbst zurückkehrt, das geht nie aus. Alle Elemente sind in einem beständigen Wechsellauf gegen einander begriffen. Was dem Einen abgeht, geht in das Andere über. Und die Natur untersucht ihre Bestandtheile [Elemente] und bestimmt sie gleichsam nach Gewichten: damit nicht durch Verletzung des Gleichgewichts der Himmel ein Uebergewicht erlange. Eines liegt immer im Andern. Nicht nur gehet die Luft in Feuer über, sondern sie ist nie ohne Feuer. Nimm ihr die Wärme, und sie wird starren, still stehen, zu einer harten Masse werden. Es geht die Luft in Feuchtigkeit, allein sie ist auch nicht ohne Feuchtigkeit. Sowohl Luft als Wasser wird von der Erde entwickelt, aber sie ist eben so wenig jemals ohne Wasser als ohne Luft. Und der Uebergang von Einem in das Andere ist deshalb um so leichter, weil es mit Dem, in das es sich verwandeln muß, bereits vermischt ist. Es hat also die Erde eine Feuchtigkeit: diese wird durch sie ausgepreßt; sie hat Luft; die wird durch Lichtleere und Winterfrost verdichtet, daß sie eine Feuchtigkeit bildet. Sie selber ist auch einer Verwandlung in Feuchtigkeit fähig, und thut, was sie ihrer Natur nach muß.

11. Aber wie? entgegnest du mir? Wenn die Ursachen der Entstehung der Flüsse und Quellen ohne Unterbrechung fortdauern, warum versiegen sie bisweilen, und kommen bisweilen an Orten hervor, wo vorher keine waren? Die Ka-

le werden manchmal durch ein Erdbeben in Unordnung

gebracht, und der Einsturz derselben schneidet die Gewässer ab, die dann gehemmt neue Auswege suchen und sich mit einer Art von Schnellkraft solche bahnen, oder durch die Erschütterung der Erde selbst bald da bald dorthin versetzt werden. Es pflegt bei uns vorzukommen, daß Flüsse, wenn sie ihren Kanal verloren haben, zurücktreten; sodann aber, weil sie um ihren Lauf gekommen sind, sich einen neuen schaffen. Das habe sich, erzählt Theophrastus, *) auf dem Berg Coryeus **) ereignet, wo nach einem Erdbeben neue Quellen mit Macht hervorsprudelten. Indessen vermuthen Manche, es treten auch andere Umstände ein, die den Gewässern einen andern Ursprung geben, oder sie von ihrem Lauf abbringen und ablenken. Es gab eine Zeit, wo das Hämusgebirge wasserarm war; nachdem aber die Nation der Gallier ***) von Cassander bedrängt, sich auf dasselbe gezogen,

*) Wahrscheinlich in seinem verloren gegangenen Werk „über die Gewässer.“ Vergl. Fabricii Bibl. gr. III. 7. p. 455. ed. Harles. und Plin. Hist. Nat. 30, 4. 5.

**) In der Kleinasiatischen Provinz Cilicien.

***) Diese Gallier wohnten eigentlich in Pannonien und Illyrien, machten dreimal einen Einfall in Thracien und Macedonien; zuerst unter Anführung des Combaules, Ol. 120: sodann unter verschiedenen Anführern, die aber, nachdem sie zuvor den Macedonischen König Ptolemäus Ceraunus getödtet, von Sosthenes geschlagen wurden, Ol. 124. Ein Theil des dritten Heereszuges überwand unter Brennus den Sosthenes, wurde aber dann vertilgt, während der übrige Theil des Heeres nach Asien zog, und dort Gallogräcien [Galatien] gründete. Es muß der erste Heereszug gewesen sein der von Cassander eingeschlossen wurde, denn dieser ist Ol. 120. 3. im J. 298. v. Chr.

und die Waldungen ausgehauen hatte, da kam ein gewaltiger Reichthum an Wasser zum Vorschein, welches nämlich [zuvor] die Wälder zu ihrer Nahrung einzogen; da aber diese ausgereutet waren, da quoll die Feuchtigkeit, die nun nicht mehr von dem Baumwerk aufgezehrt wurde, auf die Oberfläche hervor. Gerade so, sagt er, sey es in der Nähe von Magnesia *) ergangen. Allein — Theophrastus soll mir's nicht übel nehmen, — Das ist nicht wahrscheinlich, denn die schattenreichsten Orte sind in der Regel, immer auch die wasserreichsten. Das wäre nicht der Fall, wenn die Bäume das Wasser austrockneten, die ihre Nahrung aus Dem nehmen, was ihnen zunächst ist; die Wassermasse der Flüsse aber quillt aus dem Innersten heraus, und wird weiter unten empfangen, als die Wurzeln auslaufen können. Sodann erfordern die umgehauenen Bäume mehr Feuchtigkeit, denn sie schlucken nicht nur Das ein, wovon sie leben, sondern auch Das, wovon sie wieder wachsen. — In der Gegend von Arcadia, einer ehemaligen Stadt auf der Insel Creta, erzählt er ferner, haben sich Quellen und Seen verloren, weil nach der Zerstörung der Stadt das Land nicht mehr bebaut worden sey: nachher aber, als es wieder Bebauer erhielt, habe es auch wieder Wasser bekommen. Die Ursache der Austrocknung sucht er darin, daß der zugefallene Boden hart geworden, und weil er nicht umgearbeitet wurde,

*) Es waren im Alterthum zwei Städte dieses Namens, beide in Kleinasien; und es ist ungewiß, welche hier gemeint ist. Die eine lag in Jonien am Mäander und dem Berg Thornax; die andere in Lydien, an dem Berg Sipylus.

den Regen nicht habe durchlassen können. Aber wie kommt' denn, daß wir in den ödesten Länderstrecken zahlreiche Quel len finden? Endlich sind es wohl mehr Gegenden, die ma um des Wasser willen anzubauen anfing, als die deshal erst Wasser bekommen, weil sie angebaut wurden. Daß e nicht das Regenwasser sey, was gleich bei der Quelle ga mächtige und für große Schiffe fahrbare Flüsse bildet, i daraus u erkennen, weil im Sommer und Winter ein gleiche Masse sich aus der Quelle ergießt. Der Regen kan wohl einen Waldbach hervorbringen, nicht aber ein gleich mäßig in seinen Ufern fortfließendes Wasser; das wird vo Regengüssen nicht hervorgebracht, sondern nur geschwellt.

12. Wir wollen, wenn es dir beliebt, hier noch etwa tiefer eingehen, und du wirst dich überzeugen, daß ma nicht weiter zu suchen hat, wenn man einmal auf de wahren Ursprung der Ströme gekommen ist. Ein Flu nämlich wird gebildet, durch die vorhandene Masse irge eines nie versiegenden Wassers. Fragst du mich also, w denn das Wasser werde, so mache ich die Gegenfrage: w denn die Luft werde oder die Erde? Wenn es vier El mente gibt, so kann man nicht fragen, woher das Wass komme; es ist eben einer von den vier Theilen der Natu Was wunderst du dich denn also, wenn ein so bedeutend Theil der Natur immer Etwas von sich selbst ausströme kann? So wie die Luft, die gleichfalls einer von den vi Theilen der Welt ist; Winde und sanfte Lüfte erregt, das Wasser Bäche und Flüsse. Wenn der Wind eine f *fende Luft ist, so ist auch* der Fluß ein fließend Wo *Ich habe es gewiß hinlänglich* in seiner Bedeutsamke

faßt, wenn ich gesagt habe, es ist ein Element. Du sieh wohl ein, was davon ausgeht, daran kann's nicht man geln.

§. 13. Das Wasser, sagt Thales, ist das mächtigst Element; das, meint er, sey das Erste gewesen, daraus sey Alles entstanden. Aber auch wir sind derselben Ansich oder wenigstens kommt es bei uns am Ende darauf hinaus Wir sagen nämlich, das Feuer sey es, das in der Welt di Oberhand gewinne und Alles in sich verwandle; dasselb verschwinde aber und setze sich, und es bleibe, wenn da Feuer verloschen sey, nichts Anderes in der Natur übrig als Feuchtigkeit, und in dieser liege der Keim zu einer künf tigen Welt verborgen. So ist [uns] das Feuer das End der Welt, die Feuchtigkeit aber der Anfang. Und da wil es dir noch sonderbar vorkommen, daß daraus beständi Flüsse sollen hervorkommen können, da sich doch Alles i sie verwandelt und Alles aus ihr entsteht? Diese Feuchtig keit ist bei der Eintheilung der Elemente das vierte gewor den, und man hat ihr diese Stelle angewiesen, um dadurch zu erklären, sie sey wohl hinreichend, um die Flüsse, di Bäche, die Quellen hervorzubringen. — Die nun folgend Ansicht des Thales ist ungereimt. Er sagt nämlich: de Erdkreis werde vom Wasser getragen und wie ein Schiff ge führt, und vermöge der beweglichen Natur desselben wog sie hin und her, wenn man sagt, sie erbebe. Daher ist kein Wunder, wenn die Feuchtigkeit reich genug ist, un *die Flüsse hervorzubringen*, weil ja die Welt ganz in Feuch *tigkeit schwimmt. Dieser alten und rohen Ansicht entschlag ich, und glaube nur nicht, daß das Wasser* in den Erdre

von unten herauf eindringe durch Ritzen, und einen Leck mache.

14. Die Aegyptier haben vier Elemente angenommen, und aus jedem ein Paar gemacht, männlich und weiblich. Die Luft nehmen sie als das Männliche an, sofern sie Wind ist, als das Weibliche, sofern sie neblicht und nicht in Thätigkeit ist. Männlich war ihnen das Wasser als Meer, weiblich alles andere Wasser. Das Feuer nannten sie männlich, sofern es als Flamme brennt, weiblich, sofern es für das Gefühl unschädlich leuchtet. Das Stärkere von der Erde nannten sie männlich, wie Felsen und Steine; den Namen des Weiblichen gaben sie ihr, sofern sie sich zum Anbau eignet.

15. Das Meer ist nur ein Ganzes; so war es nämlich von Anfang bestimmt; es hat seine Adern, durch die es in eine fluthende Bewegung gesetzt wird. So wie das Meer, so hat dann auch jenes mildere Gewässer im Verborgenen einen mächtig weiten Gang, den keines Flusses Lauf ausschöpfen wird. Die Berechnung seiner Massen ist nicht möglich. Es strömt davon aus, was [zum Bestand des Meeres] zuviel ist. —

Einigem hievon können wir beistimmen, weiter ist aber Das meine Ansicht: Ich nehme an, daß die Erde von der Natur regiert wird, und zwar unsern Körpern ähnlich, in welchen theils Blutadern, theils Pulsadern sind, jene — Behältnisse für das Blut, diese für die Luft. Auch in der Erde sind nun besondere Gänge, durch die das Wasser, und besondere, durch die die Luft ihren Lauf nimmt; folglich b

die Natur dieſelbe den menſchlichen Körpern nachgebildet, wie denn auch unſere Alten von Waſſeradern geſprochen haben. So wie aber in uns nicht nur Blut iſt, ſondern viele Arten von Feuchtigkeit, theils von unentbehrlicher, theils von verdorbener und etwas zu fetter, — im Kopf das Gehirn, in den Knochen das Mark, dann der Rotz, der Speichel und die Thränen, und ein Stoff, der den Gelenken beigegeben iſt, wodurch ſie vermöge der Schlüpfrigkeit deſſelben ſchneller gewendet werden können: ſo ſind auch in der Erde mehrere Arten von Feuchtigkeit. Manches verhärtet ſich, wenn es ſeine Reife erlangt hat. Daher alle metalliſche Erde, woraus die Habſucht ihr Gold und Silber gewinnt, und was ſich aus dem flüſſigen Zuſtand in Stein verwandelt. An manchen Orten aber ſchmitzt Erde und Feuchtigkeit zuſammen, wie Erdpech und dergleichen. Dieß iſt die Urſache des Waſſers, das nach dem Geſetze und dem Willen der Natur entſteht. Uebrigens ſind die Feuchtigkeiten, wie in unſerem Körper, ſo auch dort einer Verderbniß fähig; und die natürliche Beſchaffenheit leidet bald durch Stoß, bald durch Quetſchung, bald durch die veraltete Lage, bald durch Froſt, bald durch Hitze; auch die Schwefellager in der Erde ziehen die Feuchtigkeit an ſich, welche bald lange, bald kurze Zeit anhält. So wie daher in unſerm Körper, wenn eine Blutader angeſchlagen worden iſt, das Blut ſo lange fließt, bis ſie ganz ausgeleert iſt, oder bis der Bruch der Blutader ſich zuſammenzieht oder unterbunden iſt, oder irgend eine andere Urſache das Blut zurücktreibt, ſo ergießt ſich in der Erde, wenn die Adern los und geöffnet ſind, Bach oder Fluß. Es kommt darauf an, wie weit die

Ader geöffnet, und in wie fern das Waſſer aufgezehrt worden iſt. Bald tritt durch irgend ein Hinderniß Vertrocknung ein, bald eine Art von Vernarbung und der gebahnte Weg wird verſchloſſen. Bald tritt der Fall ein, daß diejenige Kraft der Erde, von der wir ſagten, ſie ſey einer Veränderung fähig, ihren Nahrungsſtoff nicht mehr in Feuchtigkeit umſetzen kann; zu Zeiten wird jedoch das Erſchöpfte wieder angefüllt, ſey es nun, daß ſich die Kräfte von ſelbſt erſetzt haben, oder von anders woher gekommen ſind. Oft nämlich ziehet das Leere, wenn es an etwas Volles kommt, Feuchtigkeit in ſich ein. Oft löst ſich die Erde, welche leicht in etwas Anderes übergeht, in Fäulniß auf und wird feucht. Es geht unter der Erde gerade ſo, wie in den Wolken, daß ſie dicht auf einander gedrängt wird, und weil ſie zu ſchwer wird, als daß ſie bei ihrer Natur bleiben könnte, eine Feuchtigkeit erzeugt. Oft ſammelt ſich, wie ein Thau, eine dünne und zerſtreute Flüſſigkeit, die aus vielen Orten an einem zuſammenſtrömt. Die Waſſertheoretiker nennen Das ein Ausſchwitzen, weil eine Art von Tropfen entweder durch den Druck der Lage ausgepreßt oder durch Hitze hervorgebracht wird. Dieſe magere Waſſermaſſe reicht kaum zu einer Quelle hin. Aber wenn die Urſachen bedeutend ſind und die Anſammlungen anſehnlich, ſo kommen Flüſſe zum Vorſchein, bisweilen ſchwächer, wenn das Waſſer nur mittelſt ſeines eigenen Gewichts hervortritt, bisweilen mit Heftigkeit und mit einem *eigenthümlichen* Getöſe, wenn das Waſſer *von untermiſchter Luft herausgeworfen* wird.

16. *Aber warum ſind gewiſſe* Quellen alle ſechs Stun*den voll und wieder in ſechs* Stunden verſiegt? Es iſt

nöthig, Flüsse namentlich aufzuführen, die in gewissen Monaten groß, in gewissen schmal sind, und bei einzelnen nach der Veranlassung zu forschen, da ich für alle zusammen einen und denselben Grund anführen kann. So wie das viertägige Fieber auf die Stunde kommt, so wie das Podagra seine Zeit einhält, so wie die Reinigungsperiode, wenn keine Störung eintritt, auf dem bestimmten Tag bleibt: so wie die Geburt auf ihren Monat kommt: so haben die Gewässer ihre Perioden, wo sie sich zurückziehen, und wo sie wieder kommen. Es gibt aber kleinere Perioden, die eben deshalb um so leichter zu merken sind; aber auch größere, doch nicht minder zuverlässig. Und was ist denn Sonderbares daran, wenn du eine Ordnung wahrnimmst, und daß die Natur ihren bestimmten Gang gehe? Es ist noch nie der Winter ausgeblieben; der Sommer mit seinen Gluthen kommt zur rechten Zeit, und die Veränderungen des Herbstes und des Frühlings haben ihren gewohnten Verlauf. Sowohl die Sonnenwende als die Tag- und Nachtgleiche bringt die Tage, so wie sich's gehört. *) Auch unter der Erde sind Naturgesetze, uns weniger bekannt, aber nicht weniger bestimmt. Was du oben siehst, das glaube denn für unten. Auch dort sind ungeheure Höhlen, mächtige Gänge und Räume, auf beiden Seiten von herabhängenden Bergen umgeben. Es sind jähe unendlich tiefe Schlünde, die oft eingestürzte Städte in sich auffaßten, und die unge-

*) *Nach einer wohl nicht unglücklichen Conjektur suus dies würde es heißen: „Sowohl die Sonnenwende als die Tag- und Nachtgleiche kehrt zu bestimmter Zeit wieder."*

geheuren Trümmer in ihrer Tiefe begruben. Diese Alle sind voll von Luft, denn nirgends ist leerer Raum, und stehende Wasser sind dort, umschlossen von Finsternissen und ungeheuren Räumen. Auch Thiere leben darin, aber träge und unförmlich, wie die, so in lichterer und fetter Luft und in Gewässern sich erzeugen, die durch das lange Stehen ohne Leben sind; und die meisten solcher Thiere sind blind, wie die Maulwürfe und unter der Erde lebende Mäuse, die kein Augenlicht haben, weil sie keines brauchen. Daher werden, wie Theophrastus behauptet, an manchen Orten Fische aus der Erde ausgegraben.

17. Es wird dir hier Manches vorkommen, was du, weil dir die Sache unglaublich ist, mit guter Art für ein Mährchen erklären möchtest: daß man nämlich nicht mit Netzen oder Angeln, sondern mit Hacke und Spaten auf's Fischen ausgehe. Es wird schon auch noch kommen, [denkst du] daß man im Meere auf die Jagd geht. — Aber warum sollen denn die Fische nicht auf's Land übergehen, wenn doch wir über die Meere setzen? — Es ist eben ein Austausch der Wohnplätze. Es kommt dir wunderbar vor, daß Das geschehen soll: o wie viel unglaublicher ist das Thun und Treiben der Genußsucht, wie oft verläugnet sie die Natur oder geht über sie hinaus! Im Zimmer schwimmen Fische, und unter der Tafel fängt man einen, um ihn sogleich auf den Tisch zu bringen. Der Seebarbe will schon nicht mehr recht frisch dünken, wenn er dem Gast nicht in der Hand *abstirbt. In gläsernen* Flaschen stellt man sie *vor, und beobachtet das* Farbenspiel bei ihrem Sterben *wenn der Tod bringt bei dem* Ringen des Athems gar m

cherlei Veränderungen in der Farbe hervor; manche läßt man in der Fischbrühe sterben, und bereitet sie lebendig zu. — Und Das will man für ein Mährchen halten, daß ein Fisch unter der Erde leben könne, und ausgegraben werde, statt gefangen. Wie unglaublich sollte es ihnen vorkommen, wenn sie hörten, ein Fisch schwimme in der Brühe, und sey nicht des Speisens wegen über der Tafel abgethan worden; obwohl er ein großer Leckerbissen ist, hat er doch erst die Augen ergötzen müssen, und dann erst die Kehle.

18. Erlaube mir, daß ich, die Untersuchung bei Seite setzend, die Ueppigkeit geißle. Es gibt doch, sagt man, nichts Schöneres, als einen sterbenden Seebarben. Mitten im Todeskampfe verbreitet sich über den Sterbenden zuerst eine Röthe, dann eine Blässe; wie gleichartig wechselt er auch in andern Farbenbildungen zwischen Tod und Leben. Da hat die träumende, geschäftslose Genußsucht doch lange harren müssen! Schade, *) daß es so lange anstand, daß sie so spät erst zur Erkenntniß kam, um welch herrliches Gut sie verkürzt und getäuscht ward! Dieß große und schöne Schauspiel hatten bisher nur die Fischer genossen! Was soll mir ein gekochter Fisch, ein lebloser? wenn er auf die Tafel kommt, soll er erst zu athmen aufhören. Wir wunderten uns, daß man so eckel war, nicht zugreifen zu wollen, wenn der Fisch nicht erst heute gefangen war; denn er sollte, nach der üblichen Redeweise, noch den Meergeschmack haben. Darum ließ man ihn eilig herbeibringen, und es

*) Die Uebersetzung folgt hier der Erasmischen Conjectur: quam sero experrecta etc.

wurde den keuchenden und mit Geschrei herbeieilenden Trägern Platz gemacht. Wohin ist es gekommen mit den Leckermäulern! Der Fisch, den man heute erst abthat, gilt ihnen schon für einen faulen. — „Er ist doch aber erst heute gefangen worden.“ Die Sache ist zu wichtig, als daß ich dir darin glauben könnte. — Ich kann Niemand, als mir selbst glauben; man bringe ihn zur Stelle; vor meinen Augen soll er das Leben aushauchen! — Zu solchem Uebermuth sind die Bäuche der Schlemmer gekommen, daß sie dem Fisch keinen Geschmack abgewinnen können, sie haben ihn denn zuvor bei der Tafel noch schwimmen und zappeln gesehen. Je erfinderischer die sich selbst mordende Genußsucht wird, desto feiner und zierlicher sinnet die Narrheit, das Gewohnte verachtend, Tag für Tag Etwas aus. Man hörte sonst sagen: es sey doch Nichts besser, als ein Seebarbe aus den Klippen heraus. Aber jetzt heißt es: es ist Nichts schöner, als ein sterbender. Gib mir ein Glas in die Hand, worin er seine Sprünge macht, worin er zappelt! Nachdem man ihn lange genug und viel gepriesen hat, zieht man ihn aus dem durchsichtigen Gefängniß heraus, und wer dann der größte Kenner ist, präsentirt ihn umher. Seht doch! die glühende Röthe, höher als aller Mennig; seht doch, was für Adern er an den Seiten zieht! ey, sollte man nicht den Bauch für reines Blut halten! Und dann wieder das Lichtfarbe, — und an den Schläfen glänzt ja Etwas himmelblau her! Jetzt streckt er sich und wird bleich, und allmählig *ganz einfärbig!* Aber unter Diesen Allen tritt

Keiner zu einem Freund an's Sterbebette. Keiner kann es *über sich gewinnen*, den Tod seines leiblichen Vaters w

anzusehen, obwohl er ihn gewünscht haben mag. Wie selten begleitet Einer die Leiche eines Familiengliedes bis zum Scheiterhaufen! Bei der Brüder und Verwandten letztem Stündlein tritt man ferne; zum Tod eines Seebarben drängt man sich zusammen. Es gibt ja nichts Schöneres, als diesen. Ich kann mir nicht wehren, ich muß mir bisweilen ein kühnes, die Sphäre des eigentlichen Ausdrucks überspringendes Wort erlauben, sie sind zum Bauchdienst nicht mit den Zähnen und dem Magen und dem Munde zufrieden; auch mit den Augen sind sie Fresser.

19. Doch, um zu meinem Zweck zurückzukehren: so vernimm meinen Beweis, daß eine große Wassermasse unter der Erde verborgen sey, welche an Fischen fruchtbar ist, die durch ihre bewegungslose Lage eckelhaft geworden sind. Wenn dieselbe zuweilen hervorbricht, so führt sie eine unermeßliche Menge von Thieren mit sich, schauerlich anzuschauen und häßlich und schädlich, wenn man davon kostet. Wenigstens als in Carien in der Nähe der Stadt Hidyssus *) ein solches Wasser entsprungen war, starben alle die Leute, die solche Fische aßen, welche der neue Strom an die von denselben bis auf jenen Tag ungesehene Luft gebracht hatte. Und das darf uns nicht wundern. Es waren nämlich fette und ausgestopfte Körpermassen, wie aus einem lange unthätigen Zustand kommend, überhaupt ohne Bewegung und in Finsterniß gemästet und dem Licht entfremdet, aus dem alles gesunde Leben gesogen wird. Daß aber in solcher Tiefe der

*) Den Namen dieser Stadt geben die Handschriften verschieden an: Hypsinium, Hidyvium, Divium u. s. w.

Erde Fische entstehen können, dafür diene zum Beweis, daß auch Aale an verborgenen Orten sich erzeugen, eine freilich auch schwere Speise wegen der trägen Lebensweise [dieser Thiere] besonders wenn die Tiefe des Schlammes sie ganz und gar verbirgt. — Es hat also die Erde nicht nur Wasseradern, aus deren vereinigtem Lauf Flüsse entstehen können, sondern auch Ströme von ungeheurer Größe, deren einige ihren Lauf immer im Verborgenen haben, bis sie in irgend einer Vertiefung versunken, andere aber unter irgend einem See heraufkommen. Und wer weiß denn nicht, daß manche stehende Wasser unergründlich sind. Was soll daraus folgen? Es soll deutlich werden, daß darin ein versiegender Stoff für große Ströme sey, dessen Grenze nicht erreicht wird, wie bei Flüssen und Quellen.

10. Aber warum haben die Wasser einen verschiedenen Geschmack? Aus vier Ursachen. Die erste liegt in dem Boden, durch den sie fließen. Die andere in ebendemselben, wenn er durch die Veränderung desselben entsteht. Die dritte in der Luft, welche in Wasser zersetzt worden ist; die vierte in der Verdorbenheit, die ihnen oft zukommt, wenn sie Schaden leiden durch Verunreinigung. Das sind die Ursachen, die den Wassern einen verschiedenen Geschmack geben, und eine Arzneikraft, und Stickluft und einen schädlichen Geruch, und ihre Leichte und Schwere und entweder Wärme oder übermäßige Kälte. Es kommt darauf an, ob sie über schwefelhaltige, oder salpeterhaltige, oder Erdpechhaltige Stellen laufen. *Wenn sie auf* solchem Wege verdorben *sind, so ist es lebensgefährlich*, davon zu trinken. Daher *sagt Ovidius: [Verwandlungen* X, 2 f.]

„Da ist bei den Ciconen *) ein Fluß, der getrunken, wie Stein har Eingeweid macht, und, was er berührt, mit Marmor umkrustet.“

Er ist giftartig, und hat einen Schlamm von solcher Be schaffenheit, daß er sich an die Körper ansetzt und sie har macht. Sowie der Staub von Puteoli **), wenn er da Wasser berührt, zu Stein wird: so bleibt im Gegenthei dieses Wasser, wenn es einen festen Körper berührt, hän gen und heftet sich an. Daher kommt es, daß Dinge, di man in einen solchen See wirft, nach einiger Zeit verstei nert herausgezogen werden. Dieß ist in manchen Gegende Italiens der Fall; wenn man eine Ruthe oder einen Zwei versenkt, so zieht man ihn in wenigen Tagen versteiner heraus. Es wickelt sich nämlich um den Körper ein Schlamm und leimt sich allmählig an; Das wird dir nicht mehr s wunderbar vorkommen, wenn du bemerkst, daß der Albula, *** und in der Regel überhaupt schwefelhaltiges Wasser an sei nen Kanälen und Wasserleitungen sich als harte Messe an setzt. Irgend eine solche Ursache findet auch bei jenen See statt, von welchen Jeder, der den Mund daran setzt, nac demselbigen Dichter [Ovid's Verw. XV, 331.]

„Raset oder von wunderbar schwerem Schlummer betäubt wird.“

*) Die Ciconen, ein Volk in Thracien am Flusse Hebrus Vergl. Virgil vom Landbau IV, 520.

**) Von den Hügeln bei Puteoli — Puzzuolo — an der Seeküst Campaniens sammelt sich ein Staub, der, wenn er das Wa ser berührt, versteinert und eine gute Brustwehr gegen da Meer ist. Vergl. Plinius Hist. Nat. II, 103.

***) *Der Albula (Lago di Tartari) bey Tibur (Tivoli), aus welcher der Solfatara in die Tiber fließt.*

Er hat eine Wirkung ähnlich der des ungemischten Weines, nur heftiger. Denn gleichwie die Trunkenheit, bis sie vergeht, Wahnsinn ist, und durch die Ueberladung in betäubenden Schlummer übergeht: so hat der Schwefelgehalt solches Wassers ein von schädlicher Luft kommendes sehr scharfes Gift, welches das Gemüth entweder in Wahnsinn versetzt, oder mit Schlaf betäubt. — Solch eine schlimme Eigenschaft hat auch der Fluß von Lyncestis: *) [Ovid's Verwandlg. XV, 330. ff.]

Welcher davon in wenig gemäßigten Zügen geschöpfet,
Wankt nicht anders, als hätt' er vom stärksten Weine getrunken.

21. Manche Höhlen gibt's auch, — wer hineinschaut, ist des Todes: und so schnell wirkt das Uebel, daß es vorüberfliegende Vögel hinabstürzt; von der Art ist die Luft, von der Art der Ort, wo tödtliches Wasser hervortröpfelt. Ist die Vergiftung der Luft und des Raum's nicht so heftig, so ist auch die Schädlichkeit gemäßigter, und thut Nichts anders, als daß auf die Nerven eingewirkt wird, die dann wie von Trunkenheit abgespannt werden. Und ich kann mich nicht wundern, wenn der Ort und die Luft das Wasser ansteckt und den Gegenden ähnlich macht, durch welche und aus welchen es kommt. Ist ja doch auch der Geschmack des Futters in der Milch bemerkbar, und die Kraft des Weines tritt auch im Essig noch hervor. Es gibt Nichts, das nicht Kennzeichen von Dem, woraus es entsteht, merken ließe.

*) Der Fluß Erigon in Macedonien und Epirus. Vergl. Plinius Nat. Hist. II, 103.

22. Es gibt auch noch eine andere Art von Waſſer, von der wir behaupten, es ſey ſo alt, als die Welt. Mag nun dieſe von Ewigkeit ſeyn, ſo iſt auch dieſes Waſſer von jeher geweſen; oder hat ſie einen Anfang gehabt, ſo iſt auch dieſes mit dem All geordnet worden. Was Das ſey, fragſt du? Der Ocean, und alles Meer, was von ihm aus die Länder beſpült. Manche ſind der Anſicht, auch die Flüſſe, deren Natur unerklärlich iſt, haben zugleich mit der Welt ihren Urſprung genommen, z. B. der Iſter, der Nil, dieſe ungeheuren Ströme, und zu auſſerordentlich, als daß man behaupten könnte, ſie haben den nämlichen Urſprung, wie die andern.

24. Das alſo iſt, nach Einigen, die Eintheilung des Waſſers. Darauf kommen die Waſſer vom Himmel, die das Gewölke von oben herabfallen läßt. Von den Erdwaſſern ſind einige, wenn ich ſo ſagen ſoll, obenſchwimmende, die auf der Oberfläche des Bodens dahinſchleichen; andere ſind verborgen, von denen bereits die Rede war.

24. Warum manche Waſſer warm ſeyen, manche ſo heiß, daß ſie gar nicht zu brauchen ſind, wenn ſie nicht entweder in freier Luft verdampften oder durch Beimiſchung von kaltem lau werden, — davon führt man mehrere Urſachen an. Empedokles *) iſt der Meinung, durch Feuer, die an vielen Orten die Erde verbirgt und verdeckt, werde das Waſſer warm, wenn ſie unter dem Boden liegen, durch

*) Empedokles, ein Philoſoph und Dichter aus Agrigent in Sicilien, lebte um die 84ſte Olympiade. Die Stoiker berufen ſich häufig auf ihn.

welchen das Wasser seinen Durchgang hat. Man pflegt Drachen *) zu machen und Olivengefäße und allerlei Formen, in welchen man Röhren mit dünner Luft anbringt, welche sich abwärts herumschlingen, so daß das Wasser, welches oft um das nämliche Feuer herumgeht, so viel Raum durchströmt, als nöthig ist, um Wärme hervorzubringen. Kalt tritt es also ein, warm fließt es heraus. Eben dieß meint Empedocles, geschehe unter der Erde, und Wer Bäder ohne Feuer warm bekommt, wird nicht glauben, daß es falsch sey. Heiße Luft strömt in dieselben ein an heißer Stelle. Diese Luft, die in Kanälen strömt, erwärmt die Wände und die Badewannen gerade so, als ob Feuer darunter angemacht wäre. Endlich wird alles kalte Wasser durch die Uebergänge in warmes verwandelt, und die Ausdünstung führt keinen Geschmack mit sich, weil es durch verschlossene Räume geht. Manche glauben, wenn das Wasser durch schwefelhaltige Stellen aus- oder einströme, so nehme es durch den Einfluß des durchströmten Stoffes Wärme an, und als Beweis dafür beruft man sich auf den [schwefelartigen] Geruch und Geschmack. Es spricht sich nämlich darin die Eigenthümlichkeit der Materie aus, von der die Wärme kam. Daß du dich darüber nicht wundereſt, so gieße Wasser auf ungelöschten Kalk, — und dieser wird sieden, (aufbrausen).

25. Manche Wasser sind tödtlich, ohne daß sie sich

*) In den Bädern hatte man allerlei dergleichen sonderbar geformte Gefäße, in welchen das Badewasser durch das Hin- und Herlaufen erwärmt wurde.

entweder durch Geruch oder durch Geschmack auszeichnen. In der Gegend von Nonacris in Arcadien ist ein Wasser, — die Einwohner nennen es Styx, — das die Fremden täuscht, weil es weder dem Auge noch dem Geruch verdächtig vorkommt, so wie die Gifte großer Künstler sind, die man erst an der tödtlichen Wirkung erkennt. Dieses Wasser aber, von dem ich oben redete, richtet mit der größten Geschwindigkeit sein Verderben an, und es hilft kein Mittel dagegen, weil es sich im Augenblick, wo es getrunken worden ist, verhärtet, und nicht anders als wie Gyps noch während es feucht ist, zusammengezogen wird, und die Eingeweide zusammenschnürt. Es ist aber ein schädliches Wasser in Thessalien, in der Nähe von Tempe, das sowohl vom Wild als von allem Vieh gemieden wird; durch Eisen und Erz frißt es durch, solch eine Kraft hat es, auch das Harte zu erweichen. Auch nährt es keinerlei Baumwerk, und die Kräuter sterben davon ab. Manche Flüsse haben wunderbare Eigenschaften. Einige gibt es, deren Getränk die Schaafs-Heerden färbt; und in kurzer Zeit tragen davon diejenigen, welche schwarz gewesen waren, weiße Wolle; die aber weiß gekommen waren, gehen schwarz davon. Dieß ist auch die Wirkung zweier Flüsse in Böotien, von denen der eine wegen seiner Wirkung den Namen Melas [der Schwarze] führt; Beide *) kommen aus einem und demselben See, und haben doch entgegengesetzte Wirkungen. Auch in Macedonien ist, wie Theophrastus sagt, ein Fluß, an welchen man die Schaafe hinführt, wenn man sie weiß

*) Der andere ist der Cephirus.

will. Denn wenn sie davon längere Zeit getrunken
so wechseln sie die Farbe, als wären sie gefärbt
Braucht man nun schwärzliche Wolle, so kann
n unentgeldlichen Färber haben; man treibt die
nur an den nämlichen Peneus. Es sind neue Ge-
nner dafür vorhanden, daß in Galatia ein Fluß
an allen die nämliche Wirkung thue; es sey einer
adocien, durch dessen Trank die Pferde, aber sonst
ier, sich verfärben, und die Haut weiß gesprenkelt
Daß es manche Seen gibt, welche Leute tragen,
nicht schwimmen können, ist bekannt. In Sicilien
d in Syrien ist noch gegenwärtig ein See, *) in
Ziegelsteine schwimmen, und auch schwere Körper
rsenkt werden. Die Ursache davon liegt am Tage.
inen Gegenstand ab, welchen du willst, und thue
Wasser in die andere Wagschale, nur muß das
on beiden gleich seyn, ist das Wasser schwerer, so
den Gegenstand, der leichter ist, als es selbst, tra-
d ihn um so viel über sich halten, als er leichter
schwerer ist, wird sich abwärts senken. Wenn aber
wicht des Wassers und des Gegenstandes, den du da-
iegst, gleich ist: so wird er weder zu Grunde gehen,
stehen, sondern in gleicher Linie mit dem Wasser oben
r wird zwar schwimmen, aber beinahe unter dem
und auf keiner Seite hervorragend. Das ist der
warum manche Balken oberhalb des Wassers, fast
erausstehen; manche bis zur Hälfte sinken, manche

*) todte Meer, welches viel Salz und Erdharz enthält.

mit dem Waſſer auf gleicher Linie [im Niveau] ſtehen. Denn wenn das Gewicht von Beiden gleich iſt, und kein's dem andern nachgibt, ſo ſinkt auch das Schwerere und das Leichtere wird getragen. Schwer und leicht läßt ſich aber nicht beſtimmen, auſſer durch Vergleichung mit Dem, wovon Etwas getragen werden ſoll. Wenn daher das Waſſer ſchwerer iſt, als der Körper des Menſchen, oder eines Steins, ſo läßt es denſelben nicht ſinken, obſchon es davon auch nicht überwogen wird. Daher kommt es, daß in einigen ſtehenden Waſſern auch Steine nicht zu Boden ſinken, und ich rede von feſten und harten; denn es gibt viele löcherige und leichte, und aus ſolchen beſtehen die ſchwimmenden Inſeln in Lydien.*) Theophraſtus iſt dafür der Gewährsmann. Ich ſelbſt habe im Cutiliſchen See [im Sabiniſchen] eine ſchwimmende Inſel geſehen. Auch auf dem See von Vadimon [Lago di Bassano] fährt eine ſolche herum, und wieder eine auf dem Statonienſiſchen See [Lago de bagni oder Solfatara bei Tibur.] Die Inſel im Cutiliſchen See hat auch Bäume und nährt Kräuter; dennoch wird ſie vom Waſſer getragen, und auf dieſe oder jene Seite nicht nur vom Winde getrieben, ſondern auch von einem ſanften Lüftchen. Und nie bleibt ſie einen Tag und eine Nacht hindurch an derſelben Stelle, ſo beweglich iſt ſie von einem leichten Hauch. Das hat eine gedoppelte

*) Dieſe Inſeln heißen Calaminae, — Rohrinſeln — und werden nicht nur vom Winde, ſondern auch mit Stangen in Bewegung geſetzt. Vergl. Plin. Nat. hist. II, 95; ſie heißen auch tanzende Inſeln.

: die Schwere des Waſſers, welches Heilkräfte ent- d eben deßhalb gewichtig iſt, und dann den Stoff der der ſich [vom Waſſer] tragen läßt, und nicht aus dichten Körper beſteht, obwohl er Bäume nährt. ielleicht hat die fette Feuchtigkeit leichte Baumſtämme See zerſtreute Zweige an ſich gezogen und feſt gehal- Wenn daher je Felsſteine auf dieſer Inſel ſind, ſo wird zerfreſſen und ausgehöhlt finden, wie diejenigen ſind, on einer verhärteten Feuchtigkeit gebildet werden, ich in der Nähe der Bäche von Geſundbrunnen; und nn der Unflath vom Waſſer zuſammenwächst, ſo wird Schaum eine feſte Maſſe. Freilich muß es leicht as aus windigem und gehaltloſem Stoff zuſammen- n iſt. — In manchen Fällen läßt ſich keine Urſache , warum z. B. das Nilwaſſer die Frauen fruchtba- t, ſo daß es bei Manchen den Leib, der in langer Sarkeit verſchloſſen war, zur Empfängniß erweicht ner, warum gewiſſe Waſſer in Lycien das Empfan- Frauen haltbar machen; welche Waſſer Diejenigen , die eine nicht haltbare Gebärmutter haben. Ich Orts zähle dieſes zu den grundlos verbreiteten Sa- kau hat geglaubt, manche Waſſer ziehen dem Körper e zu, manche eine Art von Hautflecken und entſtel- leichſucht, ſie mag nun angeſchwemmt oder eingetrun- den. Dieſen Fehler ſoll das Waſſer haben, das ſich au geſammelt hat. — Wer ſollte nicht glauben, das Waſſer *ſey dasjenige*, welches zu Cryſtall wird? *ber umgekehrt: es geſchieht dieß nämlich mit dem*

en, das eben wegen seiner Dünne durch die Kälte am sten zum Frieren gebracht wird. Woher aber solcher entstehe, das ist aus dem Griechischen Namen zu er- ; Crystall heißt bei ihnen nicht nur jener durchsichtige n, sondern eben so auch jenes Eis, aus welchem man ibt, daß der Stein entstehe. Das vom Himmel kom- ade Wasser nämlich, welches gar wenig Erdstoff in sich , wird, wenn es verhärtet, durch das Anhalten langer älte je mehr und mehr verdichtet, bis es, nachdem alle uft hinausgetrieben ist, ganz in sich zusammengepreßt, und, das Feuchtigkeit war, zu Stein geworden ist.

26. Einige Flüsse werden im Sommer stärker, z. B. der Nil. Der Grund davon soll ein andermal angegeben werden. Theophrastus gibt an, auch in Pontus [einer Provinz von Kleinasien] wachsen einige Flüsse zur Sommerszeit; man glaubt aber vier Ursachen davon zu kennen. Entweder, weil die Erde dann am meisten geeignet ist, in Feuchtigkeit umgesetzt zu werden; oder, weil in der Ferne große Regengüsse fallen, deren Wasser, durch geheime Kanäle herbeigeführt, im Verborgenen andrängt. Der dritte Grund ist der: wenn durch häufige Winde die Mündung gepeitscht und durch das Anwogen zurückgeschlagen wird, so entsteht in Fluß Druckwasser, *) und er scheint zu wachsen, weil er nicht fort ergießt Der vierte Grund liegt in dem Einfluß der Gestirne. — Diese wirken in gewissen Monaten ein, und erschöpfen die Flüsse; treten sie weiter zurück

*) D. i. so bleibt der Fluß stehen, und drückt somit das strömende Wasser zu einem höhern Stand empor.

.n und ziehen sie nicht so viel auf. Was nun sonst z
.fzehrung bestimmt war, das kommt dann dem Wachsthu
d. *) Manche Flüsse fallen offenbar in irgend eine Höl
hinab, und kommen uns so aus dem Gesichte; manche ve
lieren und versenken sich allmählig; aber in einiger Entf
nung kommen sie wieder zum Vorschein, und erhalten ihr
Lauf und ihren Namen wieder. Die Ursache ist offenbar,
ist unter der Erde freier Platz. Alle Feuchtigkeit aber ge
ihrer Natur nach abwärts und in's Leere. An jenem g
heimen Ort versenkt, haben also solche Flüsse ihren Lauf g
macht; sobald aber etwas Festes, das sie hemmte, ihnen
den Weg trat, so brachen sie auf der Seite durch, die i
nen zum Hervortreten am wenigsten Widerstand leistete, u
nahmen ihren Lauf wieder an.

So wenn der Erde Schlund des Lycus **) Fluthen getrunken,
Tritt in der Fern' er hervor; aus anderem Quell sich ergießen
Also verschlungen anizt und in stiller Tiefe verfließend
Tritt Erasinus, der mächtige vor in Argos Gewässern. ***)

Der nämliche Fall ist auch im Orient mit dem Tigris;
sinkt in die Erde, und, nachdem man lange Nichts von ih
weiß, kommt er endlich in einem entfernten Orte wied
hervor, ohne daß zu bezweifeln ist, ob er denn auch d

*) Es ist auffallend, daß zu diesen Ursachen nicht auch die ei
fachste und natürlichste angeführt wird, nämlich das Schm
zen des Schnee's in den Hochgebirgen, da doch namentl
die Flüsse von Pontus aus dem Caucasus und Taurus ko
men.

**) Lycus, *ein Fluß in Phrygien*, Erasinus in Arcadien.

***) *Vergl. Ovid's Verwandlungen* XV, 276.

nämliche sey. Manche Quellen werfen zu bestimmter Zeit Unflath aus wie die Arethusa, allemal im fünften Sommer in Uebereinstimmung mit der Feier der Olympischen Spiele. Daher ist man der Meinung, daß der Alphäus aus Achaja bis dahin dringe und unter dem Meere seinen Lauf habe und erst an den Küsten von Syrakus wieder zum Vorschein komme, und daß also in den Tagen, in welchen die Olympischen Spiele sind, der Unrath von den Opferthieren, der in den abwärts strömenden Fluß geworfen wird, dort wieder hervorkomme. Diese Sage hast auch du erwähnt in deinem Gedichte, theuerster Lucilius, und eben so Virgilius, der die Arethusa anredet:

„Sö wenn unter die Fluthen Sicilia's du dich hinabsenkst,
Möge das bittere Meer dir nicht sein Wasser vermischen. *)

Auf der Landzunge von Rhodus ist eine Quelle, die nach geraumen Zwischenzeiten allerhand Unreines trüb vom Grund auf wühlt, bis sie frei und geklärt ist. Das thun an manchen Orten die Quellen, daß sie nicht nur Koth, sondern auch Blätter und Schaalen und allerlei verfaulte Dinge auswerfen: überall ist dieß bei dem Meere der Fall, in dessen Natur es liegt, daß es alles Unreine und Mißartige an die Küsten wirft. Einige Theile des Meeres thun dieß zu bestimmten Zeiten, wie z. B. in der Nähe von Messana und Mylä das unruhige Meer Etwas wie Mist an's Ufer herwirft und zischt und braust, nicht ohne häßlichen Geruch. **)

*) Vergl. Virgil's Eklogen X, 4. Das bittere Meer — eigentlich die bittere Doris, der Name einer Nereide, Meeresnymphe.

**) Vergl. Plin. nat. hist. II., 98. Mylä war eine Stadt in Sicilien auf einer Halbinsel. Das heutige Milazzo.

Daher der Mythus, daß dort die Sonnenrinder stallen. Allein in manchen Fällen ist die Sache schwer auszumitteln, besonders wo die Zeit einer solchen Erscheinung, von der sich's handelt, nicht beobachtet und nicht zuverläßig ist. Daher kann dann die nächste und örtliche Ursache freilich nicht aufgefunden werden, übrigens die allgemeine ist diese: es liegt überhaupt in der Natur stehender und eingegrenzter Gewäßer, daß sie sich reinigen. In solchen, die einen Lauf haben, können freilich Verunreinigungen nicht bleibend seyn, denn ihre Strömung treibt solche fort und hinweg. Die, welche nicht wegschaffen, was sich angesetzt hat, wogen mehr oder minder. Das Meer aber zieht Leichname, Stroh und was wie ein Ueberbleibsel von Gestrandeten ist, aus seinem Innern heraus, und reinigt sich nicht nur in Sturm und Fluth, sondern auch wenn es ruhig und still ist. —

27. Doch Das, worauf ich jetzt gekommen bin, mahnt mich, zu untersuchen, wie es denn, wenn einmal der vom Schicksal bestimmte Tag der [allgemeinen] Ueberschwemmung kommt, dabei zugehe, daß ein großer Theil der Erde unter Wasser gesetzt werde. Ob Das durch den Ocean bewirkt werde, und das äußere Meer sich gegen uns erhebe; ob häufige ununterbrochene Regengüsse und ein mit Vertreibung des Sommers anhaltender Winter eine unermeßliche Menge Wassers aus den geborstenen Wolken herabstürze: ob die Erde reichlicher Flüsse ausgieße und neue Quellen eröffne: oder ob für das gewaltige Uebel nicht nur eine Ursache vorhanden sey, sondern *ob alle Umstände zusammenwirken*, und zugleich *Regengüsse stürzen, und Flüsse anwachsen* und die Meere a*us ihren Behältnissen aufgeregt auslaufen* und alles zusamm

Zuletzt durch der Völker gewaltigen Ruin berühmt und belastet ergießt er sich in die Breite. Flüsse, die schon in ihrem ordentlichen Zustand mit Macht daherströmen, haben, durch den Witterungslauf aus der Ordnung gebracht, ihr Bette verlassen. Was meinst du, daß da Rhodanus sey, und was Rhenus und was Danubius, wenn sie auch in ihrem Flußbett einen Lauf haben, gleich Waldströmen, und nun, wenn sie ausgetreten, sich neue Ufer machen, und sobald sie den Boden zerrissen auch schon das [neue] Bett wieder verlassen? Mit welch reißender Eile wälzen sie sich dahin, wo der durch ebenes Feld fließende Rhenus bei aller Ausdehnung doch nicht gemach geht, sondern in mächtiger Breite so voll daher wogt, als ging's durch einen Engpaß? Und wenn der Danubius nicht mehr nur den Fuß der Gebirge und ihre Mitte streift, sondern sich an die Gebirgsrücken selber macht, mit sich rollend durchweichte Bergwände und herabgestürzte Felsen und Vorgebirge von großen Strecken, die sich, bei unterhöhltem Grund vom Festland losgerissen? Alsdann, keinen Ausweg findend, — denn er hat sich selber alles versperrt — geht es bei ihm im Kreise umher, und er treibt die ungeheure Masse von Ländern und Städten in einem Wirbel fort. Inzwischen dauern die Regengüsse fort, die Luft wird schwerer, und so geht in derselben lange Zeit Uebel aus Uebel hervor. — Was ehemals trübes Gewölk war, ist jetzt Nacht, und zwar eine schauerige furchtbare Nacht, weil gräßliche Lichtstreifen darein fallen; denn es zucken häufige Blitze, und Stürme peitschen das Meer, das jetzt erst durch der Flüsse Zuströmen wächst, da sich zu eng wird und nun seine Ufer hinausstößt; nicht

ihr hält es sich in seinen Grenzen, aber die daher rauschenden Ströme lassen es nicht hinaus und treiben seine Fluthen zurück: die meisten jedoch, als durch die erschwerte Mündung zurückgehalten, werden zu stehenden Wassern und machen die Gefilde einem See gleich. Nun ist Alles, so weit das Auge reicht, vom Wasser besetzt. Jeder Hügel steckt in der Tiefe verborgen, und überall ist die Tiefe unermeßlich; nur auf den höchsten Gebirgsrücken sind seichte Stellen. — Auf diese höchsten Gipfel hat man sich mit Weib und Kind geflüchtet und die Heerden vor sich her getrieben; abgeschnitten ist der Verkehr und das Zusammenkommen zwischen den Unglückseligen, weil jede Niederung mit Wasser ausgefüllt ist. Nur an den ragenden Gipfeln hingen sich die Ueberreste der Menschheit an, und da es mit ihnen auf's Aeußerste gekommen, war das Einzige noch das Tröstliche, daß die Angst sich in dumpfe Betäubung verwandelt hatte. Die Staunenden hatten nicht Zeit zu fürchten, — auch kein Schmerzgefühl war mehr möglich. Denn des Schmerzes Kraft ist an Dem verloren, der über die Empfindung des Uebels hinaus unglücklich ist. So ragen nun Gebirge als Inseln hervor, und vermehren die Zahl der ausgestreuten Cycladen, *) wie jener sinnreichste der Dichter **) sagt, so wie auch die Stelle des erhabenen Gegenstandes würdig wäre:

Alles war See, — es fehlten sogar die Ufer dem Meere,

*) Cycladen heißen eine Menge im Kreise um Delos herum liegende Inseln im Aegäischen Meere, z. B. Andros, Myconos, Tenos, Scyros u. s. w.

**) Ovid in den Verwandlungen I, 292. 304. 285. 290.

nur sinkt er von dem mächtigen Schwung des Geistes und des Stoffes zu kindischer Spielerei herab:

Wolf schwimmt unter den Schaafen, die Fluth trägt gelbliche Löwen.

Es verräth Mangel an Nüchternheit, wenn man bei der Schilderung des verschlungenen Erdkreises üppigen Witz spielen läßt. Großartig ist die Stelle und dem Bilde angemessen, wenn er singt:

Bahnlos rauschen daher durch offene Felder die Ströme;
— — es wanken gedrückt vom Strudel die Thürme.

Wunderherrlich, wenn er sich nur nicht darum bekümmert hätte, was denn die Schaafe machen und die Wölfe. — Und läßt sich denn schwimmen bei solcher Wasserfluth und so reißender Bewegung? Wird nicht jedes Thier von derselben Gewalt, die es dahin raffte, in den Grund versenkt? Du hast das Bild in seiner ganzen Größe aufgefaßt, wenn alles Land überfluthet ist und der Himmel selber auf die Erde herabstürzt. Halte dieß Bild fest. Und du weißt schon, was dann an seinem Orte ist, wenn du bedenkst, es schwimme der ganze Erdkreis. — Doch wir wollen zu unserem Zweck zurückkehren.

28. Manche sind der Ansicht, durch ungemäßigte Regengüsse könne die Erde wohl Schaden leiden, aber nicht über und über mit Wasser bedeckt werden. Was groß ist, braucht auch große Gewalt, bis ihm etwas zusagt. Der Regen macht schlechte Ernten, Baumfrüchte werden vom Hagel herabgeschlagen; durch Bäche schwellen die Flüsse an, *aber sie setzen sich wieder.* — Manche sind mehr dafür, das *Meer komme in Bewegung* und davon sey die Ursache solcher

Verwüstung abzuleiten; — es kann, [sagen sie,] nicht seyn, daß Waldbäche oder Regengüsse oder Flüsse an so großer Wassersnoth schuld sind. Wenn jene Zerstörung nahe ist, und das Schicksal beschlossen hat, mit der Menschheit eine solche Veränderung vorzunehmen, da gebe ich wohl zu, daß unaufhörliche Platzregen kommen und das Regenwetter nicht nachlasse, und kein Nordwind und keine trockene Luft mehr herrschend sey, und daß die Regengüsse und die Ströme zu viel Südwind haben:

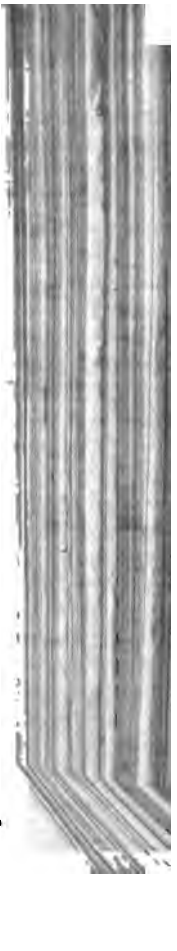
— — — bisher ist's noch bei'm Schaden geblieben;
Niedergeschmettert liegt die Saat, zernichtet des Landmanns
Hoffnung, dahin ist des langen Jahrs vergebliche Arbeit

Aber die Länder sollen nicht nur beschädigt, sie sollen überdeckt werden. Endlich, nachdem jenes Vorspiel vorangegangen, wachsen die Meere, aber nicht nur wie sonst, und treiben ihre Wogen höher, als der höchste Wasserstand bei dem gewaltigsten Sturme je gewesen. Dann kommen noch die Winde hinterher, und regen die mächtige Fläche auf, die sich weit von dem Gesichtskreise des innern Ufers bricht. Sodann wenn sie es weit über seine Ufer hinaus verbreitet haben, und das Meer auf fremdem Gebiete steht, rückt das Uebel gleichsam in die Nähe und es dringt die Fluth von den tiefsten Meeresgründen herauf. Denn gleich der Luft, gleich dem Aether hat dieses Element reichhaltigen Stoff, und je mehr im Verborgenen, desto größer die Masse. Diese Aufregung ist des Schicksals Werk, nicht der Fluth, denn die Fluth richtet nur des Geschickes Befehl aus, und in *mächtigen Krümmungen* schwellt sie das Meer auf und *treibt es vor sich her.* Dann steigt es zu einer erstau-

, und ſteht über jenen ſichern Zufluchtsörtern
n. Und das iſt keine zu große Höhe für das
il es ſo hoch ſteigen würde, als die Höhen der
, wenn man dieſe in eine gleiche Linie bringen
ie Meere ſind [überall] gleich [hoch]. Denn die
ich überall gleich. Das Hohle und Flache iſt über-
Allein eben dadurch iſt der Erdkreis gleich rund,
Seite aber ſind auch die Meere, welche ſich an die
gelmäßige Kugelform anſchließen. Aber ſo wie bei
ſchauen einer Fläche die allmählige Senkung nicht
) iſt; bemerken wir die Krümmungen des Meeres
und es ſcheint Alles, was man davon ſiehet, flach.
es ſteht in gleichem Höhe-Verhältniß mit der Erde.
: wird es ſich, um auszuſtrömen, nicht mächtig hoch
en, indem es ihm genug iſt, ein kleinwenig zu ſtei
um über den Gleichpunkt wegzukommen; und es ſtröm
vom Ufer ab, wo es ja tiefer iſt, ſondern von d
e, wo es eine Schwellung hat. Wie daher die Flu
Zeit der Tag- und Nachtgleiche, gerade wenn So
Mond zuſammenkommt, [zur Zeit des Neumonds]
en höher zu treiben pflegt, als je ſonſt: ſo zieht
he zu Ueberdeckung der Länder ausgeſandt wird,
: Heftigkeit, als ſonſt, wenn das Meer am größte
: Waſſer an ſich, und läuft nicht eher ab, als k
die Gipfel der Berge, die es überſtrömen will,
iſt. — Hunderttauſende von Schritten weit lä
*hen Stellen die Fluth aus, ohne zu ſchaden, und
r der Ordnung. Denn zu gemeſſener Zeit w
mit wieder ab. Aber zu jener Zeit ſchreitet

Raß fort. — Aus welchem Grunde? fragst
ichtlichen, aus welchem die Verbrennung
as Eine, wie das Andere tritt ein, wenn
r gut hält, daß das Beſſere beginne, das
r und Feuer iſt das Herrſchende auf der
r kommt ihr Urſprung, daher ihr Unter-
r mit der Erde eine Umgeſtaltung vorge-
mt das Meer ſo über uns her, wie die
fall eine andere Art des Unterganges be-

ſind der Meinung, die Erde leide dabei
es berſte der Boden, und decke neue
ſen auf, welche mehr ausſtrömen, weil es
mtmaſſe der Waſſer gehe. Beroſus, *)
s Belus, behauptet, es werde dieß durch
irne bewirkt: und er iſt in ſeiner Sache
r Verbrennung und der Ueberſchwemmung
mt; es werde nämlich die Erdenwelt ver-
le Geſtirne, die jetzt verſchiedene Bahnen
b s zuſammenkommen, und ſo auf einem
nkte ſtehen, daß eine gerade Linie durch
ller gezogen werden könne; die Waſſer-
erfolgen, wenn eben dieſelben Geſtirne in



Chaldäiſcher Philoſoph zur Zeit Alex. d. Gr.
alen in dem Tempel des Babyloniſchen Gottes
ngeblichen Urhebers der Sternkunde ſchrieb er
von Chaldäa und Babylon und ein aſtrologis
Vergl. Fabric. bibl. gr. Vol. XIV, 175. ed.

ſe im Steinbock zuſammentreffen. Bei jenem Stern-
haben wir den [Sommer-] Sonnenſtillſtand, bei dieſem
kürzeſten Tag. Einflußreiche Zeichen, wenn die Ent-
ſcheidungspunkte gerade mit dem Wechſel der Jahreszeiten
ſammentreffen. Und dieſe Urſachen möchte ich mir wohl
efallen laſſen; denn ſolch ein Untergang rührt wohl nicht
von etwas Einzelnem her; und was bei der Verbrennung
die Unſrigen angeben, möchte wohl hierher überzutragen
ſeyn, ſey nun die Welt etwas Geiſtiges oder etwas Körper-
liches, unter der Leitung der Natur ſtehend, wie die Bäu-
me, wie die Saaten; was von ihrem Anfang an bis zu ih-
rem Untergang von ihr gewirkt werden, und mit ihr vor-
gehen ſoll, liegt in ihr, wie in dem Saamen jegliches
Menſchen, der da werden ſoll, ſein Weſen begriffen iſt.
Auch das ungeborene Kind hat ſchon das Geſetz für den Bart
und für die grauen Haare, denn die Grundzüge des ganzen
Körpers und des ganzen folgenden Lebensalters liegen im
Kleinen und Verborgenen vor. So iſt im Urſprung der
Welt die Sonne und der Mond und die ganze Wechſelbahn
der Geſtirne und der lebendigen Geſchöpfe Urſprung nicht
minder begriffen, als das, wodurch die Umgeſtaltung der
Erdenwelt bewirkt werden ſoll. Dazu gehörte denn auch die
Ueberſchwemmung, die gerade ſo, wie der Winter, wie der
Sommer, nach dem Naturgeſetz kommt. Darum wird die
ſelbe nicht durch das Regnen kommen, aber durch das Re
nen mit; nicht durch das Anſtrömen des Meers, aber
durch das Anſtrömen des Meers, nicht durch ein Erdbeb
aber mit durch ein Erdbeben. Alles wird mit der N
zuſammenwirken, damit Das, was durch die Natur

chehe. Die Haupturſache jedoch zu ihrer Ueber-
ig wird die Erde ſelbſt darbieten, da wir ja ſchon
ſie ſeye einer Verwandlung fähig, und löſe ſich in
Stoffe auf. Es wird alſo einmal das Ende der
henwelt kommen, da, ihre Beſtandtheile unterge-
müſſen, und ganz von Grund aus vertilgt werden, auf
ß ſie ganz von Neuem, in natürlicher Unſchädlichkeit wie-
er geboren werde und Nichts mehr ſey, was ſie verderblich
zu werden anweist: *) alsdann wird mehr feuchter Stoff,
als ſtets war, entſtehen. Denn jetzt ſind die Elemente nach
Dem abgewogen, was ſie eigentlich zu thun haben. Es muß
Etwas ſeyn, das zu etwas Anderem tritt, wenn Das, was
im Gleichgewicht ſteht, aus dem Gleichgewicht kommen ſoll;
dieſes Etwas wird zu dem feuchten Stoff hinzukommen [nämlich die Erde, die ſich in feuchte Stoffe auflöst.]. Im jetzigen Zuſtand hat der feuchte Stoff ſo viel Maſſe, um die Erde zu umgeben, nicht um ſie zu überdecken. Was nun dazu kommt, muß nothwendig an eine Stelle austreten, die ihm nicht gehört. Dem Waſſer alſo hat es die Erde gleichermaßen zuzuſchreiben, daß ſie als der ſchwächere Theil dem ſtärkern unterliegt. Sie wird alſo anfangen zu faulen, ſofort locker werden und in Feuchtigkeit übergehen und durch die anhaltende Verfeuchtung zerfließen. Dann werden unter den Gebirgen Flüſſe hervorſpringen, und dieſe mit ihren Anſtößen wankend machen, und es braucht dann nur ein leiſes Lüftchen, ſo werden ſie auseinander ſeyn, Aller Boden wird Waſſer *hervorbringen*, auf den höchſten Gebirgen wird's

*) *Nämlich keine Menſchheit*, wie ſie jetzt iſt.

von Quellen sprudeln, gleichwie das Gesunde erkrankt und die Nachbartheile eines Geschwürs mitleiden; je näher Etwas bei den zerfließenden Ländern ist, desto eher wird es ausgespült werden, triefen und dann in Fluß kommen, und während da und dort ein Fels sich spaltet, wird es durch das Gewässer springen und Alles zu Einem Meere machen. Nichts wird mehr von den Adriatischen, Nichts von den Sicilischen Meerpässen zu sehen seyn, nichts von Charybdis, nichts von Scylla. Alle Sagen werden in dem neuen Meere begraben liegen, und der Ocean, der die äußersten Länder umgürtet, wird in der Mitte stehen. Was wird's seyn? Der Winter wird Nichts darnach fragen, ob die Monate sein seyen, der Sommer wird verdrängt werden, und wo sonst ein Gestirn das Land trocken machte, wird es seine Glut verloren haben und Nichts ausrichten können. Da ist's aus mit den vielen Namen, mit dem Caspischen und rothen Meer, mit dem Ambracischen und Cretischen Meerbusen, mit Propontis und schwarzem Meer. Aufhören wird all der Unterschied. Zusammenfließen wird Alles, was die Natur in die gehörigen Theile geschieden hat. Nicht Mauren, nicht Thürme werden Jemanden Schutz gewähren; Nichts werden die Tempel den Flehenden helfen, Nichts die höchsten Gebäude der Städte, denn vor den Fliehenden wird die Woge herschreiten und sie mitten aus ihren Burgen mit fortnehmen. — Vom Abend und vom Morgen wird's zusammenströmen, — ein einziger Tag der Menschheit ihr Grab bereiten. Was sie bei des Geschickes langer Huld angebaut, was sie über das Andere erhoben hat, das Herrliche all und Geschmückte, und Thronen mächtiger Völker werden dahin seyn.

Der Natur iſt, wie ich ſagte, Alles möglich; hat
ch Solches zu thun gleich von Anfang beſtimmt, und
nicht auf einmal daran, ſondern ſie hat es angedroht.
on am erſten Tage der Welt, da ſie von formloſem
ei in dieſe Geſtaltungen überging, ward es beſchloſſen,
elcher Zeit die Erdenwelt in's Waſſer verſinken ſollte,
auf daß nicht die Arbeit einmal ſie zu hart ankomme,
s wäre etwas Neues zu thun, ſo üben ſich die Meere
längſt darauf ein. Siehſt du nicht, wie die Woge gegen die Ufer brandet, als wollte ſie heraus? Siehſt du nicht, wie die Fluth ihre Grenzen überſchreitet, und das Meer in den Beſitz der Länder einführt? Siehſt du nicht, wie ſie einen ewigen Kampf mit Dem hat, was ſie einſchließt? Wie kannſt du nun noch da, woher du ſolch ein Stürmen ſiehſt, Furcht haben vor dem Meer und vor den mit Macht und Gewalt daherſtürzenden Flüſſen? Wo iſt dann eine Stelle, da die Natur nichts Naſſes hingeſetzt hätte, auf daß ſie uns, wenn ſie wollte, ergreifen könnte? Ich will ein Lügner heißen, wenn man nicht, wo man die Erde aufgräbt, Feuchtigkeit findet, und ſo oft uns die Habſucht in die Gruben führt, oder irgend eine Urſache uns in die Tiefe einzudringen zwingt, ſo iſt es Waſſer, was dem Aufgraben ein Ende macht. — Nimm nun noch dazu, daß in verborgenen Tiefen ungeheure Seen ſind und viel von verſteckt liegendem Meer, und mancher Strom, der verdeckt fließt. So wird alſo überall her Grund zur Waſſerfluth da ſeyn, da die einen Gewäſſer unter den Ländern her, andere um ſie herumfließen, die lange niedergehaltenen durchbrechen und Ströme mit Strömen

verbinden und Seen mit Sümpfen. Da wird das Meer den Mund aller Quellen vollfüllen, und aus mächtigern Schlünden losbrechen lassen. Gleichwie der Magen unsere Körper zur Ausleerung bringt, gleichwie die Kräfte in Schweiß sich verlieren: so wird die Erde flüssig werden; und wenn keine Ursache mehr wirkt, so wird sie in sich selbst den Stoff zu ihrem Versinken finden. So, glaub' ich, wird alles Gewaltige zusammenwirken. Und es wird nicht lange brauchen, bis es dahin ist. Das Band, welches zusammenhält, wird angegriffen und auseinandergerissen, wenn die Welt einmal Etwas von dieser so zweckmäßig genauen Ordnung nachgelassen; auf der Stelle wird dann von allen Seiten, auf der Oberfläche und aus verborgener Tiefe und aus der Höhe der Einbruch kommen. Nichts ist so gewaltsam und unmäßig, nichts so widerstrebend und gegen Das, was fest halten will, gewaltthätig, als eine große Wassermasse; sie wird von der ihr gewährten Macht Gebrauch machen und auf Geheiß der Natur, was sie zerreißt und umfängt, anfüllen. Sowie ein Feuer, das an verschiedenen Stellen entstanden ist, seinen Brand alsbald vermischt, weil die Flammen sich zu vereinigen eilen: so werden sich in einem Augenblick die ausgetretenen Meere verbinden. Aber nicht immer werden die Wasser Das thun können, sondern wenn die Zernichtung des menschlichen Geschlechtes vollendet ist, und auch die wilden Thiere, deren Natur die Menschen angenommen hatten, vertilgt sind, so wird das Wasser wieder von der Erde eingeschluckt werden; die Natur wird das Meer zwingen, zu stehen und in seinen Grenzen zu toben, und zurückgedrängt von unsern Wohnplätzen wird der Ocean

ine geſonderte Stellung getrieben und die alte Ordnung
:r herbeigerufen werden. Alles lebende Weſen wird
Neuem erzeugt und der Erde eine Menſchheit gegeben
en, die von Freveln nichts weiß, und unter günſtigern
nen in die Welt tritt.
)och auch bei ihr wird die Unſchuld nur dauren, ſo lange
n iſt. Schnell greift die Verderbniß um ſich, — Tu-
iſt ſchwer zu finden, ſie braucht einen Leiter und Füh-
Die Laſter aber lernen ſich auch ohne einen Lehrer.

Inhalt des vierten Buchs.

Ermahnung an Lucilius, auf seinem Posten — als Procurator von Sicilien — von Herrschsucht, fern soviel als möglich in Muße den Wissenschaften zu leben, insbesondere sich den Schmeichlern nicht hinzugeben, deren Schlingen die Großen am meisten ausgesetzt sind. Gefahr von Denselben bei aller Vorsicht. Schmeicheleien gefallen, auch wenn man sie zurückweist. Jeder gibt am meisten da Blößen, wo er angegriffen wird. Nie darf man sich sicher und fest genug glauben. Die gefährlichsten Schmeichler sind Die, die es am plumpsten machen. Ein Beispiel und Vorbild, wie man sich gegen Schmeichelei waffnen müsse, ist Gallio, der sich nicht einmal eine allgemein anerkannte Vortrefflichkeit zum Lob anrechnen ließ. Man muß sich nicht loben lassen, sondern nur sich selbst loben durch das Verhalten, und Keinem trauen, welcher lobt. Allgemeine Verdorbenheit der Menschen. Darum muß man sich zurückziehen, und sich der Betrachtung der Natur hingeben.

Kap. 1 — 2. Untersuchung, warum der Nil in den Sommermonaten so wasserreich werde. Abhängigkeit der Fruchtbarkeit Aegyptens von den Nilüberschwemmungen. Cataracten des Nils. Er setzt Schlamm und Erdreich an; ernährt große Thiere, hauptsächlich das Crocodil. Dessen Kampf mit den Delphinen und Flucht vor den Tentyriten. — Verschiedene Hypothesen über die Ursachen von dem Wachsen des Nils. Anaxagoras sagt, es komme vom Schneewasser aus den *Aethiopischen Gebirgen*. Widerlegung dieser Ansicht. Thales *sucht den Grund darin*, daß die Hundstagswinde sich *dem Ausströmen des Nils* entgegenstemmen. Widerlegung.

Ansicht des Oenopides aus Chios. Widerlegung derselben. Meinung des Diogenes von Apollonia, zur Erklärung des Phänomens ungenügend.

Kap. 3 — 7. Vom Hagel und dessen Entstehung. Warum er rund sey? Warum es im Winter schneit, aber nicht hagelt. Daß die Frühlingsluft durch das berstende Eis und den schmelzenden Schnee aus den nördlichen Gegenden erkältet werde, und sich dann kalte Winde erzeugen, und statt Regens Hagel hervorbringen. — Beobachtung der Wolken und Vorhersagen des Hagelwetters durch eigene Wetteraufseher in Cleonä.

ap. 8 — 11. Vom Schnee; wo und wie er entstehe. Warum die der Erde am nächsten liegende Luft wärmer sey, als die höhere? Die untere ist dicker, die obere dünner; diese läßt daher die Sonnenstrahlen mehr durch, jene weniger. — Warum die Luft auf den höchsten Bergen, unerachtet sie der Sonne näher ist, doch dadurch Nichts an Wärme gewinnen könne. Die in der Nähe der Erde befindliche Luft hat, wenn Schnee fällt, zu viel Kälte, als daß es regnen, und zu viel Wärme, als daß es hageln könnte.

ap. 12. Ueber den Luxus, welcher zu Rom mit Schnee und Eis getrieben werde; und woher dieser Luxus komme.

Vorwort.

Du bist, so viel ich von dir vernehme, mein bester Lucilius gerne in Sicilien und (in dem Amt) einer ruhigen procuratur. *) *Du wirst auch* ferner gerne da seyn, wenn

*) *Lucilius war — durch Seneca's* Verwendung — Procurator — *Statthalter — in Sicilien* geworden.

du bei deiner Stelle innerhalb ihrer Grenzen bleiben und nicht, was Verwaltung ist, zu unumschränkter Herrschaft steigern willst. — Ich zweifle nicht, daß du es so halten wirst. Ich weiß, wie ferne du vom Ehrgeiz bist, und welch ein Freund der Muße und der Wissenschaften. — Nach jenem unruhvollen Leben und Menschengewühl mögen Diejenigen ein Verlangen haben, die es mit sich selbst nicht aushalten. Du kommst mit dir selbst ganz gut aus. Allein wundern darf man sich nicht, daß dieß nur bei Wenigen der Fall ist: man ist herrschsüchtig und aufdringlich gegen sich selbst. Bald macht uns die Liebe zu uns selbst, bald die Unzufriedenheit mit uns selbst zu schaffen; das unglückselige Gemüth erheben wir bald in Hochmuth, bald peinigen wir es durch Begierden, bald erschlaffen wir es durch Vergnügungen; bald quälen wir es durch Sorgen. — Und Das ist das Beklagenswertheste, wir sind nie für uns. So kann es auch bei der großen Gesellschaft von Lastern nicht fehlen, wir leben in einem ewigen Krieg. Thue also, mein Lucilius, wie du es zu halten gewohnt bist. Reiß dich, so viel du kannst, von dem Gewühle los, und laß dir die Schmeichler nicht zu Leibe; sie sind Meister darin, die Großen zu fangen. Gewachsen wirst du ihnen, auch bei aller Vorsicht, nicht seyn. Glaube mir, du gibst dich, wenn du dich einnehmen lässest, selbst in ihre Garne. Die Schmeicheleien haben das Eigene an sich, sie gefallen, auch wenn man sie zurückweist; und hat man ihnen auch den Zugang verwehrt, am Ende läßt man sie doch ein. Denn gerade dafür, daß man sie abweist, suchen sie sich zu entschädigen, sie lassen sich nicht abweisen, man mag noch so grob gegen

ſie ſeyn. Es iſt unglaublich, was ich jetzt ſagen werde, aber eben doch wahr. Jeder gibt ſich gerade auf der Seite am meiſten bloß, von der er angegriffen wird. Denn vielleicht wird er gerade deshalb da angegriffen, weil er Blößen gibt. Faſſe dich daher ſo, daß du einſiehſt, dahin könneſt du es nie bringen, daß man dir nicht beikommen könnte. Magſt du auch alle Vorſicht anwenden, zwiſchen der Rüſtung hinein wird man dir Eins verſetzen. Der Eine wird ſeine Schmeicheleien heimlich ſpielen laſſen, und es damit nicht übertreiben; der Andere offenbar, unverholen, mit angenommener Derbheit, und als ob das Einfalt wäre, nicht Abſicht. Meiſter in dieſer Kunſt war Vitellius Plancus; *) der pflegte zu ſagen: man müſſe nicht verſteckt und unmerklich ſchmeicheln. Es hilft Nichts, zu buhlen, wenn es unbemerkt bleibt. Der Schmeichler gewinnt am meiſten, wenn man ihn auf der That ertappt; mehr noch, wenn er ausgeſcholten und beſchämt wird. Nimm an, daß du bei deiner Stellung es nicht nur mit einem Plancus zu thun haben wirſt, und daß es noch keine Wehr gegen das ſo gewaltige Uebel iſt, wenn man nicht gelobt ſeyn will. Criſpus Paſſianus, **) der feinſte Kopf, den ich kannte, in jeder

*) Lucius Munatius Plancus, College des M. Aemilius Lepidus im Conſulat, hielt es zuerſt mit Brutus, dann mit Antonius, dem er bei Cleopatra den Kuppler machte. Zuletzt trat er auf die Seite des Auguſtus. — Vitellius, der nachmalige Kaiſer, hatte ſchon unter Caligula und Claudius ſich große Ehrenſtellen erſchmeichelt.

**) Criſpus Paſſianus, zweimal Conſul und ein berühmter Redner, Nero's Stiefvater.

Hinsicht, besonders in Auffindung und Heilung der Schwachheiten, pflegte zu sagen, gegen die Schmeichelei halten die Leute zwar die Thüre vor, aber verschließen sie nicht, und zwar so, wie man sie gegen ein Liebchen vorzuhalten pflegt; die, wenn sie daran pocht, ganz willkommen ist, willkommener noch, wenn sie dieselbe aufbricht. Demetrius, der vortreffliche Mann, äußerte sich, wie ich mich erinnere, gegen einen mächtigen Freigelassenen: wenn ihm einmal sein gutes Gewissen entleidet wäre, so wollte er leicht den Weg zum Reichwerden finden. Aber ich beneide euch, sprach er, um diese Kunst nicht, ich will vielmehr Denen, welche zusammenscharren müssen, Winke geben, wie sie sich nicht dem zweifelhaften Glück der Seefahrten, oder des Kaufens und Verkaufens von Rechtshändeln zu unterziehen, es nicht mit dem unsicher lohnenden Feldbau oder mit der noch unsicherer lohnenden Wechselbank zu versuchen brauchen, wie sie sich nicht allein auf einem leichten, sondern sogar noch auf einem recht lustigen Wege Geld machen, und die Leute so um das Ihrige bringen können, daß diese selber noch ihren Spaß dabei haben. Ich darf nur, sprach er, schwören, du seyest länger als Fidus Annäus und Apollonius Pycta, *) wenn du schon nur die Statur eines mit einem Thracier ringenden Thraciers hast. — Und es gibt, du hast mein Wort darauf, gar keinen freigebigeren Mann, als du bist, denn du kannst den Schein haben, als hättest du Jedem Al-

*) Wahrscheinlich Namen von Gladiatoren, die wegen ihrer Körpergröße berühmt waren. — Thrax hieß eine Art von Gladiatoren, welche in Thracischer Kleidung und Waffenrüstung sich oft ganz unter ihre Schilde zusammenzuziehen

les Das geschenkt, was du ihm nicht abgenommen hast. So ist's, mein Junior, je offenbarer die Schmeichelei ist, je unverschämter, je mehr sie sich die Schamhaftigkeit aus dem Gesichte reibt, und die des Andern zernichtet, desto schneller feiert sie ihren Triumph. — Denn man hat es bereits so weit in der Tollheit gebracht, daß man Den, der mit Schmeichelworten nicht sehr freigebig ist, für einen Uebelwollenden, (kargen Lober) hält. — Ich habe dir schon oft gesagt, daß mein Bruder Gallio, ein Mann, den Jeder, wenn es ihm auch nicht möglich ist, ihn noch mehr zu lieben, doch zu wenig liebt, wie ihm andere Fehler ganz unbekannt sind, diesen sogar verabscheue. Du hast ihn von jeder Seite erprobt. Du hast angefangen, seinen Geist so groß und würdevoll, hochzuachten, und hättest ihn lieber zu den Göttern erhoben, als [durch Schmeichelei] zur Gemeinheit herabgezogen gesehen: — er hat sich nicht beikommen lassen, [[gleich hat er dir das Bein unterschlagen]. Du hast seine einfache Lebensweise zu rühmen angefangen, vermöge deren er sich vom Geld so fern hielt, daß er es weder zu haben, noch zu verwerfen scheint: und er hat dich gleich das erste Wort nicht ausreden lassen. — Du hast angefangen, seine Freundlichkeit und absichtslose Anmuth zu bewundern, die auch Diejenigen hinreißt, die sie nur im Vorbeigehen berührt, und seine uneigennützigen Verdienste auch um Solche, die nur zufällig mit ihm zusammenkommen. Ja, kein Sterblicher ist einem Einzelnen so lieb, als Dieser Allen ist: *während dabei seine natürliche* Güte solche Gewalt *über die Herzen ausübt,* daß von Absicht und Verstellung *nie Spur zu finden ist.* — Jeder läßt sich doch wenigste

allgemein anerkannte Vortrefflichkeit zum Lob anrechnen; auch von dieser Seite hat er sich nichts Schönes von dir sagen lassen, so daß du ausriefst, da habest du nun einen Mann gefunden, unbezwingbar gegen die Locktöne, die jeder Mensch in sein Herz eindringen läßt. Da hast du denn nur um so mehr deine Achtung vor solcher Klugheit und vor solcher Festigkeit in Vermeidung eines unvermeidlichen Uebels zu erkennen geben müssen, weil du gehofft hattest, es könne, obwohl du Schmeichelhaftes sagtest, Dasselbe doch darum ein offenes Ohr finden, weil du Wahrheit sprachst. Aber nur um so mehr sah er ein, daß er sich dagegen zur Wehre setzen müsse. Denn stets will das Falsche Wahrheit gewinnen, vom Wahren aus. Es ist jedoch nicht meine Meinung, du sollest mit dir unzufrieden seyn, als ob du deine Rolle schlecht gespielt, und Jener irgend Etwas wie Scherz oder Trug bei dir vorausgesetzt hätte. — Nicht ertappt hat er dich, sondern zurückgewiesen. — Das sey denn das Vorbild, nach dem du dich richtest! Tritt irgend ein Schmeichler zu dir, so sprich: Willst du nicht die Worte, die jetzt von einer Behörde zur andern mit allen Förmlichkeiten übergehen, lieber an Einen bringen, der bereit, das Gleiche zu thun, sich gefallen läßt, anzuhören, was du sagen magst. — Ich mag weder täuschen, noch kann ich mich täuschen lassen. Ich wollte mich schon von euch loben lassen, wenn ihr nicht auch heillose Leute loben würdet. — Allein, was willst du dich so weit einlassen, daß sie dir in der Nähe beikommen können? Bleibet lieber hübsch weit von einander weg. Wenn du den Wunsch hast, auf ehrliche Weise gelobt zu werden: warum sollst du denn Jemand

n dafür verbindlich seyn? Lobe du dich selber! Sage, ich
ibe mich edlen Wissenschaften ergeben, wiewohl mir meine
littellosigkeit eine andre Weisung gab, und meinen Geist
i Ergreifung eines Faches bestimmen wollte, wo man vom
tudium auch sogleich Etwas hat. Zu der uneinträglichen
ederkunst hab' ich mich gewendet und dem heilsamen Stu-
um der Philosophie hab' ich mich gewidmet. Ich habe ei-
n Beweis abgelegt, daß für die Tugend jede Brust ge-
haffen sey, und mich emporringend über die beschränkten
erhältnisse meiner Geburt, und nicht nach meinem Loose,
ndern nach meinem Innern mich messend, hab' ich mich
m Größten gleich gestellt; nicht hat mir des Gätulicus *)
reundschaft das Zutrauen des Cajus [Caligula] entrissen,
cht haben Messala **) und Narcissus, ***) lange des Staa-
s Feinde, ehe sie sich gegen sich selbst kehrten, meinen
ntschluß wankend machen, noch zu der Rolle Anderer be-
egen können, die zu ihrem Unglück Günstlinge waren.

*) Cnejus Lentulus Gätulicus, ein vortrefflicher Mensch, Dich-
ter und Geschichtschreiber, kam bei Caligula in Ungnade, weil
ihn die Legionen in Germanien so lieb hatten. Er wurde
auf Befehl des Kaisers getödtet im J. d. St. 792. — Wer
sein Freund war, der — hätte man erwarten sollen — ver-
lor wohl das Zutrauen des Kaisers.

*) Messala, welcher bei Sueronius, Statilius Corvinus heißt,
und Narcissus, der oft erwähnte Freigelassene des Claudius,
zettelten gegen diesen Kaiser eine Verschwörung an; jener
aber wurde an diesem selber zum Verräther.

*) *Zu der Conjectur:* Messalina et Narcissus, möchten die *Stellen Sueton. in v. Claud.* 39. u. Tacit. Annal. XI. 30. 37. XIII, 1. berechtigen.

Meinen Nacken hab' ich dargeboten, für mein gegebenes Wort. Kein Wort hab' ich mir abdringen lassen, das nicht mit gutem Gewissen über meine Lippen gehen konnte. Für die Freunde hab' ich Alles gefürchtet, für mich Nichts, als etwa, ich möchte zu wenig für die Freundschaft gethan haben. Nie hab' ich weibische Thränen geweint, noch mein Leben von eines Andern Hand erfleht. Nichts hab' ich gethan, was einem Patrioten, was einem Manne nicht ziemte. Größer als meine Gefahren, entschlossen, entgegen zu gehen Allem, was drohte, hab' ich dem Schicksal gedankt, daß es an mir erproben wollte, wie hoch ich Manneswort anschlage. Etwas so Großes durfte mir nicht wenig kosten. Und es hat mich erst nicht lange schwankend gelassen, denn es stand ja nicht auf der Wage, ob es besser wäre, daß ich geopfert werde für mein Wort, oder mein Wort für mich. Nicht in der Hitze der Ueberraschung habe ich mich zu dem äußersten Mittel entschlossen, um der Wuth jener Gewaltigen zu entgehen. Ich sah bei Cajus die Folterwerkzeuge, ich sah die Feuerqualen. Ich wußte längst, es sey unter ihm mit der Menschheit dahin gekommen, daß es unter die Werke der Barmherzigkeit gehörte, wenn man Einen tödtete. Dennoch hab' ich mich nicht in's Schwert gestürzt, noch bin ich mit offenem Munde in's Meer gesprungen, auf daß es nicht schiene, ich könne für mein Wort nichts weiter, als sterben. — Denke dir nun dazu noch einen Charakter, der sich durch Geschenke nicht gewinnen läßt, und bei der Habsucht *mächtigem Wettkampf eine* Hand, die sich nie nach Gewinn *ausstreckte. Denke dir dazu* Sparsamkeit im Haushalt, Be*scheidenheit im Umgang,* Menschenfreundlichkeit gegen die

jern und Ehrerbietung gegen die Höhern. Darnach
ige dich bei dir selbst, ob, was du da vorbrachtest,
ey oder falsch. Ist's wahr, so hast du einen wichti-
ugen vor dem du gelobt bist; ist's falsch, so hast du
och wenigsteus] ohne einen Zeugen lächerlich gemacht.
h ist's, daß du nun auch von mir meinst, ich wolle
tweder fangen, oder auf die Probe stellen. Glaube
t von Beidem am liebsten magst, und fange bei mir
einem zu trauen. — Denke dich nur recht hinein in
Ausspruch Virgils: *)

„gends sichere Treu."

n den von Ovid: **)

– Wo Land ist umher, herrscht wild die Erinnys.
rll ch, zur Unthat sind sie verschworen. —

was Menander sagt ***) sagt: denn Wer fühlte nicht
höhern Sinn tief angeregt durch den Abscheu gegen
gemeine Hinneigung der Menschheit zu Verkehrtheiten.
sagt er, leben heillos. — Damit tritt der Dichter
am mit bäurischer Derbheit auf die Bühne. Nicht
reis nimmt er aus, nicht den Jüngling, nicht das
, nicht den Mann; und fügt hinzu: nicht Einzelne
en, nicht Wenige, sondern der Frevel sey bereits
sammenhängendes Ganzes. — Darum muß man sich

Virgils Aeneis IV, 373.
vid's Verwandlungen. I, 241.
Menander, ein berühmter Schauspieldichter zu Athen. Die
agmente seiner verloren gegangenen Dramen hat Clericus
sammelt. Amst. 1709 und Schneider in s. Ausg. Aesops
L. 1812.

davon machen, sich auf sich selbst zurückziehen, ja vielmehr sich von sich selbst losmachen. Dazu will ich dir, obschon ein Meer uns trennt, behülflich seyn, daß ich dich, wenn du nicht weißt, wohin, bei der Hand ergreife und zum Bessern führe. Und auf daß du dich nicht einsam fühlst, so will ich mich in's Gespräch mit dir einlassen. Wir werden beisammen seyn, mit dem bessern Theil unsers Selbst. Wir werden uns gegegenseitig Rath ertheilen, und während du an meinen Blicken, indem ich dir zuhöre, aufmerksam hängst, will ich dich weit wegführen von deiner Provinz, damit du nicht etwa zu viel auf jene Geschichten baueſt, und dir darin zu gefallen anfängst, wenn du bedenkst: unter mir stehet diese Provinz, die der größten Städte Heeren nicht nur nicht unterlag, sondern die Macht derselben brach, da sie der Preis war des ungeheuren Kriegs, zwischen Carthago und Rom, da sie die Macht von vier Häuptern Roms, *) also vom ganzen Reiche an einem Punkte vereinigt sah, das Glück des Pompejus hoch emporhob, das des Cäsar erschöpfte, das des Lepidus umwandte, und das Glück Aller von sich abhängig machte, diese Provinz, die Zeuge war

*) Diese Vier sind die Triumvirn Augustus, Antonius und Lepidus, und dann Sextus Pompejus, der zwei Jahre nach Cäsar's Tod, 710, Sicilien bekam. Bald darauf ward er im Krieg gegen das Triumvirat Sieger über Octavian. Im J. d. St. 719. aber wurde er bei Naulochus — Casale — von Octavian in einer Seeschlacht besiegt, und fand in Asien seinen Tod. — Lepidus, weil er dem Octavian im Sicilischen Kriege beigestanden, maßte sich im Uebermuth den Sieg an, mußte sich aber, von seiner Armee und vom Glück verlassen, bald vor Octavian demüthigen.

waltigen Schauspiels, woraus die Sterblichen klar lernen konnten, wie schnell der Fall sey vom Höchsten Tiefsten, und auf wie verschiedenen Wegen das eine große Macht zerstöre. Denn zu einer und derselben Zeit sah sie den Pompejus und den Lepidus, vom der Größe jeden auf andere Weise in's tiefste Elend stürzt, da Pompejus vor einem fremden Heere floh, vor seinem eigenen.

Viertes Buch.

Vom Schnee, Hagel und Regen.

So will ich denn, um dich auf ganz andere Gedanken zu bringen, — obwohl Sicilien in sich und um sich her wundernswürdiges hat, einstweilen alle Betrachtungen deine Provinz bei Seite stellen, und dein Nachdenken auf etwas ganz Anderes lenken. Ich will nämlich Dasjenige untersuchen, was ich im vorigen Buche oben habe: warum denn der Nil in den Sommermonaten so wasserreich werde. Die Philosophen melden, daß der Danubius *) von Natur ähnlich, weil seine

*) *meldet Herodot von der Donau, indem er den Ister dem Nil vergleicht. IV, 48. 50.*

Quellen gleichfalls unbekannt, und er im Sommer größer sey als im Winter. Es hat sich gezeigt, daß Beides unrichtig ist. Denn wir wissen, daß seine Quelle in Deutschland ist, und mit dem Sommer fängt er zwar an zu wachsen, aber zu einer Zeit, wo der Nil noch in seinem ordentlichen Wasserstand bleibt, wenn es warm zu werden anfängt, und die Sonne kräftiger in den letzten Frühlingstagen die Schneemassen schmelzt, die sie früher mitnimmt, als der Nil zu schwellen beginnt. In der übrigen Zeit des Sommers aber wird er kleiner und kehrt zu dem Stand zurück, den er im Winter hatte, und es geht wohl auch davon noch Etwas ab.

2. Der Nil aber wird vor dem Aufgang des Hundssterns *) mitten in den heißen Tagen und bis über die Tag- und Nachtgleiche hinaus immer größer. Diesen berühmtesten Strom hat die Natur vor den Augen der Menschheit hervorgehoben und ihn so eingerichtet, daß er zu der Zeit Aegypten überschwemmt, wenn der von der Hitze ausgebrannte Boden seine Gewässer tiefer einschluckt, um so viel in sich aufzunehmen, als bei der jährlich wiederkehrenden Trockenheit erforderlich ist. Denn auf der Seite, die gegen Aethiopien hin liegt, fallen entweder gar keine Regen, oder nur selten, und so, daß sie dem an das Wasser vom Himmel nicht gewohnten Land Nichts helfen. Aegyptens einzige Hoffnung, wie du weißt, beruhet darauf. Dem gemäß ist daher das Jahr unfruchtbar oder fruchtbar, je nachdem er groß einherströmt oder schwächer. — „Kein Pflüger schauet

*) *Der Hundsstern geht in Aegypten am eilften Julius auf.*

an den Himmel.“ Warum soll ich nicht mit meinem Dichter scherzen und ihm seinen Ovidius vorhalten, welcher sagt:

— — nicht zum Zeus flehet um Regen das Gras.

Könnte man darauf kommen, wo sein Wachsen beginne, so ließen sich auch die Ursachen seines verstärkten Laufes auffinden. Nun aber, nachdem er durch große Einöden durchzogen und in Sümpfe ausgetreten ist, und sich an verschiedene Völker vertheilt hat, sammelt er sich von dem unstäten und irren Lauf zuerst in der Nähe von Philä.**) Dieß ist eine Insel; gebirgig und auf allen Seiten abschüssig: von zwei sich vereinigenden Strömen wird sie gebildet, denen der Nil einen andern Lauf gibt, dessen Namen sie auch annehmen. Die ganze Stadt dort umfließt der Nil, mehr groß als reißend, wo er aus Aethiopien ausgetreten ist und an den Sandwüsten vorbeiströmt, durch welche die Handelsstraße zum Indischen Meer führt. Von da geht es an die Cataraktten, eine durch ein ausgezeichnetes Naturschauspiel berühmte Gegend. Daselbst drängt er sich durch steile und an ehrern Orten unterhöhlte Felsen und setzt sich in rasche, ästige Bewegung. Denn er bricht sich an den entgegenhenden Felsblöcken, und durch enge Schluchten sich durchwindend, schlägt er Wogen, er mag zurückgedrängt werden r durchdringen; und nachdem an dieser Stelle seine Wasser

*) So nennt er den Lucilius. — Der folgende Vers ist nicht von Ovid, wie Seneca irrig angibt, sondern von Tibull. 1, 7, 26.

**) Nach Plinius sind das vier Inseln, in der Landschaft Thebais, nicht weit von Elephantine. V, 9.

a. 108 Böhm.

in Aufruhr gebracht worden sind, die er ohne Geräusch in sanftem Bette gewälzt hat, stürzt er, sich selber nicht mehr ähnlich, gewaltsam und rauschend durch die verengten Pässe hervor. Bis dahin nämlich fließt er schlammig und trüb. Wo er aber in die Klippen der Schluchten eingetreten ist, da schäumt er, und hat nicht mehr seine natürliche Farbe, sondern wie sie ihm der gewaltsame Widerstand der Umgebungen gibt. Endlich wenn er sich durch Das, was ihm im Wege stand, hindurchgezwängt hat, stürzt er auf einmal losgelassen in eine ungeheure Tiefe und der donnernde Fall ertönt mächtig in der umliegenden Gegend. Das konnten die Nationen, die in jener rauhen Gegend hausten, nicht aushalten, denn betäubt wurden ihre Ohren von dem ewigen Donner, und deßhalb haben sie andere Wohnplätze gewählt. Unter den Merkwürdigkeiten des Flusses erzählte man eine von der unglaublichen Keckheit der Anwohner. Je Zwei mit einander besteigen ganz kleine Nachen, und Einer von ihnen lenket das Schiff, der Andere schöpft es aus. Sodann nachdem sie unter dem reißenden Toben des Nil und den sich begegnenden Wellen tüchtig herumgeschaukelt worden sind, halten sie sich endlich an die gar seichten Kanäle, durch die sie den Engpässen der Felsen entgehen; und mit der ganzen Strömung dahinfahrend, hemmen sie den schießenden Nachen mit ihrer Hand, und indem sie zu großer Beängstigung der Zuschauer sich auf den Kopf stemmen, und man sie schon als verloren beklagt und von der mächtigen Masse ersäuft und begraben glaubt, fahren sie, weit von der Stelle weg, wo sie untergesunken waren, mit Pfeilesschnelle auf ihrem Nachen dahin, und die stürzende Welle ersäuft sie nicht, sondern

trägt sie auf der Fläche des Wassers fort. Das Anschwellen des Nils ist in der Nähe der eben erwähnten Insel Philä zuerst zu bemerken. In geringer Entfernung davon wird er von einem Felsen in zwei Arme gespalten: den unnahbaren nennt man ihn im Griechischen, und nur die Oberpriester betreten denselben. An diesen Felsstücken ist das Austreten des Flusses zuerst merklich. Eine große Strecke davon ragen zwei Klippen hervor; Niladern nennen diese die Einwohner: von denselben wird eine große Masse ausgeströmt, doch nicht so groß, daß sie Aegypten bedecken könnte. In diese Oeffnungen werfen die Priester ein kleines Stück Geld, und die Statthalter goldene Geschenke hinein, wenn das feierliche Opfer eintritt. Von hier aus läuft der Nil offenbar mit neuer Kraft in einem hohen und tiefen Bette dahin, und die gegenüberstehenden Berge engen ihn ein, daß er sich nicht in die Breite ausdehnen kann. Erst in der Gegend von Memphis wird er frei, und ergießt sich rings über das ebene Land, und spaltet sich in mehrere Arme und verbreitet sich in künstlichen Kanälen, damit man seine Größe durch die Wasserleitungen in der Gewalt hat, durch ganz Aegypten. Anfangs theilt er sich, sodann vereinigt er seine Wasser und steht still, wie ein breites und trübes Meer aussehend; der reißende Lauf hört auf wegen der Breite der Landstriche, in die er sich ausdehnt, und rechts und links ganz Aegyptenland umfängt. So viel der Nil wächst, so viel ist Hoffnung für den Jahrgang. Und die Berechnung täuscht den Landmann nicht, so sehr stimmt das Verhältniß der Befruchtung durch den Nil mit dem

Wasserstand des Flusses zusammen. Dieser bringt dem sandigen und dürstenden Boden nicht nur Wasser, sondern auch Erdreich. Denn da er trüb fließet, so läßt er in den trockenen Erdritzen allen Bodensatz zurück, und was er von Fettigkeit mit sich führte, klebt sich an die dürren Strecken an, und so dient er den Aeckern in zweierlei Hinsicht, theils weil er überschwemmt, theils weil er verschlammt. Daher liegt, wo er nicht hinkommt, Alles unfruchtbar und wüste. Wenn er aber über die Gebühr wächst, so schadet's. Das ist eben die wunderbare Natur des Flusses, daß, während die andern Ströme das Erdreich wegschwemmen und aussaugen, der Nil, der doch um so Vieles größer wird als die andern, nicht nur Nichts verzehrt und wegfrißt, sondern im Gegentheil noch Kräfte gibt und zum wenigsten den Boden in der gehörigen Mischung erhält. Ja indem er Schlamm herbeiführt, sättigt und bindet er den Sandboden. Und Aegypten verdankt ihm nicht nur die Fruchtbarkeit seines Erdreichs, sondern dieses selbst. Das ist ein wunderschöner Anblick, wenn der Nil nun auf die Felder eingedrungen ist. Da sieht man Nichts von den Feldern und die Thäler sind bedeckt, die Städte stehen wie Inseln hervor. Im Binnenlande gibt es keinen Verkehr, außer auf Schiffen. Und die Völker haben eine um so größere Freude, je weniger sie von ihrem Land sehen. So auch, wo sich der Nil in seinen Ufern hält, geht er in sieben Mündungen in das Meer, und welche derselben man nehmen mag, sie ist ein Meer. Nichtsdestoweniger ergießt er bald auf das eine, bald auf das andere Ufer viele nicht bedeutende Arme. Uebrigens nährt er *Thiere, die* den Seethieren theils an Größe, theils an

chkeit Nichts nachgeben. Wie groß er sey, läßt sich ran beurtheilen, daß er ungeheure Thiere enthält ohl Nahrung als auch Raum genug hat, daß sie in umtummeln können. Balbillus,*) ein vortreffann, der in jedem Fache der Wissenschaften seines sucht, erzählt uns, daß er, während er als Statt- legypten beherrschte, in der Heracleotischen Nil- g, welche die größte ist, es mit angesehen habe, lphine, die vom Meere, und Crocodile, die aus ß herkamen und in Heereszügen gegen einander ie in Parteien getheilt, eine Art Treffen geliefert und die Crocodile seyen von den friedlichen und un- beißenden Thieren überwunden worden. Bei jenen obere Theil des Körpers hart und auch gegen die roßer Thiere undurchdringlich, der untere aber d zart; diese nun verwundeten die untertauchenden e mit ihren Stacheln, die sie auf dem Rücken her- nd haben, und schlitzten sie mit einem Sprung in auf. Nachdem sie auf solche Weise mehrere ver- hatten, flohen die übrigen, die Schlachtordnung umwendend, zurück: siehe da, ein Thier auf der or einem kühnen, und zwar das kühnste vor dem nen! Auch die Tentyriten werden**) darüber Herr, wa [wie man fälschlich glaubte] vermöge einer mlichkeit ihrer Art und ihres Blutes, sondern

*) Balbillus war Statthalter von Aegypten unter Nero.
**) Bewohner der Nilinsel Tentyre, — Denderah — nicht t von Thebe. Man sagte, die Crocodile können den ruch *dieser Menschen nicht* ertragen.

durch Verachtung [der Gefahr] und blindes Hineingehen. Denn sie gehen geradezu auf dieselben los und schleppen sie, wenn sie die Flucht ergreifen, mit einem übergeworfenen Strick fort. Manche, die nicht Geistesgegenwart genug haben, um sie zu verfolgen, kommen um's Leben.

Daß der Nil einmal Seewasser mit sich geführt habe, erzählt Theophrastus. Zwei Jahre hintereinander, im zehnten und eilften Regierungsjahre der Königin Cleopatra sey er nicht gestiegen. Das habe, sagt man, zwei (Gewalthabern) den Sturz bedeutet. Des Antonius und der Cleopatra Herrschaft wurde nämlich gestürzt. Daß in frühern Zeiten der Nil neun Jahre lang nicht gestiegen sey, weiß man durch Callimachus.*)

Nun aber will ich zu der Untersuchung der Ursachen übergehen, warum der Nil im Sommer wächst, und will bei den ältesten anfangen. Anaxagoras sagt, von den Aethiopischen Gebirgsrücken laufe das Schneewasser bis in den Nil. Derselben Meinung war man im Alterthum überhaupt. So gibt es Aeschylus, Sophocles, Euripides an. — Allein daß Das ungegründet sey, erhellet aus mehreren Umständen. Für's Erste, daß Aethiopien ein brennend heißes Land sey, darauf deutet die verbrannte Hautfarbe der Bewohner hin und die Troglodyten, welche unter der Erde ihre Wohnungen haben. Die Felsen sind glühend heiß, wie vom Feuer, nicht nur um Mittag, sondern auch, wenn der

*) *Callimachus, der Hymnendichter, hatte auch ein poëtisches Werk über die Flüsse geschrieben.* Vergl. Etymol. M. S. 1. *πόα.*

Tag ſich geneiget hat: ein brennender Staub iſt der Sand, in dem es keines Menſchen Fuß aushält: das Silber ſchmelzt ſich vom Blei los, und die [gelötheten] Fugen der Bildſäulen [aus Metall] löſen ſich auf. Keine Uebergoldung oder Verſilberung iſt haltbar. Auch iſt der Südwind, der von jenem Landſtrich herkommt, der heißeſte unter den Winden. Keines von den Thieren, die ſich um die Jahrszeit der kürzeſten Tage unſichtbar machen, verbirgt ſich jemals. Auch den Winter über iſt die Schlange auf der Oberfläche der Erde. Alexandria liegt ſchon weit von dem ſo unmäßig heißen Landſtrich, und doch fällt kein Schnee; was weiter oben liegt, hat auch keinen Regen. Wo ſoll nun in einer Gegend, die unter ſolcher Sonnengluth liegt, Schnee herkommen, der den ganzen Sommer über anhielte? Wohl mögen einzelne Berge ſolchen bekommen, aber nie in größerer Maſſe, als die Alpen, als die Thraciſchen Bergrücken, oder der Caucaſus. Aber die Flüſſe dieſer Gebirge ſchwellen im Frühling an und in den erſten Sommertagen; ſpäterhin ſind ſie kleiner, als im Winter. Zur Frühlingszeit nämlich löſen die Regengüſſe den Schnee auf, und die Reſte deſſelben gehen mit den erſten warmen Tagen weg. Weder der Rhenus, noch der Rhodanus, noch der Iſter, noch der Cayſtrus ſind einer ſchädlichen Einwirkung [der Schneemaſſen] im Sommer ausgeſetzt. Und doch iſt auch auf jenen nördlichen Gebirgsrücken [fort und fort] tiefer Schnee.*) Auch der

*) Die Ueberſetzung weicht hier von dem Ruhkopfſchen Texte ab, und folgt der Lesart der Handſchriften des Fortunatus: *Subjacent malo aestate.* Sunt et in illis altissimae in *Sept. jugiter nives,* oder ſeiner Conjectur: altissimae sur

Phasis [in Armenien und Colchis] und der Borysthenes [Dnepr] müßte zu dieser Zeit wachsen, wenn der Schnee die Flüsse um die Sommerzeit (ungeachtet des Sommers) groß machen könnte. Ueberdieß, wenn das die Ursache von dem Steigen des Nils wäre, so müßte er mit Anfang des Sommers am vollsten strömen. Denn da sind die Schneemassen am größten und noch unangegriffen, und das Schmelzen geht vom Weichsten aus. Der Nil aber fließt vier Monate lang in gleichmäßigem Zunehmen. Wenn man dem Thales glaubt, so stemmen sich die Hundstagswinde dem Ausströmen des Nils entgegen und halten seinen Lauf auf, indem sie das Meer gegen seine Mündungen hintreiben. So prallt er ab und läuft in sich selbst zurück, und es ist kein Wachsen, sondern, weil er am Ausströmen gehindert ist, entsteht Druckwasser, und er tritt, sobald er irgendwo kann, schrankenlos aus. Euthymenes von Massilia*) bringt ein Zeugniß vor: „Ich befuhr," sagt er, „das Atlantische Meer. Dort strömt der Nil größer, so lange die Hundstagswinde ihre Zeit haben; so lange nämlich die Winde anhalten, drängt sich das Meer gegen ihn. Wenn sie nachgelassen haben, wird auch das Meer ruhig, und der ausströmende Nil hat dann eine geringere Wassermasse. Uebrigens hat

et in Sept. jugis nives. vergl. Jani Gruteri Animadv. in Sen. Opera. Tom. II, p. 860.

*) Von diesem Euthymenes aus Massilia weiß man nur, daß Artemidor von Ephesus etwa 100 Jahre vor Chr. Geb. einen Auszug aus dessen Schriften machte. Den Artemidor aber epitomirte Marcianus. Vergl. Fabr. Bibl. gr. Vl, 2. 10. p. 614. Vol. IV. ed. Harles.

das Meer einen süßen Geschmack und Thiere, den Nilthieren ähnlich." — Aber warum fängt denn, wenn den Nil die Hundstagswinde anschwellen, das Wachsen desselben nicht nur früher an, sondern dauert auch länger als sie? Ueberdieß wird er ja nicht größer, wenn sie auch heftiger wehen; und fällt und steigt nicht, je nachdem sie mit minder oder mehr Gewalt stoßen, was doch der Fall seyn müßte, wenn er durch ihren Einfluß wachsen würde. Und stoßen denn nicht die Hundstagswinde [welche von Norden kommen] an die Aegyptische Küste, und der Nil strömt ihnen entgegen? Der müßte ja daher kommen, wo sie herkommen, wenn die Ursache [seines Wachsens] von ihnen ausginge. Ueberdieß würde er aus dem Meere ein reines und bläuliches Wasser bringen, nicht trüb, wie es jetzt der Fall ist. Dazu kommt, daß das Zeugniß dieses Mannes durch eine Menge von Zeugen widerlegt wird. Damals konnte man freilich Allerlei erdichten, als das Auswärtige noch unbekannt war. Da konnte man Mährchen verbreiten. Nun aber wird die ganze Küste des auswärtigen Meeres von Kauffahrteischiffen befahren, und da hört man von Niemand, der Nil sey zu jener Zeit bläulich, oder das Meerwasser von verändertem Geschmack. Das läßt sich auch aus natürlichen Gründen nicht glauben, weil gerade das Süßeste und Leichteste von der Sonne aufgezogen wird. Ueberdieß, warum wächst er dann im Winter nicht? Da kann das Meer ja auch von Winden aufgeregt werden, und manchmal wohl von stärkern. Denn die Hundstagswinde sind gemäßigt. Käme es daher von dem Atlantischen Meere, so würde er auf einmal Egyptenland überschwemmen. Allein er wächst

stufenweise. — Oenopides aus Chios*) sagt: im Winter halte sich die Wärme unter der Erde, deßhalb seyen auch die Höhlen warm, und die Brunnen haben laueres Wasser, und so trocknen die Adern durch die inwendige Wärme aus. Aber in andern Ländern werden die Flüsse durch Regengüsse verstärkt; hingegen der Nil, weil ihm kein Regen nachhelfe, werde schwach; darnach im Sommer wachse er, denn da ist es im Innern der Erde kalt, und die Quellen bekommen ihre Frische wieder. — Wenn Dieß wahr wäre, so würden die Flüsse [überhaupt] im Sommer wachsen, und alle Brunnen im Sommer wasserreich seyn. Ferner, daß nicht eigentlich die Wärme unter der Erde im Winter größer ist, — [geht aus Folgendem hervor:] das Wasser und die Höhlen und die Brunnen sind [nur darum] lau, weil ihnen keine frische Luft von Außen beikommt. Daher ist es nicht eigentliche Wärme, was sie haben, sondern sie lassen nur keine Kälte hereiu. Aus dem nämlichen Grunde sind sie im Sommer kühler, weil die erwärmte Luft, die ihnen fern und von ihnen abgesondert ist, nicht in sie eindringt.

Diogenes von Apollonia**) sagt: Die Sonne zieht Feuchtigkeit an sich; diese wird von der ausgetrockneten Erde theils aus dem Meere, theils aus andern Gewässern eingesogen. Es ist aber nicht möglich, daß ein Boden trocken sey und der andere zu viel Wasser habe! Denn es ist Alles

*) Dieser Oenopides, einer der ältesten Naturforscher, lebte entweder mit oder nach Anaxagoras.

**) *Diogenes aus Apollonia*, ein Zuhörer des Anaximenes, also aus der Schule der Jonischen Philosophen, schrieb mehrere, verloren gegangene, Bücher physikalischen Inhalts.

durchlöchert und mit Gängen durchzogen. Zu Zeiten nimmt das Trockene Etwas vom Feuchten weg. Wenn die Erde nicht Etwas bekäme, würde sie verdorren. Darum zieht die Sonne Wasser auf, aber gerade solche südliche Gegenden sind's, welche [dem Wasser] zusetzen. Ist nun der Boden dürr, so zieht er mehr Feuchtigkeiten an sich, so wie in Lampen das Oehl dahin fließt, wo es weggebrannt wird: gerade so neigt sich das Wasser dahin, wo es von der Kraft der Wärme und des erhitzten Erdreichs hingelockt wird. Und von woher wird es denn gezogen? Natürlich aus jenen Gegenden, wo es immer winterlich ist, aus dem Norden, wo es überströmt. Deßhalb strömt der Pontus [Euxinus, das schwarze Meer] in Einem fort reißend in das untere Meer, nicht wie die andern Meere in abwechselnd hin und her wogender Ebbe und Fluth, sondern immer nur auf die einzige Seite hin sich zudringend und rasch strömend. Wenn Dieß nicht der Fall wäre, und nicht auf diesem Wege, was irgendwo fehlt, mitgetheilt, und was irgendwo zu viel ist, abgegeben würde: so wäre bereits Alles entweder ausgetrocknet, oder überschwemmt." — Da möchte man aber den Diogenes fragen: warum denn, wenn der Pontus und alle Ströme in einer wechselseitigen Verbindung stehen, die Flüsse nicht aller Orten im Sommer größer seyen? — Egypten wird von der Sonne mehr ausgekocht; darum wächst der Nil mehr. Indessen erhalten auch in andern Ländern die Flüsse einigen Zuwachs. Warum aber ist ferner irgend ein Theil des Erdbodens ohne Feuchtigkeit, da doch jeder aus andern Gegenden an sich zieht, und zwar um so mehr, je wärmer es ist? Und weiter, warum

der Nil süß, wenn er sein Wasser vom Meere hat? Ja, es hat kein Fluß einen süßeren Geschmack.

3. Es ist wohl eine etwas zu gewagte Behauptung, wenn ich vom Hagel sage, er entstehe auf dieselbe Weise, wie bei uns das Eis, dadurch nämlich, daß eine ganze Wolke gefriert. Darum rechne ich mich unter die Zeugen zweiter Klasse, die zwar nicht behaupten, Etwas gesehen, wohl aber, es gehört zu haben. Oder ich will es halten, wie die Geschichtschreiber. Wenn Diese nach Gutdünken allerlei Erdichtetes vorgebracht haben, so wollen sie doch diese oder jene Thatsache nicht verbürgen, sondern setzen bei: Wenn du also mir nicht genug glaubst, so wird dir Posidonius mit seinem Ansehen bürgen, sowohl für das Bisherige, als für das Folgende. — Daß nämlich der Hagel aus einer wasserhaltigen und bereits in Feuchtigkeit verwandelten Wolke entstehe, wird er so behaupten, als wäre er dabei gewesen. Warum aber der Hagel rund sey, kannst du auch ohne Lehrer wissen, wenn du nur bemerkt hast, daß alle Tropfen sich zu einem Knäuel zusammenrunden. Das ist auch an den Spiegeln zu sehen, die durch das Anhauchen eine Feuchtigkeit ansammeln, und in Bechern, in die man Etwas einträufeln läßt, und auf jedem andern glatten Körper: ja auch auf Blättern von Kräutern oder Bäumen, wenn sich je Tropfen daran hängen, liegen sie rund da.

Was ist härter als Stein? und Was ist weicher, als Wasser? Dennoch das Wasser, so weich, höhlet das harte Gestein.*)

*) Ovids Kunst zu lieben, I, 475 f.

oder wie ein anderer Dichter*) sagt:

Fallende Tropfen höhlen den Stein aus. — —

und auch diese Aushöhlung ist wieder rund. Daraus ist klar, es muß Jenes auch Dem ähnlich seyn, was es aushöhlt. Denn es gräbt sich einen Ort aus, seiner Gestalt und seiner Beschaffenheit gemäß. Ueberdieß kann der Hagel, wenn er auch noch nicht so gewesen ist, wie er herabfällt, sich runden, und da er so oft durch den Raum dichter Luft herabgewälzt wird, sich gleichmäßig und kreisförmig abreiben. Dieß kann bei dem Schnee nicht der Fall seyn, weil er nicht so massig, ja weil er vielmehr so locker ist, und nicht aus einer solchen Höhe herabfällt, sondern in der Nähe der Erde seinen Anfang hat. Daher geht sein Fall nicht eine weite Strecke durch die Luft, sondern kommt nur aus der Nähe her. — Warum soll ich mir denn nicht das Nämliche erlauben, wie Anaragoras,**) da zwischen Niemand mehr gleiche Freiheit stattfinden soll, als zwischen Philosophen. Der Hagel ist nichts Anderes, als in der Luft schwebendes Eis. Der Schnee ist eine, während des fallenden Reifens gefrorne Masse. Denn wie wir schon behauptet haben, zwischen Reif und Eis ist der nämliche Unterschied, wie zwischen Wasser und Thau, und eben so zwischen Schnee und Hagel.

4. Ich hätte mich nun, nach Beendigung dieser Untersuchung, alles Weitern überheben können: allein ich will gut messen, und weil ich dir denn doch schon beschwerlich zu

*) Lucretius I, 314.

**) Nämlich von des Anaxagoras Meinung abzuweichen, der sie auch nicht an Thales und seinen Lehrer Anaximenes hielt

seyn angefangen habe, so will ich noch sagen, welche Fragen noch weiter hierüber vorkommen. Es ist nämlich die Frage, warum es im Winter schneit, aber nicht hagelt, und warum im Frühling, wenn die Kälte gebrochen ist, Hagel fällt. Denn wenn ich auch in deinen Augen Unrecht habe, ich wenigstens hege wahrhaftig die Ueberzeugung, indem ich mich, soweit es solche unbedeutende falsche Angaben betrifft, bei denen man Einem wohl den Mund zu stopfen, nicht aber die Augen auszukratzen pflegt, leichtgläubig zeige: Im Winter friert die Luft, und deßhalb verwandelt sie sich dann nicht in Wasser, sondern in Schnee, mit dem die Luft näher verwandt ist. Wenn der Frühling begonnen hat, so geht mit der Luft eine größere Veränderung vor, und bei wärmerer Witterung entstehen größere Tropfen. Daher, wie unser Virgilius sagt:

— — wenn Regen dringend der Lenz naht,

so ist die Zersetzung der Luft von größerer Bedeutung, da sie überall ungebunden ist und sich losmacht, wozu gerade die Lauigkeit beiträgt. Daher fallen nicht sowohl anhaltende Regen, als tüchtige und mächtige Schlagregen. Die Jahrszeit der kürzesten Tage hat stille und feine Regen, wie sie oft einzutreten pflegen, wenn ein strichweiser und kleiner Regen auch Schnee untermischt bringt. Einen Tag mit Schneegestöber nennen wir's, wenn ein höherer Kältegrad ist und ein trüber Himmel. Ueberdieß, wenn der Nordwind bläst, der auch seine eigene Witterung mitbringt, *so gibt es kleine Regen.* Bei'm Südwind ist der Regen *gewaltiger und die Tropfen voller.*

5. *Eine Erscheinung,* welche die Unsrigen anführen,

mag ich eigentlich nicht recht sagen, weil sie auf keinem festen Grund beruht, doch darf ich sie auch nicht übergehen. Was schadet's denn, wenn man auch Etwas schreibt, wobei der Kritiker schon ein Auge zudrücken muß. Ja, wenn man einmal alle Beweise auf der Goldwage abwägen will, dann darf man wohl bald stille seyn. Es gibt gar nicht Viel, was keinen Widerspruch fände. In der Regel, wenn man's auch durchsetzt, im Streit ist's doch. Sie sagen: Alles, was in der Gegend von Scythien und dem Pontus [Eurinus] und dem nördlichen Himmelsstrich mit Eis überzogen und gefroren ist, das thaue im Frühling auf; dann berste das Eis der Flüsse und die eingeschneiten Gebirge werden des Schnees los. Daher ist es glaublich, daß dadurch kalte Winde entstehen, und sich mit der Frühlingsluft vermischen. Noch setzen sie Etwas hinzu, wovon ich weder eine Erfahrung habe, noch zu machen gedenke. Und auch du, meine ich, wenn du der Sache je auf den Grund kommen willst, magst dich hüten, mit dem Schnee eine solche Probe zu machen. Sie behaupten, es friere Einen weniger an die Füße, wenn man auf festen und harten, als wenn man auf feinen und lockern Schnee trete. Wenn sie also Recht haben, so geschieht es, daß Alles, was aus jenen nördlichen Gegenden von bereits aufgelockertem Schnee und berstendem Eis herabkommt, sich an die bereits laue und feuchte Luft der südlichen Strecken anschließt und dieselbe bestreift. Wenn es also regnen wollte, so wird Hagel daraus, und daran ist die *Kälte Schuld.*

6. *Ich kann mich nicht* enthalten, alle Ungereimtheit*der Leute von unserer* Schule Preis zu geben. Sie

haupten, Manche verstehen sich auf die Beobachtung der Wolken und sagen voraus, wann Hagel kommen werde, und sie wissen Das aus Erfahrung, da sie sich die Farbe der Wolken gemerkt hätten, worauf so manchmal Hagel folgte. Das sollte man gar nicht glauben, daß zu Eleonä *) von Staatswegen χαλαζοφύλακες aufgestellt waren, Wächter über kommendes Hagelwetter. Wenn Diese nur ein Zeichen gegeben hatten, es sey Hagel nahe, was meinst du? wohl, daß die Leute zu Mänteln und Pelzkleidern liefen? Nein! Es opferte Jeder für sich, der Eine ein Lamm, der Andere ein junges Huhn. Natürlich nahmen dann jene Wolken alsbald eine andere Richtung, wenn sie etwas Blut gewittert hatten. Du lachst darüber? Da bekommst du nun noch mehr zu lachen! Wenn Einer weder ein Lamm noch ein junges Huhn hatte, so legte er, — denn Das kostete ja Nichts — Hand an sich selbst. Und daß du nicht glaubst, die Wolken wären so ungenügsam oder grausam, er stach sich mit einem wohlgespitzten Griffel in den Finger, und — Das war das Opferblut: Und der Hagel wandte sich von dem Gütchen eines Solchen nicht minder weg, als von Dem, für welchen er durch größere Opfer war erbeten worden.

7. Es gibt Manche, die wollen wissen, wie es sich denn damit eigentlich verhalte. Die Einen sagen, wie es denn auch Leuten von großer Weisheit ziemt, es sey nicht möglich, daß man mit dem Hagel einen Vertrag schließe, und den Witterungslauf mit Präsentchen abkaufe, obgleich Geschenke auch die Götter bezwingen. Andere

*) Eleonä, eine Stadt in Argolis im Peloponnes.

ſagen, ſie vermuthen, es liege eben im Blut eine gewiſſe gewaltige Kraft, ein Gewölk abzulenken und zurückzutreiben. — Allein, wie kann doch in ſo ein Paar Tropfen Blut eine ſolche Kraft ſtecken, daß ſie in die Höhe hinaufwirkt und die Wolken eine Empfindung davon haben? Das Kürzeſte wäre, man ſagte: es iſt Lüge, und leeres Geſchwätz. — Allein zu Cleonä zog man Diejenigen, denen das Amt der Gewitterwache übertragen war, zur Verantwortung: durch ihre Vernachläſſigung hätten die Weinberge Hagelſchlag erlitten oder wären die Saaten zu Grunde gegangen. Auch bei uns iſt in dem Zwölftafelngeſetz das Verbot: es ſoll Niemand die Frucht eines Andern verzaubern. Das noch in Unwiſſenheit befangene Alterthum glaubte, durch Zauber werden Wolkenbrüche ſowohl herbeigeführt, als abgewendet: und doch iſt die Unmöglichkeit davon ſo offenbar, daß deßhalb Niemand ſich an eines Philoſophen Unterricht zu wenden braucht.

8. Das Einzige will ich noch beifügen, und du wirſt mir gerne beipflichten und Beifall zuklatſchen. Der Schnee, ſagen ſie, entſtehe in demjenigen Theil der Luft, der nahe bei der Erde iſt, denn da ſey aus drei Urſachen mehr Wärme. Für's Erſte, weil jede Ausdünſtung des Erdbodens, da er viel Heißes und Trocknes in ſich hat, um ſo wärmer iſt; je weniger ſie durch Entfernung verändert iſt. Für's Zweite, weil die Sonnenſtrahlen von der Erde zurückprallen und in ſich ſelbſt zurückgehen. Ihre Verdopplung aber erwärmt *immer Das*, was der Erde zunächſt *liegt, und Dieſes hat um ſo* mehr laue Luft, weil es ein

gedoppelte Einwirkung der Sonne bekommt. Die dritte Ursache ist die, daß die höhere Region recht ausgeblasen wird; was aber tiefer liegt, wird weniger von Winden gepeitscht.

9. Daran schließt sich die Ansicht des Democritus*) an. Jeder Körper, je fester er ist, fängt die Wärme um so schneller auf und behält sie um so länger. Stellt man daher ein ehernes Gefäß in die Sonne und zugleich ein gläsernes und ein silbernes, so wird das eherne am schnellsten warm werden und am längsten warm bleiben. Nimm das [illegible] warum er meint, daß es so sey. Solche Körper, sagt er, welche härter und gedrängter und dichter sind, müssen nothwendig kleinere Löcher [Poren] haben und in jedem derselben eine dünnere Luft. Die Folge ist, daß, gleichwie kleinere Badegeräthe und kleinere Kessel schneller warm werden, diese verborgenen und unsichtbaren Löcher nicht nur schneller heiß werden, sondern auch wegen dieser engen Oeffnungen, langsamer zurückgeben, was sie eingesogen haben.

10. Nachdem wir nun ausführlich genug die Sache eingeleitet haben, kommen wir auf Das, was wir jetzt untersuchen wollen. Alle Luft ist um so dichter, je näher sie der Erde ist. So wie im Wasser und in jeder Feuchtigkeit der Bodensatz zu unterst ist: so setzt sich in der Luft das Dichteste immer nieder. Es ist aber bereits erwiesen, daß alle

*) Democritus von Abdera, Ol. 70 — 94. Cicero „von der *Natur der Götter*" sagt I, 43: mit des Democritus Quellen habe *Epicurus* seine Gärten bewässert. — Man hat nur Fragmente von seinen Werken. Vergl. Fabr. Bibl. *gr. II, 24. Volum. II*, p. 628 sq. Harles.

Körper, je dickern und festern Stoffes sie sind, die aufgefangene Wärme um so treuer bewahren: allein je höher die Luft ist, und je weiter von dem Unrath der Erde zurückgetreten, desto lauterer und reiner ist sie. Daher hält sie die Sonnenstrahlen nicht fest, sondern läßt sie wie durch leere Räume hindurchgehen: deßhalb wird sie nicht so warm.

11. Dagegen aber sagen Einige: die Gipfel der Berge sollten um so wärmer seyn, je näher sie bei der Sonne sind. Ihr Irrthum, denk' ich, liegt darin, daß sie meinen, der Apennin, und die Alpen und andere durch ihre außerordentliche Höhe bekannte Gebirge erheben sich so hoch, daß ihre Größe Etwas von der Nachbarschaft der Sonne verspüren könnte. — Es ist das freilich eine Höhe, so lange man sie mit uns vergleicht, allein wenn man das Ganze bedenkt, so sind sie offenbar alle niedrig. Im Verhältniß zu einander, sind sie wohl Einer unter oder über dem Andern. Uebrigens kann hier von keiner solchen Höhe die Rede seyn, daß in Vergleichung mit dem Ganzen nicht auch die größten in keinen Anschlag kämen; sonst würde man auch nicht sagen, der ganze Erdkreis sey eine Kugel. Die Kugel hat das Eigenthümliche, daß ihr eine gleichmäßige Rundung zukommt: stelle dir aber eine solche gleichmäßige Rundung vor, wie du sie bei einem Spielball siehst. Die Fugen und Nathen thun da weiter keinen Eintrag, daß man nicht sagen könnte, er sey von allen Seiten sich gleich. So wie auf einem solchen Ball jene Lücken, in Hinsicht der runden Gestalt, Nichts ausmachen: *so machen auch für* den ganzen Erdkreis die vorstehenden *Berge Nichts aus*, denn ihre Höhe verschwindet

in Vergleichung mit dem ganzen Weltkörper. Wer da behauptet, ein höherer Berg, weil er die Sonne mehr in der Nähe auffange, müsse auch wärmer seyn: der kann eben so gut auch behaupten, ein Mensch, der eine längere Statur habe, müsse schneller warm werden, als ein kleiner, und sein Kopf schneller, als die Füße. Wer aber die Welt mit dem gehörigen Maßstabe mißt und bedenkt, daß die Erde nur wie ein Punkt in ihr sey, der wird einsehen, daß auf ihr Nichts so hervorragen könne, daß es mehr Einwirkung von den Himmelskörpern empfände, als wäre es ihnen näher gerückt. Jene Berge, die wir für bedeutend ansehen und die mit ewigem Schnee bedeckten Firnen, sind nichtsdestoweniger in der Tiefe, und näher zwar der Sonne ist der Berg, als die Ebene oder das Thal, aber nur so, wie man von einem Haar sagt, es sey dicker als das Andere und ein Baum dicker als der andere, so sagt man auch von einem Berg, er sey höher als der andere. In demselben Verhältniß könnte man auch von einem Baum sagen, er sey dem Himmel näher, als der andere, was unrichtig ist, weil unter kleinen Dingen kein großer Unterschied stattfinden kann, außer in Vergleichung derselben mit einander. Wenn es an die Vergleichung mit einem unermeßlich großen Körper geht, so kommt Nichts darauf an, um wie Viel das Ein größer sey, als das Andere, weil es, mag der Unterschie noch so bedeutend seyn, doch nur etwas ganz Kleines ist, w übertroffen wird.

12. *Doch um zu* meinem Hauptgegenstand zurück *kehren, es haben sehr Viele aus* den angeführten Grün *sich für die Ansicht entschieden*, daß der Schnee in

jenigen Theil der Luft entstehe, der in der Nähe der Erde ist, und daß er deßwegen nicht so fest sey, weil nicht genug Kälte da ist, ihn zusammenzuziehen. Denn die in der Nähe [der Erde] befindliche Luft hat auf der einen Seite zu viel Kälte, als daß sie in Wasser und Regen übergehen, und auf der andern zu wenig, als daß sie sich zu Hagel verhärten könnte. Bei solcher mittelmäßigen und nicht allzustrengen Kälte entsteht aus dem sich verfestigenden Wasser der Schnee.

13. Wie magst du doch, fragst du, auf solch albernes Zeug, wodurch Niemand weder gelehrter noch besser wird, so viel Mühe verwenden? Du erklärst, wie der Schnee entstehe: während es viel wichtiger wäre, darzuthun, warum man keinen Schnee [Gefrorenes] kaufen sollte. Also du willst, daß ich gegen Schwelgerei losziehe. Das ist freilich ein täglicher und fruchtloser Kampf. Doch wollen wir dagegen kämpfen. Mag sie auch den Sieg davon tragen, sie soll uns doch nicht ohne Kampf und Widerstand übermannen. Und wie? Du meinst, diese Untersuchungen über die Natur tragen zu Dem, was du willst, Nichts bei? Wenn wir untersuchen, wie der Schnee entsteht, und zeigen, daß seine Natur der des Reifen ähnlich sey, daß er mehr Luft als Wasser enthalte, meinst du, es sey keine Beschämung für jene Leute, wenn sie, da es doch eine Schande ist, Wasser zu kaufen, sogar Etwas kaufen, das nicht einmal Wasser ist? Wir wollen aber doch lieber untersuchen, wie der *Schnee entsteht, als wie* er aufzubewahren sey; weil *man, nicht zufrieden,* alte Weine zu mischen und nach Geschmack *und Jahren zu vertheilen,* auch die Erfindung

macht hat, den Schnee zusammenzupressen, daß er dem Sommer trotzt und gegen die heiße Jahrszeit durch einen kalten Aufbewahrungsort geschützt wird. Was ist das Ergebniß solcher Forschungen? Daß man Wasser kauft, das man umsonst haben könnte. Es ist uns nicht recht, daß wir die Luft, daß wir die Sonne nicht zu kaufen brauchen; daß diese Luft auch für die Leckern und Reichen auf so leichtem Wege und ohne Geld zu haben ist. O wie übel sind Die daran, daß noch irgend Etwas in der Natur allgemein preisgegeben ist! Das, was nach dem Willen der Natur für Alle fließen und unverkümmert seyn sollte, dessen Genuß sie Allem, was lebt, gemeinschaftlich gemacht, — Das, was sie sowohl für den Menschen, als für das Wild und die Vögel und für die unbeholfensten Thiere so reichlich und segnend zum Gebrauch ausgespendet, das hat die gegen sich selbst erfinderische Genußsucht zu einer Waare gemacht. So kann ihr denn Nichts gefallen, als was theuer ist. Das war noch das Einzige, worin die Reichen allen Leuten gleich waren, worin sie vor dem Aermsten Nichts voraus haben konnten. — Allein Leute, denen ihr Reichthum zur Last ist, haben's nun doch ausstudirt, wie man auch das Wasser zu einem Gegenstande des Luxus machen könnte. Ich will auch zeigen, wie es gekommen ist, daß fließendes Wasser nicht mehr für kalt genug gegolten hat. So lange der Magen gesund und für gesunde Speise empfänglich ist, und nur angefüllt, nicht überladen wird, begnügt er sich mit natürlichen Mitteln der Nahrung und Erquickung. Wenn er aber durch tägliche Ueberladung die Hitze — nicht der Jahrszeit, sondern die aus ihm selbst kommt, — empfindet, wenn die

naufhörliche Völlerei ſich auf den Unterleib wirft und den Magen durch die Galle, die ſich erzeugt, ausdorrt, ſo muß man denn freilich Etwas ſuchen, jene Hitze zu dämpfen, die Krankheit durch's Waſſer noch heftiger wird, und die Krankheit durch Gegenmittel noch reizt. So trinken ſie denn nicht nur im Sommer, ſondern auch mitten im Winter aus dieſem Grunde Schnee. — Denn was kann doch anders die Urſache ſeyn, als ein inneres Uebel, und ein durch Schwelgerei verdorbener Magen, dem man keine Zeit gelaſſen hat, auszuruhen; ſondern an das Hauptmahl, das man bis zu Tagesanbruch ausdehnte, hat man das Frühmahl angehängt, und war man durch die Menge und Verſchiedenheit der Gerichte noch angefüllt, ſo kam man durch einen Nachſchmaus*) bei einem andern guten Bekannten noch tiefer hinein. Darnach hat die ununterbrochene Unmäßigkeit, ſo viel ſie auch vorher verdaut haben mag, doch zu wüthender Eßluſt gereizt und zum Verlangen nach immer neuer Erfriſchung. Wenn ſie aber ſchon ihre Speiſezimmer [bei kühler Witterung] mit Vorhängen**) und Fenſtergläſern verwahren und durch reichliches Feuer den Winterfroſt abhalten müſſen: ſo will nichtsdeſtoweniger [auch bei ſo kühler Jahreszeit] der zerſtörte und durch innere Hitze erſchlaffte Magen Etwas zur

*) Comissatio. Von der Tafel hinweg zogen üppige junge Leute mit Geſang über die Straße und überfielen irgend einen guten Bekannten, um bei ihm von Neuem zu ſchmauſen.

**) *Im Innern der Häuſer waren bei den Vornehmen* [illegible] *Zimmerthüren, ſondern ſtatt derſelben und zur Abwehrung der Kälte dicht gewebene* Vorhänge.

Auffrischung. Denn so wie man Besinnungslose und Oh
mächtige mit kaltem Wasser bespritzt, damit sie wieder zu
Bewußtseyn kommen sollen: so haben ihre krankhaft starr
Eingeweide keine Empfindung, wenn sie nicht durch etw
Kaltes einen Reiz bekommen. Daher kommt es wohl au
daß es ihnen nicht einmal am Schnee genügt, sondern
nach Eis verlangen, weil sie sich bei der festern Masse n
besser auf die Kälte verlassen zu können denken, und d
mischen sie dann unter das Wasser. Und dieses Eis nim
man nicht vom Boden weg, sondern, damit es mehr Kr
habe und anhaltendere Kälte, so gräbt man es aus tief
Gruben heraus. Daher hat es nicht nur einen Prei
sondern es hat das Wasser seine Krämer — und Pfui d
Schande! verschiedene Marktpreise. Die Lacedämonier hab
die Salbenhändler aus ihrer Stadt vertrieben und eilen
aus ihrem Gebiete sich entfernen heißen, weil sie mit de
Oehl Mißbrauch trieben. Was hätten sie gethan, wenn
Werkstätten gesehen hätten, zu Aufbewahrung des Schnee
und Lastvieh in Menge, zum Tragen des Wassers bestimm
dessen Farbe und Geschmack durch den Erzschaum [in d
Gefäßen] worin man es aufbewahrt, verunreinigt wird.
Und — gute Götter! wie leicht ist's doch, den gesund
Durst zu stillen! Aber wo soll freilich bei abgestanden
Kehlen eine Empfindung herkommen, die durch die heiß
Speisen dickhäutig geworden sind? Wie ihnen Nichts k
genug ist, so ist ihnen auch Nichts warm genug. Sonde
glühend heiße und eilig in ihre Brühe eingetauchte Pil
schlucken sie fast rauchend hinunter, um sie sodann
eekaltem Getränke zu löschen. Du kannst, sag' ich

ausgemergelte Menſchen ſehen, in Mäntelchen und Halsbinden eingehüllt, bleich und kränkelnd, die den Schnee nicht nur ſchlürfen, ſondern ſogar eſſen, und Stücke davon in ihre Becher werfen, daß dieſe nicht unter den Pauſen des Trinkens verwarmen. Meinſt du, das ſey Durſt? Fieber iſt's, und zwar ein um ſo heftigeres, weil es nicht am Pulsſchlag und an einer ſich über die Haut verbreitenden Wärme zu merken iſt. Sondern das Herzblut ſelber kommt in Gährung durch die Schwelgerei, dieſes unüberwindliche Uebel, das, ſo weichlich und nachgiebig es iſt, doch ſo hart und haltbar wird. Siehſt du nicht, wie durch Angewöhnung Alles ſeine Kraft verliert? Und ſo kommt es auch mit dieſem Schnee, mit dem ihr euch für jetzt noch vollſchwemmet, und bei dem täglichen Frohndienſt für euren Bauch, durch Gewohnheit noch dahin, daß er euch iſt, wie Waſſer. Sehet euch doch nach Etwas noch Kälterem um, weil eine Kälte, die man gewohnt iſt, doch Nichts heißen will!

Inhalt des fünften Buchs.

Kap. 1 — 6. Begriffsbestimmung. Die Luft ist nie ohne Bewegung. Der Wind aber ist ein Fließen der Luft. Hypothese über die Entstehung des Windes — nach Democritus — durch Anhäufung der Atome in leerem Raum. Widerlegung. Verschiedene Ursachen der Winde. Der Hauptgrund liegt in der natürlichen und eigenthümlichen, aus ihr selbst kommenden Beweglichkeit der Luft, wie eine solche auch im Wasser und im Feuer liegt.

Kap. 7 — 13. Ueber die vor Sonnenaufgang entstehenden Winde, Buchtenwinde, hauptsächlich im Frühling und im Sommer. — Hundstagswinde oder Passatwinde. Orkane, aus geborstenen und jählings zerrissenen Wolken. Wirbelwinde, Vergleichung mit Wasserwirbeln, bisweilen sich entzündend.

Kap. 14 — 15. Winde aus Höhlen kommend und aus dem Innern der Erde. Untersuchung alter Bergwerke, durch Philippus von Macedonien veranstaltet, wobei man große Flüsse und stehende Wasser unter der Erde gefunden. Seitenblicke auf die unter den Bergen wühlende, Gold und Silber suchende Habsucht der Menschen in alter und neuer Zeit.

Kap. 16. Von den vier Hauptwinden. Manche nehmen zwölf Winde an, indem sie jede der vier Himmelsgegenden wieder in drei abtheilen, und jedem Wind zwei Nebenwinde geben. *Ihre Benennungen, meistens* Griechischen Ursprungs. Zusammenhang mit der Eintheilung des Himmels in fünf Kreise [Zonen] *Horizont. Mittagskreis.* Durch die fünf Kreise, *welche von dem Horizont und dem Mittagskreis* durchschnitten

werden, entstehen — nach Oben und Unten — zehn Abtheilungen der Luft; dazu kommen durch das Hineinlaufen des Mittagskreises in den Horizont noch zwei Regionen, somit zwölf Unterscheidungspunkte in der Luft und eben so viele Winde. Winde, welche gewissen Gegenden eigenthümlich sind. — Nutzen der Winde, gesunde Luft zu erhalten, Regen zu bringen und zu vertreiben, Fruchtbarkeit zu befördern, den Verkehr der Völker durch Seefahrt zu begünstigen. Aber die Menschen mißbrauchen, in letzterer Hinsicht, die Wohlthat der Natur in thörichter Eroberungssucht.

Fünftes Buch.

Von den Winden und der Bewegung der Luft.

1. Der Wind ist fließende Luft. Manche haben den Begriff so bestimmt: der Wind ist eine nach einer Seite hin fließende Luft. Diese Begriffsbestimmung halte ich für genauer, weil die Luft niemals so unbeweglich ist, daß sie nicht einigermaßen in einem erregten Zustand wäre. So nennt man das Meer ruhig, wenn es nur leicht bewegt ist, und nicht auf eine Seite hinströmt. Wenn man daher [bei Virgil, *Eclog. II., 26.*] liest:

Als windstille das Meer stand: — —

so muß man nicht an ein Stillestehen denken, sondern

eine leise Bewegung, und daß man es ruhig nennt, weil es nicht da oder dorthin seine Strömung nimmt. So muß man auch von der Luft denken, sie sey nie unbeweglich, wenn sie auch ruhig ist. Dieß läßt sich aus Folgendem einsehen: wenn die Sonne in einen verschlossenen Ort hineinscheint, so sehen wir ganz kleine Körperchen gegen einander schwimmen, die einen aufwärts, die andern abwärts, wechselnd gegeneinander sich bewegend. Daher wäre es ein nicht sehr genauer Begriff, wenn man sagen würde: das Fluthen ist eine Bewegung des Meeres; denn auch das ruhige Meer bewegt sich ja. Hingegen alle Sorgfalt hätte man auf die Begriffsbestimmung gewendet, wenn es hieße: das Fluthen ist eine Bewegung des Meeres auf eine Seite. So wird auch bei Dem, wovon gerade jetzt die Rede ist, Nichts auszusetzen seyn, wenn man sich dazu versteht, zu sagen: der Wind ist eine auf eine Seite hin fließende Luft; oder: der Wind ist eine mit Heftigkeit bewegte Luft, oder eine Kraftäußerung der auf eine Seite hin gehenden Luft, oder ein etwas beschleunigter Lauf der Luft. — Ich weiß wohl, was zu Gunsten der ersten Erklärung erwiedert werden könnte. Was braucht man [könnte man sagen,] hinzuzusetzen: eine Luft, die auf eine Seite hin fließt? — Alles ja, was da fließt, fließt auf eine Seite hin. Kein Mensch sagt von einem Wasser, es fließe, wenn sich nur in sich selbst bewegt, sondern es muß irgendwo hingehen. Es kann also seyn, daß sich Etwas bewegt, ohne zu fließen: aber umgekehrt ist es nicht möglich, daß es fließe, wenn es nicht auf eine Seite hin fließt. Allein dieser Kürze wollen wir uns freilich wohl dienen, wenn wir dabei vor Tadel sicher gestellt sind; wi

man aber recht vorsichtig seyn, so spare man die Worte nicht, deren Beifügung den Sophistereien vorzubeugen im Stande ist. Nun gehen wir an die Sache selbst, weil wir über den Begriff uns hinlänglich ausgesprochen haben.

2. Democritus sagt: wenn in einem engen leeren Raum viele Körperchen sind, die er Atome nennt, so erfolge Wind. Dagegen sey die Luft im ruhigen und stillen Zustand, wenn in einem weiten leeren Raum wenig Körperchen sind. Denn so wie man auf Markt und Straße, so lange nicht viele Leute da sind, ohne Lärm geht: wenn aber ein Menschenschwarm an einem engen Platz zusammenkommt, und Einer auf den Andern stößt, Wortwechsel entsteht: so muß in dem Raum, von dem wir umgeben sind, wenn von vielen Körpern ein kleiner Platz angefüllt ist, einer auf den andern stoßen und sie auf einander hinauf und wieder zurück getrieben und in einander verwickelt und von einander gedrückt werden, und daraus entsteht der Wind, wenn Das, was mit einander in Streit kam, sich aufeinander legt und lange unentschieden und hin und her wogend sich [auf eine Seite] hinneigt. Wenn aber in einer großen Ausdehnung wenige Körper sind, so können sie weder auf einander stoßen noch gegen einander getrieben werden.

3. Daß Dieß falsch sey, läßt sich schon daraus schließen, daß manchmal gerade dann kein Wind vorhanden ist, wenn die Luft schweres Gewölk hat. Und doch sind da gerade recht viele Körper auf einen engen Raum hingedrängt, und daher kommt die Schwere des *verdichteten* Gewölkes. Zudem ist in der *Nähe der Flüsse und Seen* häufig ein Nebel, und es sind *die Körper dicht zusammengedrängt* und angesammelt, ob

doch geht kein Wind. Bisweilen aber verbreitet sich eine solche Finsterniß, daß man das Naheſtehende nicht sehen kann; Das wäre nicht der Fall, wenn nicht eine Menge von Körpern sich auf einen kleinen Fleck zusammendrängte. Nun herrscht aber nie größere Windstille, als bei neblichter Witterung. Bedenke überdieß, daß im Gegentheil die Morgensonne bei ihrem Aufgang die dichte und feuchte Luft verdünnt. Dann erhebt sich ein Lüftchen, wenn die Verbindung der Körper lockerer wird, und ihre Gedrängtheit und Masse sich auflöst.

4. Auf welche Art, fragst du, entstehen denn nun aber die Winde? — denn das leugnest du doch nicht, daß sie entstehen. Auf mehr als einerlei Art. Das Einemal wirft nämlich die Erde selbst eine große Masse von Luft aus, und bläst aus der Tiefe herauf; ein andermal, wenn ein bedeutendes und anhaltendes Ausdünsten von unten herauf das Ausgedünstete in die Höhe treibt, wird schon die Zersetzung des gemischten [trockenen und feuchten] Dunstes zu Wind. So wenig ich mich überreden kann, das Folgende zu glauben, so darf ich es doch nicht übergehen: so wie in unserem Körper durch Speise Blähungen entstehen, die nicht ohne große Beschwerde für die Nase abgehen und den Unterleib bisweilen mit einem Ton, bisweilen aber ohne Laute, einer Last entheben: so meint man, gebe auch diese große Natur Luft von sich, indem sie ihre Nahrungsmittel zersetze. Wir dürfen uns Glück wünschen, daß sie immer verdaut, sonst hätten wir allerhand Unrath zu besorgen. Ist nun aber wohl die Behauptung gegründeter, es schweben von allen Theilen der Erde aus in einem fort viele kleine Körperchen umher, und wenn diese

ſich zuſammengehäuft und ſofort durch die Sonne verdünnt zu werden angefangen haben, ſo ſoll Wind entſtehen, weil Alles, was ſich in einem engen Raum ausbreitet, einen größern Raum braucht?

5. Wie alſo? die Ausdünſtungen des Waſſers und des Erdreichs, meinſt du, ſeyen allein die Urſache des Windes? Aus dieſen ſoll die Schwere der Luft entſtehen, und ſodann durch einen Anſtoß aufgelöst werden, da, was dicht ſteht, wenn es dünn wird, nothwendig einen ausgedehntern Raum haben will? Ich halte Das freilich mit für die Urſache. Uebrigens weit richtiger und bedeutender iſt der Grund, daß die Luft eine natürliche Kraft ſich zu bewegen hat, und daß ſie das Vermögen hiezu, ſo wie zu anderer Thätigkeit nicht anderswoher bekommt, ſondern in ſich ſelbſt trägt. Oder meinſt du denn, wir zwar haben Kräfte erhalten, durch die wir uns bewegen können, die Luft aber ſey unthätig und unbeweglich gelaſſen worden? während doch das Waſſer, auch wenn die Winde ruhen, ſeine eigenthümliche Bewegung hat, ſonſt könnte es ja auch keine lebendigen Geſchöpfe hervorbringen. Wir ſehen ja auch, daß Moos und manche Kräuter im Waſſer wachſen, die auf ſeiner Oberfläche ſchwimmen.

6. Es iſt alſo eine eigenthümliche Lebenskraft im Waſſer. — Nur im Waſſer? Nein, das Feuer ſogar, welches Alles verzehrt, bringt Einiges hervor, und ſo unwahrſcheinlich es auch Manchem vorkommen mag, es iſt eben doch wahr, daß Thiere durch das Feuer erzeugt werden. Irgend eine Kraft der Art hat nun auch die Luft, und deßhalb verdichtet ſie ſich bald, bald dehnt ſie ſich aus und reinigt ſich das Athemholen zieht ſie ſich zuſammen, das Andermal le

und schiebt sie sich auseinander. Es ist also zwischen der Luft und dem Wind der nämliche Unterschied, wie zwischen einem See und einem Fluß. Bisweilen ist die Sonne selbst an und für sich die Ursache des Windes, wenn sie die starre Luft zerstreut und aus dem dichten und zusammengedrängten Zustand entbindet.

7. Das Allgemeine haben wir von den Winden angeführt; wir fangen nun an, sie einzeln zu untersuchen. Vielleicht wird sich zeigen, wie sie entstehen, wenn wir darüber im Reinen sind, zu welchen Zeiten und von welchen Gegenden sie ausgehen. Zuerst nun betrachten wir die von Sonnenaufgang entstehenden Winde, die entweder aus Flüssen oder aus Thalgründen oder aus einer Bucht sich erheben. Von diesen ist keiner anhaltend, sondern so wie die Sonne kräftiger wird, legt er sich, und geht nicht weiter als der Gesichtskreis zu Lande ist. Diese Art von Winden fängt im Frühjahr an, und dauert nicht über den Sommer hinaus. Sie kommt hauptsächlich daher, wo viel Gewässer und Gebirg ist. In den Ebenen, wenn sie auch genug Wasser haben, weiß man doch Nichts von diesem Luftzug, nämlich von einem solchen, der stark genug wäre, um für einen Wind gelten zu können.

8. Wie entsteht nun aber ein solcher Wind, den die Griechen Buchtenwind nennen? — Was die Sümpfe und die Flüsse ausdünsten, — und das ist nicht nur viel, sondern es geht auch in Einem fort, — das wird den Tag über *von der Sonne aufgezehrt;* bei Nacht aber hört es auch *nicht auf, sondern in die* Gebirge eingeschlossen sammelt es *auf einem Strich Landes.* Wenn es diesen angefüllt

hat und sich nun selbst nicht mehr halten kann, sondern irgendwohin hinausgedrückt wird und auf eine Seite hin abgeht: das ist dann dieser Wind. Er wirft sich also dahin, wo die unbeschränktere Strömung und die freiere Gegend ihn hintreibt, wo seine Anhäufungen sich auslassen können. Ein Beweis hiefür ist, daß er im ersten Theil der Nacht nicht weht. Jene Ansammlung fängt da nämlich erst an, und gegen Sonnenaufgang ist sie dann völlig, und strömt hauptsächlich dahin aus, wo am meisten leerer Raum ist und ein großer offener Platz. Beschleunigt aber wird das Ausströmen durch den Aufgang der Sonne, welcher die kalte Luft in Bewegung setzt. Denn noch ehe sie sich zeigt, wirkt sie schon durch ihr Licht, und treibt die Luft zwar noch nicht durch ihre Strahlen fort, aber setzt sie durch das vorangesendete Licht doch schon in Unruhe und Thätigkeit. Denn wenn sie nun wirklich heraufgestiegen ist, wird ein Theil [der angesammelten Dünste] nach oben fortgerafft, ein Theil geht durch die Wärme in das Weite. Darum können diese Winde nicht länger als über die Frühstunden wehen; wenn sich die Sonne sehen läßt, ist ihre ganze Kraft dahin; und wenn sie auch besonders heftig geweht haben, so lassen sie doch um Mittag nach, und dieses Windchen dauert nie bis in den Mittag hinein. Es ist aber das Einemal schwächer und von kürzerer Dauer, als das Anderemal, je nachdem es sich aus stärkern oder schwächern Bestandtheilen angesammelt hat.

9. Warum aber sind dergleichen Winde im Frühling und im Sommer *stärker? Nämlich* in den übrigen Jahreszeiten *erheben sie sich ganz schwach*, so daß sie kein Seg-

schwellen. — Darum, weil der Frühling wasserreicher ist und die Ausdünstung größer von der reichern Wassermasse, oder weil die Gegenden bei der feuchten Beschaffenheit der Witterung mehr getränkt und wasserhaltig sind. — Aber warum entsteht er doch auch im Sommer? Weil nach dem Untergang der Sonne die Tageswärme noch bleibt und einen großen Theil der Nacht andauert; diese lockt Ausdünstungen hervor, und was von selbst auszuströmen pflegt, zieht sie mit Gewalt an; sodann hat sie doch nicht so viel Kraft, Das, was sie hervorgelockt hat, zu verzehren. Deßhalb dunstet die Erde aus sich selbst und dann die Feuchtigkeit noch längere Zeit Körperchen aus, die da auszuströmen und ausgehaucht zu werden pflegen. Die aufgegangene Sonne aber erregt Wind, nicht nur durch ihre Wärme, sondern auch durch das Auffallen der Strahlen. Das Licht nämlich, das, wie ich sagte, noch vor der Sonne kommt, macht die Luft noch nicht warm, sondern gibt ihr nur einen Anstoß; auf Diesen hin aber tritt sie auf die Seite. Wiewohl, ich möchte eigentlich nicht zugeben, daß das Licht an sich ohne Wärme sey, da es ja aus der Wärme kommt. Es hat freilich vielleicht nicht so viel Erwärmendes, daß es wirklich fühlbar wäre. Dennoch thut es seine Wirkung, und zerstreut und verdünnt das Dichte. Ueberdieß werden auch Gegenden, die vermöge einer ungünstigen Lage so eingeschlossen sind, daß die Sonne sie nicht selber treffen kann, auch bei jener wolkigen und düstern Erleuchtung erwärmt, und sind den Tag über minder kalt, als bei Nacht. Auch da nämlich treibt die Wärme überhaupt durch ihre natürliche Kraft die Kälte weg und stößt sie von sich. So macht es nun auch

die Sonne, und deßhalb kommt es Manchen vor, als kom-
men die Winde daher, wo die Sonne herkommt. Daß Di-
unrichtig sey, sieht man daraus, daß die Luft auf jede Sei-
hin [Lasten] bewegt, und man gegen Aufgang bei vol-
lem Winde fahren kann. Das wäre nicht der Fall, wenn
der Wind immer von der Sonne her käme.

10. Die Etesien [Passatwinde], die Manche zum Be-
weis für sich gebrauchen wollen, unterstützen ihre Behauptung
auch nicht sonderlich. Ich will zuerst ihre Ansicht vorlegen,
— sodann, warum ich damit nicht einverstanden bin. Die
Hundstagswinde, sagen sie, kommen im Winter nicht vor,
weil in den kürzesten Tagen die Sonne zu scheinen aufhört,
bevor die Kälte überwunden ist. Daher liegt dann nicht nur
Schnee, sondern er wird auch hart. Im Sommer fangen sie
an zu wehen, wo theils die Tage länger sind, theils die
Sonnenstrahlen mehr senkrecht auf uns fallen. Es ist da-
her wahrscheinlich, daß die durch die große Wärme in Be-
wegung gesetzten Schneemassen mehr Feuchtigkeit aushauchen,
eben so, daß der durch den Schnee belastet gewesene und
dann entblößte Boden freier ausdünste. So gehen dann von
den nördlichen Klimaten mehr Körper [maffige Ausdünstun-
gen] ab, und ziehen sich in diejenigen Gegenden, welche
minder hoch und wärmer sind. So erhalten die Etesien An-
stoß und Richtung und nehmen deßhalb mit der Sommerson-
nenwende ihren Anfang, behalten aber ihre Stärke nicht
länger als bis der Hundsstern aufgeht, weil bereits von den
kalten Himmelsstrichen viel in diese Gegenden getrieben wor-
en ist. Aber die Sonne richtet sich mit verändertem La-

gerade auf unsere Gegenden, und ziehet den einen Theil der Luft an, den andern aber setzt sie in Bewegung. So dämpft das Wehen der Passatwinde den Sommer, und macht die heißesten Monate minder drückend.

11. Nun muß ich, meinem Versprechen gemäß, sagen, warum die Passatwinde Nichts für jene Leute beweisen und ihrer Behauptung kein Gewicht geben. Wir behaupten nämlich, durch das Licht werde jenes Windchen angeregt, endlich lege es sich, wenn die Sonne dazu kommt. Nun aber werden die Passatwinde von den Schiffern aus dem Grunde die schläfrigen und verzärtelten genannt, weil sie, wie Gallio sagt, vom Frühaufstehen Nichts wissen wollen: sie fangen zu einer Zeit sich zu erheben an, wo jenes Lüftchen gar nicht mehr anhält. Das wäre nicht der Fall, wenn sie, gleich jenen Lüftchen, durch die Sonne vermindert würden. Ueberdieß, wenn bei ihnen die Dauer und Länge des Tages die Ursache des Wehens wäre, so würden sie wohl auch vor dem Solstitium wehen, wenn die Tage am längsten sind und die Schneemassen in der Regel schmelzen. Im Monat Julius nämlich ist schon Alles fort, oder es liegt wenigstens gar nicht mehr viel unter Schnee.

12. Es gibt einige Arten von Winden, die aus geborstenen und jählings zerrissenen Wolken kommen. Solche Winde nennen die Griechen Orkane. Und diese, meine ich, entstehen auf folgende Weise: da die Körper, die aus den Erdtünsten ausgehen, sehr ungleichartig und einander unähnlich, einige nämlich von diesen Körpern trocken, andere nicht sind: so ist es bei der großen Ungleichartigkeit der uneinander im Kampf begriffenen Körper, wenn sie nun

auf einen Klumpen zusammengeballt sind, wahrscheinlich, daß dadurch hohle Wolken gebildet, und zwischen denselben röhrenartige und der Enge nach Pfeifenähnliche Zwischenräume gelassen werden. In diese Zwischenräume ist eine dünne Luft eingeschlossen, die, wenn sie, in nicht sehr freiem Lauf umhergeworfen, warm wird, einen größern Raum haben will, und deßhalb nimmt sie dann eine weitere Ausdehnung und zerreißt ihre Umgebungen, und bricht in einen Wind aus, der beinahe sturmähnlich ist, weil er von oben herab kömmt und mit Heftigkeit und scharf gegen uns anfällt, denn er kommt nicht strömend und auf gebahntem Wege, sondern er hat zu kämpfen und macht sich einen Weg mit gewaltigem Ringen. Solches Wehen ist in der Regel von kurzer Dauer. Weil es die Behältnisse und Verwahrungsorte der Wolken zerreißt, durch die es sich hindurchzog, darum kommt es zuweilen stürmisch, nicht ohne Blitz und Donner. Diese Winde sind viel bedeutender und langwieriger, wenn sie noch andere Winde, die aus demselben Grunde hervorbrechen, in sich aufnehmen und mehrere sich vereinigen, so wie Waldbäche in mäßiger Größe strömen, so lange sie abgesondert ihren Lauf haben: wenn aber mehrere ihre Wasser zusammengelenkt haben, werden sie größer als eigentliche und bleibende Flüsse. — So, läßt sich annehmen, geht es auch bei den Stürmen, daß sie nicht von langer Dauer sind, so lange einer für sich ist; wenn sie aber ihre Kräfte vereinigt haben, und die aus mehrern Seiten des Himmels herausgeworfene Luft sich auf einen *und denselben Punkt* zusammengemacht hat, so nimmt *dann nicht nur ihre Heftigkeit* zu, sondern auch ihre Dauer.

13. Der Wind wird also hervorgebracht durch eine aufgelöste Wolke; diese aber wird auf verschiedene Weise aufgelöst. Bisweilen ist, was eine solche Zusammenballung auseinander reißt, der Kampf des eingeschlossenen und einen Ausweg suchenden Luftzugs; bisweilen die Wärme, die bald durch die Sonne hervorgebracht ist, bald durch das Aufeinanderstoßen und durch die Reibung großer Körper aneinander. Hier kann auch, wenn du willst, zur Sprache kommen, wie es sich mit dem Entstehen des Wirbelwinds verhalte. Es pflegt bei Flüssen zu geschehen, daß sie, so lange sie ohne Hemmung strömen, einen einfachen und geraden Lauf haben, aber, wenn sie auf ein Felsstück stoßen, das an der Seite des Ufers vorsteht, zurückgedrängt werden und ihre Wasser ohne Ausweg im Ring herum treiben, so daß sie sich, nachdem sie sich [immer] herumgedreht haben, selbst einschlingen, und einen Wasserwirbel bilden. Und so läßt der Wind, so lange ihm Nichts im Wege steht, seiner Kraft freien Lauf. Wird er aber von einem Vorgebirge zurückgeworfen, oder durch den Widerstand des zusammengedrängten Raumes in einen abschüssigen und schmalen Gang eingetrieben: so wühlt er sich öfters in sich selbst hinein, und bildet einen Wirbel, ähnlich dem Wasser, von welchem wir sagten, daß es sich in sich selbst herumdrehe. Dieser herumgetriebene und um eine und dieselbe Stelle sich herumdrehende Wind, der sich gerade durch das Herumdrehen selber in Bewegung setzt, ist ein Wirbelwind. Derselbe, wenn er etwas hartnäckig ist und sich etwas lange herumwühlt, entzündet sich, und macht, was die Griechen Blitzwind nennen.

Das ist ein feuriger Wirbelwind. Diese haben wohl alles Gefährliche bei sich, was Winde haben, die aus den Wolken ausgebrochen sind, — sie reißen Geräthschaften mit sich empor und ganze Schiffe werden von ihnen mit in die Höhe gezogen.*) Ausserdem erzeugen manche Winde auch noch andere aus sich, und zerstreuen die in Bewegung gesetzte Luft auch noch auf andern Seiten, als auf die sie sich hingeneigt haben. Ich muß doch auch noch sagen, was mir gerade einfällt: So wie Tropfen, wenn sie schon sich bereits herabneigen und fallen, doch noch keinen Lauf haben, sondern man erst dann, wenn sich mehrere vereinigt haben, und durch die Menge eine Masse bekommen, von ihnen sagt, daß sie fließen und laufen.: so ist's auch noch nicht Wind, so lange die Bewegungen der an mehrern Orten aufgeregten Luft noch unbedeutend sind; erst dann fängt's an, ein Wind zu seyn, wenn er sie alle untereinander gebracht und zu einem Stoß vereinigt hat. Luftzug ist von dem Wind dem Grade nach verschieden; ein heftiger Luftzug ist ja Wind, und umgekehrt eine schwach strömende Luft ist Lufthauch.

14. Ich komme nun darauf zurück, was ich zu Anfang behauptet hatte, daß Winde aus Höhlen kommen und aus dem innern Schoos der Erde. Es ist nicht die ganze Erde in fest zusammenhängender Masse bis auf die unterste Tiefe

*) Fortunatus vermuthet hier eine Auslassung: es möchte nämlich von Dem noch vorher die Rede gewesen seyn, was die Griechen τύφων nennen, von Windhosen und Wasserhosen.

auf festem Grunde gebaut, sondern sie ist an vielen Theilen hohl,

— — und in blinder Finsterniß schwebend, *) —

und hat da und dort leere Räume ohne Feuchtigkeit. Wenn schon keine Tageshelle dort einen Unterschied der Nacht bemerkbar macht, so möchte ich doch behaupten, daß es in diesem Dunkel Wolken und Nebel gibt. Denn auch die oberhalb der Erde sind nicht darum vorhanden, weil man sie sieht, sondern umgekehrt, man sieht sie, weil sie vorhanden sind. Nichts destoweniger, wenn man sie schon nicht sieht, sind sie doch dort auch vorhanden. Man muß nämlich wissen, daß auch Flüsse dort strömen, wie die unsrigen sind, zum Theil sanft sich hinziehend, zum Theil an felsigen Strecken mit donnerndem Sturze. Und wird man nun nicht eben so auch zugeben müssen, es gebe auch manche Seen unter der Erde, und es stehen manche Gewässer ohne Ablauf. Wenn dem so ist, so folgt nothwendig, daß die Luft schwer wird und durch ihre Schwere drückt und durch ihr Drücken einen Wind erregt. Von diesen unterirdischen Wolken aus, müssen wir annehmen, werde in dem Dunkel ein Wind erzeugt, wenn dieselben so viel Kraft gesammelt haben, als nöthig ist, um dadurch Das hinwegzuräumen, was ihm von der Erde entgegensteht, oder irgend einen offenen Weg für ihren Ausbruch zu gewinnen und durch diese Höhle dahin, wo wir wohnen, hervorzudringen. Das aber ist offenbar, daß in der Erde eine große Masse von Schwefel ist und von an-

*) Vergl. Ovid's Verwandlungen I., 388. Wo jedoch diese Worte anders lauten und eine andere Anwendung haben.

derm Stoff, der eben so das Feuer nährt. Wenn nun der Lufthauch, indem er einen Ausgang sucht, sich durch solche Strecken hindurchgewunden hat, so muß er durch die Reibung nothwendig eine Flamme entzünden; und wenn die Flammen weiter um sich greifen, so muß, wenn auch Etwas von träger Luft dort war, dieselbe verdünnt und in Bewegung gesetzt werden, und sich mit gewaltigem Getös und Stoßen einen Weg suchen. Doch dieß will ich noch genauer abhandeln, wenn ich meine Untersuchungen über die Erdbeben anstelle. *)

15. Erlaube mir jetzt, daß ich dir ein Geschichtchen erzähle. Von Asclepiodotus **) vernehmen wir, Philippus [von Macedonien] habe in ein altes längst verlassenes Bergwerk viele Leute hinabsteigen lassen, auf daß sie erforschten, wie reichhaltig und in welchem Zustand es wäre, ob die frühere Habsucht der Zukunft auch noch etwas übrig gelassen habe. Diese Leute wären mit vielen Lichtern hinabgestiegen, und sie hätten sich mehrere Tage dort aufhalten sollen; sodann, nach einem langen Wege ermüdet, hätten sie mächtig große Flüsse gesehen, und gewaltige Behältnisse stehender Wasser, wie sie bei uns sind, und nicht von darüber herliegender Erde bedeckt, sondern frei und weit, nicht ohne Schaudern anzuschauen. — Das habe ich mit großem Vergnügen gelesen, denn ich habe daraus erkannt, daß unser Jahrhundert nicht an neuen Gebrechen, sondern an althergeerbten

*) Dieß geschieht im sechsten Buch.

**) Asclepiodotus, ein Philosoph und Physiker zu Augustus Zeiten, des Posidonius Zuhörer. Vergl. II., 26.

krankt; und daß nicht erst zu unserer Zeit die Habsucht in den Adern der Erde und der Steine gewühlt, und nach Dem gespähet, was neidisch in Finsterniß verborgen war. Auch jene unsere Vorfahren, die wir mit Lobpreisung erheben, denen wir so unähnlich geworden zu seyn klagen, haben von Hoffnung angelockt Berge aufgehauen, und haben sich dem Gewinn zu lieb unter Trümmer gestellt. Schon vor dem Macedonischen Philippus sind Könige gewesen, die bis in die tiefsten Schlupfwinkel dem Gelde nachgingen, und die freie Luft aufopfernd sich in jene Schachte, in welche kein Wechsel von Nacht und Tag eindrang, hinabließen, und das Sonnenlicht mit dem Rücken ansahen. Was war doch da für Herrlichkeit zu hoffen! Was war doch das für eine Noth, die den zu den Sternen erhobenen Menschen darnieder gebückt und vergraben und in den Grund des Innersten der Erde hinabgesenket hat, Gold herauszuwühlen, das mit eben so viel Gefahr zu gewinnen, als zu besitzen ist. Dem zu lieb hat er Minen gegraben und ist um die kothige und ungewisse Beute hergekrochen, vergessend des Tageslichts, vergessend der schönen Natur, von der er sich weggewendet. Ja kein Todter liegt unter so schwerer Erde, als Jene, über welche die quälende Habsucht das Gewicht ganzer Landstrecken hergeworfen, denen sie den Himmel entwendet, die sie in die Tiefe eingegraben hat, wo jenes unheilvolle Gift steckt. Da hinab haben sie sich gewagt, wo sie eine neue Lage der Dinge, das Aussehen bodenloser Länder und Winde in leerem *Himmelsraum* kennen lernen sollten, und schauerliche *Quellen eines Wassers*, das für kein Geschöpf fließt, und

tiefe, ewige Nacht. Und nachdem sie Solches unternommen, fürchten sie doch noch das Todtenreich!

16. Doch, um auf Das zurückzukommen, wovon die Rede ist, es sind viererlei Winde, abgetheilt nach Osten, Westen, Süden und Norden. Die andern, die wir mit verschiedenen Namen benennen, schließen sich an diese an.

Eurus geht gen Ost und hin zum Arabischen Reiche,
Persien und zum Gebirg, das frühesten Lichtstrahl auffängt.
Westliches Land und Küsten von sinkender Sonne gewärmet,
Sind dem Zephyr zunächst. Und Scythias nördlichen Landstrich
Nahm der schaurige Boreas sich: die Länder entgegen
Feuchtet mit stetem Gewölk' und thaulendem Regen der Südwind. *)

Oder wenn du sie lieber kürzer zusammengefaßt haben willst, so mögen sie sich, was freilich auf keine Weise angeht, zu einem Sturm sammeln.

Ost- und Südwind toben zumal und der ewige Stürmer
Africus: [Südwestwind] **)

und dann der Nordwind, der bei jenem Kampf nicht mitspielen konnte. Manche nehmen zwölf Winde an. Sie theilen nämlich die vier Himmelsgegenden je wieder in drei ab, und geben jedem Wind zwei Nebenwinde. Durch diesen Kunstgriff bringt sie Varro, ***) der pünktliche Mann, in Ordnung, — und er hat seine guten Gründe dazu. [Die Sonne geht nämlich nicht immer an demselben Punkte auf

*) Ovid's Verwandlungen I, 61.
**) Virgil's Aeneis I, 85.
***) M. Terentius Varro, wahrscheinlich in seinen libris novemdecim. Vergl. Script. rei rusticae, Tom. II, p. 226. s

und unter; sondern ein anderer ist der Aufgang und der Untergang zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, — und diese tritt zweimal ein, — ein anderer zur Zeit des Sonnenstillstands, ein anderer zur Zeit des Winters. Der Wind, der sich von der Gegend erhebt, wo die Sonne um die Tag- und Nachtgleiche aufgeht, heißt bei uns Subsolanus; [der eigentliche Ostwind] die Griechen nennen ihn ἀφηλιώτης. Vom Wintersten gehet der Eurus aus, den die Unsrigen Vulturnus [Südostwind] genannt haben. Auch Livius nennt ihn so, bei jener für die Römer gar nicht glücklichen Schlacht, in welcher Hannibal unser Heer gegen die aufgehende Sonne und zugleich zu einer Stellung gegen den Wind zu nöthigen wußte, wo er dann durch den Vortheil des Windes und des die Augen der Feinde blendenden Sonnenlichtes den Sieg erhielt. *) Auch Varro gebraucht diese Benennung. Doch auch der Eurus hat [in unserer Sprache] bereits das Bürgerrecht erhalten, und er kommt in unserer Umgangssprache Niemand als fremd vor. Der Wind, der von dem Aufgangspunkt, beim Sonnenstillstand ausgeht, heißt bei den Griechen καικίας; bei uns gibt es keinen Namen dafür. Die Abendgegend bei der Tag- und Nachtgleiche sendet den Favonius, [den eigentlichen Westwind], und Wer auch nicht Griechisch versteht, wird dir sagen, das sey der Zephyr. Vom Untergangspunkt bei dem Sonnenstillstand kommt der Corus, der bei Einigen Argestes heißt. Ich halte Das *nicht* für wichtig, weil der Corus eine gewaltsame Wirkung hat, und auf eine Seite hinreißt, der Argestes

*) Die Schlacht bei Cannä. Vergl. Livius XX, 45. 46.

r in der Regel ſanft iſt, und man mag auf dem Hin- r Herweg begriffen ſeyn, von gleicher Wirkung. Der ricus von dem Winterweſten bricht tobend aus; bei Griechen heißt er λίψ. Unter den Nordwinden iſt der rſte der Aquilo, der mittlere der Septentrio [aus i eigentlichen Nordpunkt], der unterſte der Thraſcias. r letztere hat bei uns keinen Namen. Vom Südpol her mt der Euronotus; ſodann der Notus, lateiniſch ıſter; endlich der Libsnotus, der bei uns ohne men iſt.

27. Man nimmt aber an; es ſeyen zwölf Winde, nicht ob überall ſo viele wären, — ſie ſind bisweilen vermöge klimatiſchen Lage der Länder nicht möglich, ſondern weil nirgends mehr gibt. So ſagen wir, es gebe ſechs Beug- le [in der lateiniſchen Sprache], nicht als ob jedes Nenn- rt ſechs hätte, ſondern weil keines mehr hat als ſechs. ejenigen, welche aufſtellten, es ſeyen zwölf Winde, ha- ı ſich daran gehalten, es müſſe ſo viele Winde geben, als terſcheidungspunkte am Himmel. Den Himmel theilte n nämlich in fünf Kreiſe, die durch die Erdare gehen. gibt einen Nordkreis, einen Sonnenſtillſtands- reis, einen Kreis der Tag- und Nachtgleiche, en für die Zeit des kürzeſten Tages, und einen dem ordkreis gegenüberſtehenden. Zu dieſen kommt ſechster, der den obern Theil des Himmels von dem untern unt. Es iſt nämlich, wie du weißt, die Hälfte des Himmels mer oben, *die Hälfte unten.* Dieſe Linie, welche zwiſchen *n iſt, was man ſieht* und was man nicht ſieht, nenner *Griechen Horizont;* die Unſrigen [die Stoiker] d

Begrenzer, Andere die Grenzlinie. Dieser muß man noch beifügen den Mittagskreis [Meridian], welcher den Horizont in rechten Winkeln durchschneidet. Von diesen Kreisen laufen einige quer entgegen und durchschneiden die andern, indem sie mit denselben zusammentreffen. *) Natürlich müssen so viele Unterschiede in der Luft seyn, als es Abtheilungen davon gibt. Daher durchschneidet der Horizont oder der abgrenzende Kreis jene fünf Kreise, die man, wie ich eben sagte, annimmt, und macht dadurch zehn Abtheilungen, fünf von Osten, fünf von Westen. Der Mittagskreis aber, der in den Horizont hineinläuft, macht noch zwei Regionen dazu. So bekommt die Luft zwölf Unterscheidungspunkte, und eben so vielerlei sind die Winde, die sie hervorbringt. Einige sind gewissen Gegenden eigenthümlich, und fliegen nicht weiter fort, sondern gehen nur in die Nähe. Sie stoßen von der Seite her und nicht an den ganzen Weltkreis. — So beunruhigt der Atabulus **) [nur] Apulien, der Japyx Calabrien, der Sciron Athen, der Catägis Pamphylien, der Circius, Gallien; und

*) Wie die Parallelkreise die Meridiane durchschneiden.

**) Der Atabulus ist ein glühendheißer, schädlicher Wind; Plin. Nat. hist. XXVII, 25. stellt ihn mit einem Eubäischen Wind, Olympius, zusammen, welcher nach Aristoteles Metaph. II, 6. von der Gegend kommt, wo die Sonne im Sommer untergeht. Von der nämlichen Art ist bei den Athenern der Sciron. Aristot. I, 1. — Der Japyx ist gleichfalls westlich, und wird mit dem Caurus zusammengestellt. Aul. Gell. II, 22. Der Catägis stürmt plötzlich von obenherab. — Der Circius kommt von der Gegend, wo die Sonne im Winter untergeht. Aul. Gell. II, 22.

enn dieser letztere schon Gebäude zerschmettert, so sind
m die Einwohner doch dankbar, als wäre die gesunde Luft
res Clima's ihm zuzuschreiben. Wenigstens hat ihm Au-
ustus, da er sich in Gallien aufhielt, einen Tempel nicht
ur gelobt, sondern auch erbaut. Ich fände kein Ende,
enn ich sie alle einzeln anführen wollte. Denn es ist fast
ine Gegend, die nicht irgend einen sich aus ihr erzeugen-
en, und in ihrer Nähe auch wieder aufhörenden Wind
ätte.

18. Man darf Das neben den übrigen wohl auch als
in Werk der Vorsehung beachten, das unsere Bewunde-
ung verdient. Sie hat nämlich aus vielerlei Gründen die
Winde theils überhaupt geschaffen, theils verschiedentlich ge-
rdnet, vor Allem aber sollten sie die Luft nicht faul wer-
en lassen, sondern sie durch unablässige Erregung für die
e einathmenden Wesen dienlich, und zum Leben förderlich
achen. Sodann sollten sie der Erde Regen verschaffen
nd demselben, wenn seiner zuviel werden wollte, wieder
inhalt thun. Denn bald bringen sie Gewölk, bald zer-
reuen sie es, damit sich die Regen auf dem ganzen Erd-
reis vertheilen können. Nach Italien wird der Regen durch
en Südwind gebracht, nach Afrika treibt ihn der Nord-
nd zurück. Die Passatwinde lassen bei uns das Gewölk
icht stehen bleiben. Eben dieselben versehen ganz Indien
nd Aethiopien um jene Zeit beständig mit Wasser. Ja
an bekäme wohl kein Getreide, wenn nicht Das mit dem
einbehaltenden *vermischte Ueberflüssige* durch Windeswehen
einander gestöbert würde, wenn nicht Etwas käme, das
Saat hervorlockte, und die verborgene Frucht, na

Durchbrechung ihrer Hüllen, welche die Landwirthe Hülsen nennen, aufschlöße. Und Was hat denn den gegenseitigen Verkehr unter allen Völkern befördert, und Nationen, die durch ihre Wohnorte getrennt waren, zu einander gebracht? Eine große Wohlthat von der Natur, würde sie nur die Leidenschaft der Menschen nicht zum Schaden kehren! Was von dem ältern Cäsar oft gesagt und von Titus Livius *) angeführt worden ist: „man wisse nicht, ob es für die Republik besser gewesen, daß er geboren ward, oder daß er nicht geboren worden wäre," — das läßt sich nun freilich wohl auch auf die Winde anwenden: ja, was sie Nützliches und Nothwendiges mit sich bringen, wird wahrlich wohl überwogen durch Das, was der Wahnsinn des menschlichen Geschlechts zu seinem Verderben ausstunt. Deshalb hört aber Etwas nicht auf, seiner Natur nach ein Gut zu seyn, wenn es schon durch die Schuld der Mißbrauchenden schädlich wird. Zu dem Zweck nämlich hat die Vorsehung und die weltregierende Gottheit den Winden den Luftkreis zum Tummelplatz gegeben, und selbige auf alle Seiten hin, ausströmen lassen, damit Nichts durch träges Daliegen verderbe, nicht auf daß wir Flotten, die einen Theil des Meeres in Beschlag nehmen sollten, mit gewaffneten Soldaten anfüllen, und Feinde im Meer oder hinter den Meeren aufsuchen könnten. O wahnsinniges Treiben, das uns zu gegenseitigem Verderben zusammenbringt! Wir lassen die

*) Wahrscheinlich in dem verloren gegangenen 116ten Buch. J. Cäsar wird zum Unterschied von Augustus Cäsar so genannt. Vergl. Freinsheim's Supplemente C. 116.

Winde in die Segel blasen, weil wir Krieg wollen, und stürzen uns in Gefahr um der Gefahr willen. Wir versuchen es mit ungewissem Glück, mit der von keiner Menschenmacht bezwingbaren Gewalt der Stürme, mit einem Tode, der uns kein Grab hoffen läßt. — Es wäre nicht der Mühe werth, wenn wir dem Frieden zu lieb dahin schifften. Nun aber, wenn wir so vielen verborgenen Klippen entgangen sind, und den Tücken der Strandplätze, wenn wir vorbeigekommen sind an den von ihren Höhen herab Stürme erregenden Bergen, an welchen ein jäher Wind die Schiffenden zerschellt, hindurchgekommen durch die in Nebel gehüllten Tage und die durch Blitz und Donner schauervollen Nächte, und vorbeigekommen an den Trümmern der durch Wirbelwinde zerschmetterten Fahrzeuge: was haben wir denn von diesen Mühen und Aengsten für Frucht? was für ein Hafen wird uns, durch so viel Mißgeschick Erschöpfte aufnehmen? — Ja, Krieg [erwartet uns] und der an der Küste entgegenstehende Feind, und ein Völkergemetzel, das auch die Sieger zum größten Theil mit dahin rafft, und der Brand uralter Städte. Was treiben wir Völkerschaaren zu den Waffen zusammen? Was werben wir Armeen, die mitten in den Fluthen ihre Schlachtreihen entwickeln sollen? Was beunruhigen wir die Meere? Ist die Erde nicht groß genug, um uns auf mancherlei Art den Tod zu bringen? Nein, viel zu sanft behandelt uns das Geschick, viel zu harte Körper hat sie uns gegeben und eine viel zu glückliche Gesundheit. Es richtet uns ja kein andringender Unfall zu Grunde; es kann ja Jeglicher seine Jahre ohne Anstoß voll-

bringen und in's Greiſenalter kommen. Wohlan, ſo laßt uns denn auf's Meer gehen und das zögernde Geſchick gegen uns herausfordern! — Ihr Armen, was ſucht ihr? Den Tod, an dem es nirgendwo fehlt? Er wird euch erjagen auch auf dem Ruhebett: aber möge er euch nur nicht in Freveln treffen! Er wird euch ereilen in eurem Hauſe, — aber daß er euch nur nicht ereile, unter laſterhaften Umtrieben! Wie ſoll man es aber anders nennen, als Wahnſinn, wenn man Gefahren weit umher verbreitet, und zürnend losſtürmt, ohne daß man weiß, gegen Wen? und verwüſtet, was Einem in den Weg kommt, ohne ſchaden zu wollen, und wilden Thieren gleich würgt, auch wo man keinen Haß fühlt. Dieſe aber beißen doch noch entweder zur Rache oder aus Hunger: wir aber, ohne das eigene und fremdes Blut zu ſchonen, ſetzen die Meere in Unruhe, und laſſen Schiffe vom Stapel und vertrauen unſer Leben den Wogen an und wünſchen günſtige Winde, um ſo glücklich zu ſeyn, in einen Krieg zu gerathen. Wohin reißen uns Verkehrte unſere Verkehrtheiten! Es iſt viel zu wenig, wenn man nur innerhalb ſeines Kreiſes toll iſt. So ſetzt Perſiens blödſinniger König nach Griechenland über, das von ſeinen Heeren nur überſchwemmt, nicht überwunden worden iſt. So wird Alexander, wenn er ſchon über Baktra und Indien hinaus iſt, noch wiſſen wollen, was jenſeits des großen Meeres ſey, und es wird ihn ärgern, daß er hier eine Grenze findet. So wird Habſucht den Craſſus *) zu den Parthern bringen; er wird ſich nicht ſcheuen vor den Verwünſchungen des Volkstribuns, der ihn zurückhalten will, nicht vor den Stürmen des ausgedehnteſten Meeres, nicht

*) Craſſus, durch ſeinen Partherkrieg bekannt, wurde durch die ſchrecklichſten am Opferheerd ausgeſprochenen Verwünſchungen, wodurch der Volkstribun Ateius Metellus ihn vom Krieg abbringen wollte, doch nicht zurückgehalten. Seine Brücke über den Euphrat zerſtörte der Blitz. Vergl. Plutarch T. III, p. 447. ed. Reiske.

vor den prophetischen Blitzen in der Nähe des Euphrat und vor den Abmahnungen der Götter. Mitten durch die Zornesflammen der Menschen und Götter nur dem Gelde zu! Man hat daher nicht unrecht, wenn man sagt, die Natur hätte es besser mit uns gemeint, wenn sie den Winden zu wehen verboten und das Toben und Laufen derselben einstellend, jedem nur in seinem eigenen Lande zu bleiben befohlen hätte. Wenn es sonst Nichts wäre, so lebte Jeder doch nur zu seinem und der Seinen Verderben; nun aber ist es mir nicht genug am Jammer meines Hauses, ich muß auch von Aussen her geplagt seyn. Kein Land ist so weit entfernt, daß es nicht irgendwohin seine Uebel aussenden könnte. Woher weiß ich denn, ob nicht irgend eines großen mir unbekannten Volkes Tyrann, übermüthig als Schooskind des Glücks, seine Waffen über seine Grenzen hinaustrage, ob er nicht zu Unternehmungen auf's Ungewisse hin Flotten ausrüste? Woher weiß ich, ob mir nicht dieser Wind oder jener einen Krieg herwehen wird? Es hätte viel zum Frieden in der Menschheit beigetragen, wenn die Meere wären verschlossen geblieben. Doch, wie ich vorhin sagte, wir können nicht murren über die Gottheit, die uns das Daseyn gab, wenn wir ihre Wohlthaten verderben, und machen, daß sie das Gegentheil werden. Sie hat die Winde egeben, um die Temperatur des Klima's und der Länder erhalten, um Wasser hervorzubringen und ihm wieder nhalt zu thun, um den Früchten der Saatfelder und der lume Gedeihen zu geben, die neben andern Ursachen auch ch die Erschütterung zur Reife gebracht werden, welche Nährkraft nach oben treibt und verschiebt, daß sie nicht nthätigem Schlummer liegen bleibt. Sie hat die Winde affen, daß wir, was weiter hin liegt, kennen lernten; der Mensch wäre ein unwissendes Geschöpf und ohne Welterfahrung *geblieben*, wenn er in die Grenzen *Geburtslandes eingeschlossen* wäre. Sie hat die Winde *en, daß der Segen* einer jeglichen Gegend gemein- *würde, nicht* daß sie Legionen und Reiter führen,

und nicht daß sie verderbliche Waffen der Völker weiter schaffen sollten. Wenn wir die Wohlthaten der Natur nach dem verkehrten Gebrauch schätzen, dann haben wir Alles zu unserem Unheil empfangen. Wem ist's denn zum Heil, daß er Augen hat und die Sprache? Wem ist nicht das Leben eine Qual? Du wirst Nichts so offenbar Nützliches finden, daß es nicht durch [der Menschen] Schuld zum Gegentheil würde. So hätte die Natur auch die Winde dazu hervorgebracht, daß sie zum Segen werden sollten: wir selber haben sie uns nachtheilig gemacht. Jeder Wind führt uns bloß oder jenes Uebel zu. Es haben nicht Alle die gleiche Absicht, wenn sie die Anker lichten, aber eine edle hat Keiner, denn es sind gar verschiedene Triebfedern, die uns veranlassen, Seereisen anzutreten. In jedem Fall geht man um einer Verkehrtheit willen zu Schiffe. Vortrefflich sagt Plato, auf den wir uns zum Schlusse noch berufen wollen, es seyen lauter Kleinigkeiten, um die die Menschen ihr Leben verkaufen. — Ja, theuerster Lucilius, wenn du ihre Thorheit — das heißt die unsrige, denn wir laufen auch unter diesem Haufen — recht erwägst, so wirst du wohl eher lachen bei dem Gedanken, daß man für Dinge, die man sich zum Leben schafft, das Leben aufopfert.

Römiſche Proſaiker

in

neuen Ueberſetzungen.

Herausgegeben

von

G. L. F. Tafel, Profeſſor zu Tübingen,
C. N. Oſiander und G. Schwab,
Profeſſoren zu Stuttgart.

Fünf und fünfzigſtes Bändchen.

Stuttgart,
Verlag der J. B. Metzler'ſchen Buchhandlung.
Für Oeſtreich in Commiſſion von Mörſchner und Jaſper
in Wien.
1830.

Lucius Annäus Seneca des Philosophe

W e r k e.

Eilftes Bändchen.

A b h a n d l u n g e n,

überſetzt

von

J. M. M o ſ e r,

Doctor der Philoſophie, evangel. Diaconus am Münſter in Ul

Eilftes Bändchen.

Stuttgart,

Verlag der J. B. Metzler'ſchen Buchhandlung.

Für Oeſtreich in Commiſſion von Mörſchner und Jar in Wien.

1 8 3 0.

Inhalt des sechsten Buchs.

Kap. 1 — 3. Der Anlaß zu einer Untersuchung über Erdbeben liegt theils in dem Werke selbst, theils in der Senkung des Bodens von Pompeji und Herculanum, als einem Ereigniß des Tages. Aufmunterung von Trostgründen. Nothwendigkeit derselben. Jedem andern Uebel läßt sich eher ausweichen. — Daß es gleichgültig sey, auf welche Art man sterbe. Alles droht überall den Einsturz, man ist durch Auswanderung nicht sicher. Vor dem Wechsel der Schicksale ist Nichts sicher. Darum ist's thöricht, zu fürchten, wo sich nicht helfen läßt. Die unbedeutendsten Dinge können uns den Tod bringen. Es treten die furchtbarsten Naturerscheinungen nicht auf besondere Veranstaltung der Götter, sondern vermöge der Gebrechen der Natur ein. Nur das Ungewohnte macht sie uns so furchtbar. Das beste Gegenmittel gegen die Furcht ist, nach den natürlichen Ursachen zu forschen.

Kap. 4 — 11. Verschiedene Erscheinungen bei den Erdbeben. Ursachen a) im Wasser; b) im Feuer; c) in der Erde selbst; d) in der Luft. Unbestimmte Meinungen der Alten;

a) im Wasser: so Thales von Milet, welcher glaubt, die ganze Erde schwimme im Wasser. Widerlegung. Andere erklären das Erdbeben auch aus dem Wasser, aber aus andern Gründen, aus Gewässern, die durch die Erde laufen, und aus unterirdischen Seen, aus denen auch das Wasser des Nils erklärt werden will; —

b) im Feuer: so Anaxagoras: der Luftzug erzeuge unter der Erde aus Luft Feuer, wie bei uns aus dem Wasser. Dieses Feuer schlage dann an die Erde, indem es

Ausweg suche. Andere sagen, das Feuer fresse und unterhöhle, und durch den Einsturz solcher Stellen werde das Obenliegende erschüttert;

c) in der Erde selbst: so Anaximenes; aus ihr selbst, sagt er, fallen Theile weg, aus verschiedenen Ursachen, wie an alten Gebäuden. Nachholung einer Hypothese über das Feuer als Ursache des Erdbebens.

Kap. 12 — 19. d) in der Luft. Dafür sind die meisten und die bedeutendsten Männer. Archelaus sagt: Winde dringen in die Höhlungen der Erde, und durch die Ueberfüllung von Luft entstehe das Erdbeben, indem sie einen Ausweg suche. Ansicht des Aristoteles und Theophrastus von einem Kampf, der sich begegnenden Luft; des Strato von einem Kampf des Kalten und Warmen; Anderer von einem Kampf des Wassers und der Luft, wie im Körper des Menschen Blut und Luft bei krankem Zustand einander entgegen wirken. Widerlegung. Manche behaupten: durch Lücken und Löcher dringe in die Erde ein Luftzug hinab; das Meer lasse ihn nicht mehr herauf, und so schlage er an die auf ihn drückende Erde an. — Die Meisten nehmen an: die Erde ist voll Lebensluft, die sie von allen Seiten her ausströmt, eine weite Luftschichte unter der Erde muß die mit so beweglicher Materie angefüllte Erde zu Zeiten erschüttern, bei gehemmtem Lauf. Der Widerstand vermehrt ihre Kräfte. Meinung des Metrodorus aus Chios.

Kap. 20 — 26. Ansichten, nach welchen alle angeführte Ursachen zusammen, oder doch mehrere zugleich das Erdbeben hervorbringen. Democritus, Epicurus; Letzterer hält übrigens für die wichtigste Ursache des Erdbebens den Luftzug; und mit Recht. Derselbe bringt die größten Wirkungen hervor. — Posidonius unterscheidet zwei Arten von Erdbeben: ein Rütteln (Schwanken) und ein Umneigen. Dazu mag *eine dritte kommen, das* Beben. Diese verschiedenen Bewegungen haben auch verschiedene Ursachen. Ursachen der rüttelnden Bewegung, wenn die Erde von unten her erschüttert wird. Ansicht des Asclepiodotus, des Callisthenes; (in Be-

ziehung auf diesen Digression über Alexander den Großen.) Luft ist in jedem Falle die Ursache. Wie die Luft hineinkomme? Erscheinungen, welche darauf hinweisen, daß die Erschütterung aus den unter der Erde befindlichen mit Luft angefüllten leeren Räumen komme.

Kap. 27 — 31. Eigenthümliche Erscheinungen bei dem Campanischen Erdbeben; daß eine Heerde von sechshundert Schaafen todt niederfiel. Entwicklung der Ursache dieser Erscheinung. Es ist viel tödtlicher Stoff in der Erde, den die gebückten Thiere am meisten einathmen, wenn er durch's Erdbeben heraufkommt. — Daß Menschen Verstand und Besinnung verlieren, kommt vom Schrecken und von der Angst. — Daß eine eherne Bildsäule sich gespalten, sollte nicht auffallen, da ja Berge und Länder von einander gerissen werden, wenn die Natur im Aufruhr begriffen ist; Sicilien ward von Italien, Afrika von Europa weggerissen. Warum das Erdbeben mehrere Tage anhielt? — Steinchen von Mosaikböden machten sich los und fügten sich wieder zusammen.

Kap. 32. Beruhigungsgründe. So große Unfälle machen stark gegen alle, denn die andern sind gering. Eine Kleinigkeit ist das Leben, aber etwas Großes seine Verachtung; durch sie wird man ruhig. Die Todesfurcht nur beunruhigt das Leben.

Sechstes Buch.

Von Erdbeben.

1. *Wir haben vernommen*, mein theuerster Lucilius, *daß Pompeji, eine volkreiche* Stadt in Campanien, wo an *einer Seite die* Küsten von Surrentum und Stabi

auf der andern die von Herculanum sich einander nähern, und das rings offene, hier aber [landwärts] zurücktretende Meer in eine liebliche Bucht einschließen, durch ein Erdbeben gesunken sey, *) und auch die anliegenden Gegenden gelitten haben, und zwar zur Winterszeit, von der unsere Alten zu behaupten pflegten, daß sie von solcher Gefahr frei sey. Es war am fünften Februar unter dem ersten Consulat des Regulus und Virginius, als dieses Erdbeben Campanien mit gewaltiger Zerstörung verwüstete, das zwar vor solchem Unglück nie sicher ist, doch aber ohne Schaden durchgekommen, und so oft schon mit der bloßen Angst davon gekommen war. Auch ein Theil der Stadt Herculanum stürzte ein, und was noch übrig ist, steht zweifelhaft. Und in der Colonie der Nuceriner ist es; obwohl ohne Zerstörung, doch nicht ohne Schaden abgelaufen. Auch Neapolis hat an Privateigenthum Vieles, aber an öffentlichem Nichts verloren, und ist von dem entsetzlichen Unglück nur leicht gestreift worden. Landhäuser aber von einer steilen Lage haben hie und da, jedoch ohne Schaden, gewankt. Man erzählt noch dazu, es sey eine Heerde von sechshundert Stück Schaafen todt niedergefallen, Bildsäulen haben sich gespalten, und manche Leute seyen darauf betäubt und bewußtlos herumgeirrt. Die Ursachen hievon zu ergründen, leitet mich theils der Zusammenhang des vorliegenden Werkes, theils das gerade in diese Zeit gefallene Ereigniß. Es

*) Diese Erschütterung erlitt Pompeji im J. 64. n. Chr. — Die Zerstörung durch den Ausbruch des Vesuv erfolgte im J. 79.

sind für die Aengstlichen Trostgründe aufzusuchen, und man muß ihnen von der entsetzlichen Furcht helfen. Denn wie soll man noch Etwas für sicher halten können, wenn die Welt selber erschüttert wird, und ihre festesten Theile wanken? Wenn, was das einzige Unbewegliche und Feststehende, wodurch sie Alles, was sich auf sie stützt, hält, wie Wasser bewegt wird? Wenn die Erde ihre Eigenthümlichkeit verloren hat, das Stehen: — wo soll denn unsre Angst ein Ziel haben? Wo sollen unsere Körper einen Zufluchtsort finden, wo sich in ihrer Unruhe hinwenden, wenn, was uns ängstet, von unten herauf kommt und aus dem Grund der Erde hervortritt? Da ist allgemeine Bestürzung, wenn die Häuser krachen und der Untergang sich ankündigt. Da rennt Jeder jählings davon und verläßt seine Hausgötter und vertraut sich dem freien Himmel an. Wo wollen wir uns nach einem bergenden Winkel umsehen, wo nach Hülfe, wenn der Erdkreis selber seine Trümmer über uns herführt? Wenn Das, was uns schützt und hegt, worüber die Städte hergebaut sind, was Manche den Grund des Erdkreises genannt haben, weichet und wanket? Was kann dir, ich will nicht sagen, zur Hülfe, nur zum Troste dienen, wenn der Schrecken keinen Ausweg mehr hat? Ich frage, wo ist noch Etwas, das fest genug wäre, und stark genug, einen Andern und sich selbst zu schützen? Einen Feind kann ich durch Mauren zurückweisen; hohe und steile Burgen können durch den erschwerten Zugang wohl mächtige Heere aufhalten. Gegen Stürme rettet uns ein Hafen, — vor der Hagelwolke, zerbrechender Gewalt und dem endlos stürzenden Regen schützt mich ein Dach; die Flamme geht mir nicht n

wenn ich fliehe; gegen Donner und das Dräuen des Himmels ist mir ein unterirdisch Haus und eine tief gegrabene Höhle ein Schutzmittel. Jenes Feuer vom Himmel schlägt nicht durch den Erdboden durch, sondern es darf ihm leicht Etwas entgegenstehen, so prallt es ab. Bei der Pest kann ich auswandern. Jedem Uebel kann man entkommen. Noch nie hat der Blitz ganze Völker verbrannt. Die verpestete Luft hat Städte entvölkert, aber nicht weggerafft. Aber dieß Uebel ist von der größten Ausdehnung, unvermeidlich, weit um sich greifend, allgemein verderblich. Denn nicht nur Häuser oder Familien oder einzelne Städte leert es aus, sondern ganze Völker und Gegenden kehrt es um, und begräbt sie bald unter Schutt, bald versenkt es sie in tiefe Schlünde, und läßt nicht soviel davon übrig, daß wahrzunehmen wäre, was nicht mehr ist, sey doch wenigstens einmal gewesen: sondern über die ansehnlichsten Städte breitet sich, ohne eine Spur von ihrer frühern Herrlichkeit, der Boden her. Und es gibt Leute genug, welche diese Todesart besonders fürchten, durch die sie sammt ihren Wohnungen in's Bodenlose fallen und lebendig aus der Zahl der Lebendigen weggerafft werden, als ob es nicht bei jedem Tod an dasselbe Ziel ginge. Neben Anderm ist Das ein besonderer Zug von der Gerechtigkeit der Natur, daß, wenn es ausgeht, Einer dasselbe Loos hat, wie der Andere. Darum ist's gleich, ob mich ein einziger Stein zerschellt, oder ob *ich von* einem ganzen Berg erdrückt werde; ob die Last *eines einzigen Hauses* über mich kommt, und ich unter dem *kleinen Schutt und* Staub davon ersticke, oder ob ein ganzer *Erdkreis mein Haupt* zudeckt: ob ich diesen Athem am

t und unter freiem Himmel verhauche, oder in der un-
ren Kluft gähnender Länder: ob ich allein in dieſe
ſe ſinke oder unter großem Geleit mitfallender Volks-
aren. Es liegt mir Nichts daran, wie groß der Lärm
meinem Tod ſey, — der iſt doch überall gleich. So
t uns denn hohen Muth faſſen gegen jene Zerſtörung,
man weder vermeiden, noch durch Vorſicht beſeitigen
n. Hören wir nicht weiter die Leute an, welche Cam-
ien Lebewohl ſagten, und nach dieſem Unfall auswander-
, und erklären, ſie werden dieſe Gegend nie wieder be-
en. Wer bürgt ihnen dafür, daß dieſer oder jener Bo-
auf beſſerem Grund ſtehe? Alles ſteht unter dem näm-
en Loos, und iſt es noch nicht erſchüttert, ſo iſt's doch
erſchüttern; die Stelle vielleicht, auf der du jetzt mit
derer Sorge ſtehſt, wird dieſe Nacht oder vor Nacht
h dieſer Tag ſpalten. Woher willſt du wiſſen, ob nicht
Gegenden beſſer daran ſind, an denen das Geſchick ſeine
icht bereits ausgelaſſen hat, oder ob es beſſer in denen
die zu ihrem künftigen Einſturz jetzt noch halten? Denn
irren, wenn wir irgend einen Theil des Erdbodens von
er Gefahr ausgenommen und frei glauben. Alle ſind
dem nämlichen Geſetze unterworfen. Nichts hat die Na-
ſo gebildet, daß es unveränderlich wäre. Das Eine
t heute, das Andere morgen. Und gleichwie in großen
idten jetzt dieß Haus, jetzt jenes ſich ſenkt: ſo nimmt
dieſem Erdkreis jetzt dieſer Theil Schaden, jetzt ein an-
r. Tyrus war *vor Zeiten* durch Einſturz verrufen.
en hat zwölf Städte auf einmal verloren. Im verwiche-
Jahre hat der Anlauf dieſer zerſtörenden Kraft — liegt

ſie, worin ſie wolle. — Achaja und Macedonien beſchädigt, jetzt Campanien. Das Schickſal macht die Runde, und blieb Etwas lange übergangen, es kommt ſchon wieder. Das Eine wird ſeltener angegriffen, das Andere öfter. Nichts läßt es frei und ſchadlos. Nicht nur wir Menſchen, die wir als kurzdaurende und hinfällige Geſchöpfe geboren werden, Städte und Küſtenländer und Ufer und das Meer ſelber kommt unter die Zwingherrſchaft des Schickſals. Dennoch verſprechen wir uns daurende Güter vom Schickſal, und glauben, daß der Glückszuſtand, deſſen Unbeſtändigkeit eilfertiger iſt, als alles in der Welt, bei irgend Einem etwas Gewichtiges und Haltbares haben werde. Während man ſich Alles als ewig verſpricht, denkt man nicht daran, daß Das ſelber, worauf man ſteht, nicht Stand halte. Denn es iſt nicht etwa nur in Campanien oder Tyrus oder in Achaja, ſondern mit jedem Boden ſo ſchlecht beſchaffen, daß er nicht gut zuſammenhängt und aus mehreren Urſachen ſich auflöst, und im Ganzen zwar bleibt, aber theilweiſe einſtürzt. —

2. Was mach' ich? Ich hatte verſprochen, Troſt zu geben gegen die Gefahren, — und ſiehe, ich verkündige von allen Seiten Schreckhaftes. Ich ſage, es ſey Nichts von ewiger Ruhe, was vergehen und zerſtörend wirken kann. Aber gerade das ſtelle ich als Troſtgrund auf; und zwar als den triftigſten, dieweil es thöricht iſt, zu fürchten, wo ſich nicht helfen läßt. Bei Verſtändigen iſt's die Vernunft, welche die Schreckniſſe verbannt; die Unverſtändigen aber macht die Hoffnungsloſigkeit auch ganz ſorglos. Es mag alſo auf die Menſchheit überhaupt anzuwenden ſeyn,

was in Beziehung auf jene [Trojaner] gesagt ist, die in plötzlicher Gefangenschaft mitten zwischen Flammen und Feinden ohne alle Besinnung waren:

Einziges Heil der Verlornen, auf keine Rettung zu hoffen.*)

Wollet ihr Nichts fürchten, so bedenket, daß Alles zu fürchten ist; blicket um euch her, wie unbedeutende Dinge uns aus dem Gleis bringen. Ohne ein gewisses Maaß ist uns weder Speise, noch Trank, noch Wachen noch Schlaf heilsam. So werdet ihr euch denn überzeugen, daß wir winzige Persönchen sind, schwächlich, hinfällig, die zu vernichten keine große Mühe kostet. Ohne Zweifel wäre das Eine schon Gefahr genug, daß die Länder beben, daß sie auf einmal auseinander gehen, und Das, was darauf war, entzwei reissen. Da bildet sich denn Einer viel ein, wenn er sich nur vor Blitzen und Erdbeben und gähnenden Schlünden fürchtet: will Der denn, seiner Schwachheit eingedenk, auch einen Katarrh noch fürchten? Ja freilich, wir sind von der Natur so ausgestattet, wir haben einen so glücklichen Gliederbau bekommen, und sind so mächtig erstarkt, und deshalb sind wir gar nicht umzubringen, es sey denn, daß Erdtheile erbeben, der Himmel donnere und der Boden einsinke! Der Schmerz an einem Nagel, und wenn's erst nicht einmal ein ganzer ist, wenn er nur einen kleinen Riß an der Seite hat, nimmt uns mit; — und ich sollte mich vor dem Beben der Erde fürchten, da ich an einem etwas dicken

*) *Vergl. Virgils Aeneis I, 354.* wo von Aeneas die Rede ist der bei der Eroberung von Troja in der verzweifeltsten Lage wa

Halsschleim ersticken kann? Mir sollte bang seyn vor dem aus seinem Platze getretenen Meere, und ob nicht in ungewöhnlich großem Lauf die Fluth wasserreicher herandringe, da doch Manche schon an einem Schluck erstickt sind, der ihnen in den unrechten Hals kam? Wie thöricht ist's, ein Grausen zu haben vor dem Meere, während man weiß, man könne an einem Tropfen sterben! Es gibt keinen bessern Trost gegen den Tod, als gerade die Sterblichkeit, und keinen bessern gegen Alles, was von Außen schreckt, als daß unzählige Gefahren im Innern selber sind. Was ist doch unsinniger, als bei Donnerschlägen auf den Boden zu sinken, und sich aus Angst vor den Blitzen unter die Erde zu verkriechen? Was ist thörichter, als das Wanken oder den plötzlichen Einsturz von Bergen zu fürchten und die Einbrüche des aus seinen Ufern geworfenen Meeres, während der Tod überall vor der Thüre ist und von allen Seiten entgegentritt, und Nichts so klein ist, das nicht Kraft genug hätte zum Verderben der Menschheit? — So gewiß ist es, *es sollte* uns jenes Alles nicht aus der Fassung bringen, als ob es mehr Uebels in sich hätte, denn ein gewöhnlicher Tod, ja, da es nun einmal seyn muß, daß man aus der Welt geht und diesen Hauch einmal ausbläst, so sollte es uns im Gegentheil freuen, auf nicht gemeinem Wege umzukommen. Gestorben muß es seyn, es sey, wo oder wann *es will.* Mag dieser Boden immerhin stehen bleiben und *sich an seiner Stelle halten* und von keiner Gewalt angechten werden: *er wird* doch einmal auf mir liegen. Kommt o *Etwas darauf an*, ob ich ihn auf mich lege, oder er *auf mich?* — *Er spaltet* sich mit ungeheurer Gewalt —

ich weiß nicht, was für eines Uebels: er berstet, und versenkt mich in eine unermeßliche Tiefe. Nun was ist's denn! Ist's leichter zu sterben auf der Oberfläche? Hab' ich Grund zu klagen, wenn die Natur mich nicht an gemeinem Orte will liegen haben? wenn sie Etwas von ihr auf mich legt? Herrlich sagt mein Vagellius *) in jenem berühmten Gedichte:

Muß ich fallen, so möcht' ich fallen vom Himmel herab. Eben so kann man sagen: Soll ich fallen, so möcht' ich fallen, wenn der Erdkreis erschüttert wird, — nicht als ob es Recht wäre, den allgemeinen Untergang zu wünschen, aber es ist ein großer Trost gegen den Tod, wenn man auch die Erde sterblich sieht.

3. Dienlich mag es auch seyn, wenn man sich vorstellt, nicht die Götter thun dergleichen, und nicht durch den Zorn der höhern Wesen leide entweder der Himmel oder die Erde eine solche Veränderung. Das hat seine eigenen Ursachen: dieses Toben ist nicht Folge eines höheren Gebots, sondern es kommen diese Störungen aus einer fehlerhaften Beschaffenheit, wie bei unsern Körpern; und wenn die Welt Gewalt auszuüben scheint, so wird solche an ihr ausgeübt. Weil wir aber den wahren Grund nicht kennen, so ist uns Alles schrecklich, und unsere Angst wird noch durch die Seltenheit

*) Dieser Vagellius ist unbekannt. Die Handschriften haben den Namen sehr verschieden: Vagellis, Nagellius, Agellius. — Unter dem Namen Valgius ist wohl ein Dichter aus Augustus Zeit bekannt, vergl. Tibull IV, 1. 180. und Horat. *Satyr 1, 10. 82.* — Vielleicht sollte es heißen: Annaei *Gallio, Seneca's Bruder.*

[solcher Ereigniſſe] vermehrt. Aus Dem, womit man vertraut iſt, macht man ſich nicht ſo viel; was man nicht gewohnt iſt, bringt größere Furchtſamkeit hervor. Warum iſt uns aber irgend Etwas ungewohnt? Weil wir die Natur mit dem Auge, nicht mit der Vernunft auffaſſen, und nicht bedenken, Was ſie thun könne, nur Was ſie ſchon gethan hat. Für dieſe Gedankenloſigkeit werden wir denn beſtraft, indem wir erſchrecken, als widerführe uns etwas Seltſames: während es doch nichts Seltſames iſt, ſondern Etwas, das wir nicht gewohnt ſind. Denn wie? Wird man nicht von Scheu gegen die Götter durchdrungen, und zwar Volk und Obrigkeit, wenn man die Sonne ſich verfinſtern ſieht, oder den Mond, deſſen Verfinſterung häufiger iſt, er mag ſich nun theilweiſe oder ganz verbergen; und noch in einem weit höhern Grade, wenn jene ſich [am Himmel] durchkreuzende Fackeln erſcheinen, und der Himmel zum größten Theil im Feuer ſteht, und die Schweifſterne kommen, und mehrere Sonnenkugeln, und die Sterne ſich bei Tage ſehen laſſen, und ſchnell vorübergehende Feuer, die eine große Helle nach ſich ziehen? Nichts dergleichen bewundert man, ohne es zu fürchten, und ohnerachtet der Grund der Furcht in dem Mangel an Kenntniß liegt, hält man's doch nicht für der Mühe werth, die Kenntniß zu beſitzen, um die Furcht zu verlieren. — Wie viel vernünftiger iſt's doch, den Urſachen nachzuforſchen, und zwar mit Anſtrengung aller Seelenkräfte. *Kann ja doch in aller* Welt kein Gegenſtand gefunden wer*den, der mehr verdiente,* daß ſich ihm unſer Geiſt nicht nur *hingebe, ſondern ganz widme.*

4. *Unterſuchen wir daher,* Was es ſey, das die Erde

von den untersten Tiefen aufregt, Was eine Masse von solcher Schwere in Bewegung setzt, — Was denn stärker sey als sie, und Was eine solche Last durch seine Kraft zum Wanken bringe: warum sie bald erzittere, bald locker und lose geworden, sich senke, bald zerspalten auseinander gehe, und es das Einemal lange anstehen lasse, bis wieder ein Sturz kommt, bald solches rasch aufeinander folge; warum sie jetzt Flüsse von ansehnlicher Größe einwärts ziehe, bald neue hervordrücke; manchmal Adern warmer Gewässer aufschließe, manchmal sie wieder abkühle und bisweilen durch eines Berges oder Felsen vorher unbekannten Crater Feuer ausspeie, bisweilen längst bekanntes und durch Jahrhunderte berüchtigtes dämpfe. — Tausend Wunder gebiert sie, und gibt Gegenden ein ganz anderes Aussehen, Berge macht sie niedriger und Ebenen höher, Thäler erhebt sie, und läßt neue Inseln im Meere aufsteigen. Durch welche Ursachen Solches geschehe, verdient wohl erforscht zu werden. Was wird man denn, fragst du, damit gewinnen? Das Wichtigste, — daß man die Natur kennt. Denn wiewohl die Beschäftigung mit diesem Gegenstande Vieles hat, was Nutzen bringen kann, so ist doch das Schönste, daß sie den Menschen durch ihre Erhabenheit fesselt, und daß man sich nicht Lohn's, sondern Wunders halber darauf einläßt. Betrachten wir daher, woher jene Erscheinungen rühren, und diese Betrachtung ist mir so angenehm, daß ich, obwohl ich schon als junger Mann einmal eine Schrift über Erdbeben herausgab, *mich doch jetzt zu versuchen* und zu erproben Lust habe, *ob ich mit den Jahren* entweder an Einsicht oder wenigstens *an Forscherfleiß zugenommen* habe.

5. Die Ursache, warum die Erde erschüttert wird, haben die Einen im Wasser, die Andern im Feuer, wieder Andere in der Erde selbst und noch Andere in der Luft zu finden geglaubt. Manche haben gesagt, das sey ihnen klar, daß *eine* von diesen Ursachen gelte; aber *welche* es sey, darüber seyen sie nicht im Reinen. Nun wollen wir Ein's nach dem Andern durchgehen. Vor Allem muß ich bemerken, daß die Meinungen der Alten etwas unbestimmt und unausgebildet sind. Man irrte noch um den rechten Punkt herum. Bei den ersten Versuchen war Alles auffallend, nachher wurde es erst mehr ausgefeilt; doch wenn man je auf Etwas gekommen ist, so hat man's eben doch von ihnen. Es war das Unternehmen eines großen Geistes, die innern Gemächer der Natur zu durchstöbern, und nicht zufrieden mit ihrem Anblick, von Außen hineinzuschauen, nach Innen und in die Geheimnisse der Götter tief einzudringen. — Wer die Hoffnung hegte, es können selbige aufgefunden werden, der hat schon etwas Großes zu der Erforschung beigetragen. Man muß daher die Alten mit Nachsicht anhören. Nichts ist in seinem Anfang vollendet. Und nicht nur bei diesem Gegenstand, der unter allen der umfassendste und verwickeltste ist, und bei welchem, wenn auch schon viel geleistet seyn wird, doch alle Jahrhunderte noch Etwas zu thun finden werden, sondern bei jedem andern Geschäfte waren die ersten Schritte immer weit von der Vollkommenheit entfernt.

6. Daß im Wasser die Ursache liege, ist nicht nur von Einem behauptet worden, und nicht nur auf einerlei Weise. *Thales von* Milet ist der Ansicht, daß die ganze Erde *von untenliegender Feuchtigkeit* getragen werde und darin

schwimme, man mag darunter nun den Ocean verstehen, oder das große Meer, oder ein noch einfaches Gewässer von anderer Natur und das Element der Feuchtigkeit. Von diesem Gewässer, sagt er, wird der Erdkreis getragen, gleichwie ein großes und für das Gewässer, worauf es drückt, schweres Schiff. — Es ist nicht nöthig, die Gründe anzuführen, aus denen er der Ansicht ist, daß der schwerste Theil des Weltgebäudes nicht von der Luft getragen werde, die so dünn und flüchtig ist, denn es handelt sich jetzt nicht um die Lage der Erde, sondern um ihre Erschütterung. Als Beweis dafür, daß im Wasser die Ursache liege, wodurch dieser Erdkreis beunruhigt wird, führt er den Umstand an, daß bei jedem bedeutenden Erdbeben in der Regel neue Quellen hervorbrechen, wie es ja auch bei Schiffen der Fall ist, daß sie, wenn sie sich neigen und auf eine Seite sich senken, Wasser einschlucken, welches bei der ganzen Last Dessen, was es bei sich führt, wenn die Schiffe ungewöhnlich hinabgedrückt werden, über sie herströmt, oder wenigstens rechts und links mehr als gewöhnlich steigt. — Daß diese Meinung falsch sey, braucht nicht weitläufig bewiesen zu werden. Wenn nämlich das Wasser die Erde trüge und dieses bisweilen einen Stoß erlitte, so müßte sie immer in Bewegung ...n, und wir würden uns nicht darüber wundern, daß sie Unruhe gesetzt wird, sondern daß sie ruhig bleibt. In dem Fall würde die ganze Erde erschüttert werden, nicht theilweise, sondern allgemein. Wie wäre es denn möglich, daß Etwas, das ganz getragen wird, nicht ganz in Bewegung gesetzt würde, wenn es durch das Tragende in Bewegung gesetzt wird? — Aber warum brechen Wasser-

quellen hervor? — Für's Erste hat schon oft ein Erdbeben Statt gefunden, ohne daß ein neues Gewässer hervorgeflossen ist. Sodann, wenn aus dieser Ursache Wasser hervorbräche, so würde es an den Seiten der Erde herumströmen, so wie wir auf Flüssen und auf dem Meere wahrnehmen, daß sich das Wachsen des Wassers, so oft Fahrzeuge versinken, hauptsächlich an den Seiten zeigt. Endlich aber würde der Ausbruch, von dem die Rede ist, nicht so unbedeutend seyn, und es würde nicht, wie durch eine Ritze, Grundwasser hervorquellen, sondern es entstünde eine gewaltige Ueberschwemmung, als von einem unendlichen und Alles mit sich fortnehmenden Gewässer.

7. Manche haben das Erdbeben [zwar auch] dem Wasser zugeschrieben, aber nicht aus dem nämlichen Grunde. Durch die ganze Erde, sagen sie, laufen viele Arten von Wassern. — Hie und da fortwährende Ströme, die, auch ohne daß ihnen Regengüsse aufhelfen, groß genug sind, um befahren werden zu können. Daher führt denn der Nil im Sommer seinen mächtigen Wasserstand, daher, mitten zwischen ruhigen und friedlichen Provinzen strömend, der Danubius und Rhenus, der eine die Einfälle der Sarmaten abhaltend und Europa's und Asia's Grenze bildend, der andere die Germanen, das kriegslustige Volk zurückweisend.*) — Nimm dazu die Seen von mächtiger Ausdehnung, die stehenden Gewässer um Völker her, die einander selber nicht kennen, und die Mo-

*) Da die Scythen sowohl in Europa als in Asien wohnten, und da ihre Besitzungen jenseits der Donau anfingen, so konnte in dieser Beziehung gesagt werden, die Donau scheide *Asien und Europa: eigentlich* bildete der Tanais die Grenze.

räste, durch die kein Fahrzeug kommt, und die selbst den Anwohnern unzugänglich sind. Sodann die vielen Brunnen, die vielen Flußquellen, die da auf einmal erscheinende und aus verborgener Tiefe hervorkommende Ströme auswerfen. Ferner die vielen periodisch angesammelten stürzenden Waldbäche, deren Wasser so kurz als plötzlich strömen. Ganz diese Natur und diese Gestaltung haben auch die Gewässer im Innern der Erde. Auch da laufen einige in mächtigere Bette, und stürzen jählings gewälzt dahin; andere strömen trägern und seichtern Laufes, und fließen sanft und ruhig. Wer kann aber behaupten, daß sie nicht auch in ungeheuren Behältnissen sich ansammeln, und an vielen Stellen träge liegen bleiben? Er braucht keines langen Beweises, daß da viele Gewässer seyen, wo alle sind. Denn die Erde würde nicht so viele Flüsse hervorzubringen im Stande seyn, wenn sie dieselben nicht von einer aufbewahrten und reichlichen Masse ausströmte. Wenn Dieß richtig ist, so muß daselbst bisweilen ein Strom anwachsen, und seine Ufer verlassend, mit Gewalt gegen Das, was ihm im Wege liegt, andringen. So muß eine Erschütterung von irgend einer Seite erfolgen, gegen die der Fluß anstößt, und an diese wird er anschlagen, bis er wieder abnimmt. Auch kann es geschehen, daß ein anströmender Bach eine Gegend unterhöhlt und eine Masse mit sich fortreißt; fällt dann diese, so muß, Was darauf liegt, erschüttert werden. Wer aber nicht glaubt, daß im verborgenen Schoos der Erde Busen eines unermeßlichen Meeres seyen, der traut wohl nur seinen Augen zu viel, und weiß nicht weiter zu denken, als er sieht. Denn *ich sehe doch* auch gar nicht ein, Was denn

hindern und im Wege stehen soll, daß es nicht auch dort in der verborgenen Tiefe ein Ufer gebe und ein durch unsichtbare Zugänge eingedrungenes Meer, das auch dort wohl eben so viel Raum einnimmt, oder vielleicht deßhalb noch mehr, weil die Oberfläche mit so vielen lebendigen Wesen zu theilen war; denn Das, was vom Tageslicht weggewiesen und ohne einen Besitzer gelassen ward, hat ja um so freiern Raum für das Gewässer. Und wo ist denn ein Hinderniß, daß es dort nicht fluthe und von Winden bewegt werde, die in jeder Lücke des Erdbodens und von jeder Luft erzeugt werden? Möglich ist's daher, daß ein entstandener ungewöhnlich großer Sturm an diesen oder jenen Theil der Erde anschlägt und ihn mit Heftigkeit erschüttert. Haben ja doch auch bei uns viele Strecken, die weit vom Meere entfernt waren, durch den heftigen Andrang desselben Stöße erlitten, und Landhäusern, die vor unsern Augen liegen, hat die fernher brausende Fluth zugesetzt. Auch in diesem Fall ist's möglich, daß das unterirdische Meer mitwirkt; und in jedem Falle muß das Obenstehende erschüttert werden.

8. Ich glaube in der That nicht, daß du lange Anstand nehmen wirst, ob du glauben soust, daß es unterirdische Ströme gebe und ein verborgenes Meer. Denn von woher bricht denn all Jenes hervor, und woher kommt es denn zu uns, als daher, weil der Ursprung der Feuchtigkeit eingeschlossen ist? Denn siehe doch, wenn du wahrnimmst, daß der Tigris mitten in seinem Lauf unterbrochen wird und austrocknet, und nicht seine ganze Masse sich ablenkt, sondern nach und nach, ohne daß man die Abnahme merkt, erst kleiner wird, dann ganz verschwindet: wo meinst du

denn, daß er hinkomme, als in den dunkeln Erdenschoos, zumal, da du siehst, er kommt wieder hervor, und nicht kleiner, als er zuvor geströmt. Und betrachte doch den Alpheus, von dem die Dichter singen, der in Achaja sich versenkt, und nachdem er das Meer durchströmt hat, in Sicilien wieder den lieblichen Quell Arethusa ergießt. Und weißt du nicht, daß unter den Vermuthungen, mit denen man das Anschwellen des Nil's im Sommer erklären will, auch die ist, er breche von der Erde aus durch, und wachse nicht durch Gewässer von oben her, sondern von unten herauf? — Ich habe die beiden Centurionen, welche der Kaiser Nero, der, wie anderes Vortreffliche, so auch die Wahrheit in vorzüglichem Grade liebt, zur Aufsuchung der Nilquellen abgeschickt hatte, erzählen hören, sie haben einen weiten Weg gemacht, da sie vom König von Aethiopien unterstützt und den angrenzenden Königen empfohlen, immer tiefer eingedrungen wären. Wir kamen, erzählten sie, an unermeßliche Moräste, deren Ausgang weder die Einwohner kannten, noch irgend Jemand [kennen zu lernen] hoffen kann, so sehr ist das Wasser mit Kräutern verwachsen, und darin weder zu Fuß durchzukommen, noch mit einem Fahrzeug, denn wenn ein solches nicht klein wäre und nur einen einzigen Mann fassend, so würde es der verschlammte und verstopfte Sumpf nicht tragen. — Daselbst, hieß es, sahen wir zwei Felsen, aus denen die gewaltige Wassermasse eines Flusses herausstürzte. Allein, es mag nun dieß die Quelle des Nil's seyn, oder nur ein Zuwachs zu demselben, es mag dort sein Ursprung seyn, oder mag er hier, nachdem er vo früherm Laufe in den Boden eingesickert war, auf's N

hervortreten: glaubst du nicht, daß diese Wassermasse, es sey wie es wolle, aus einem großen See in der Erde herauskomme? Es muß dieselbe ja nothwendig eine an mehrern Orten zerstreute Feuchtigkeit haben, und die sich in der Tiefe zusammengedrängt hat, wenn dieselbe mit solcher Gewalt soll hervorbrechen können.

9. Manche halten das Feuer für die Ursache des Erdbebens und zwar auf verschiedene Weise. Unter Diesen ist besonders Anaxagoras, welcher dafür hält, ungefähr durch die gleiche Ursache werde wie die Luft, so auch die Erde erschüttert, wenn unter der Erde der Luftzug die untere dichte und in Wolken zusammengetriebene Luft mit derselben Kraft zerreißt, wie auch bei uns das Gewölke gebrochen zu werden pflegt, und aus diesem Zusammenschlagen der Wolken und durch den Lauf der aus ihrer Stelle verdrängten Luft Feuer hervortritt. Dieses nun läuft gegen Dasjenige an, was ihm im Wege steht, und sucht einen Ausweg und reißt das Widerstand Leistende auseinander, bis es aus dem Gedränge einen Weg, zum Himmel auszulaufen, entweder von selbst gefunden, oder sich mit Gewalt und Schaden selber gebahnt hat. — Andere halten dafür, das Feuer sey freilich Ursache, aber nicht aus dem angegebenen Grunde; sondern weil es an mehrern Orten sich entgegendrängt und brennt, und Alles aufzehrt, was ihm zunächst liegt. Wenn dann diese manchmal unterhöhlt sind und einstürzen, so erfolge eine Erschütterung derjenigen *Theile, die ihrer untergestellten* Stützen ermangelnd so lange warten, *bis sie zusammenfallen*, weil Nichts entgegenkommt, durch *die Last aufgefangen* würde. Dann öffnen sich

chlünde und ungeheure Erdspalten; oder wenn sie lange
nhergeschwankt haben, so legen sie sich über Das her, was
ch übrig ist und steht. Dasselbe nehmen wir auch bei uns
ahr, wenn in einem Theil der Stadt Feuer ist. Sind die
alken abgebrannt, oder Das, was dem Obenstehenden
alt gab, verdorben, dann stürzt der Giebel, nachdem er
h lange hin und her bewegt hat, zusammen und ist so lange
nstät und hat keine sichere Stelle, bis er auf festem Grund
egen geblieben ist.

10. Anaximenes sagt, die Ursache des Erdbebens liege
i der Erde selbst, und es komme nicht Etwas von
ußen, was an sie stoße, sondern in und aus ihr selbst
allen manchmal Theile von ihr weg, die entweder durch
euchtigkeit los geworden seyen, oder vom Feuer verzehrt,
der durch einen heftigen Luftzug hinweggerüttelt. Doch
enn auch diese Fälle nicht eintreten, so gebe es allerlei,
odurch sich Etwas losmache oder abgerissen werde. Denn
r's Erste macht die Länge der Zeit Alles wanken, und
chts ist vor dem Alter sicher. Dieses nagt auch an festen
nd sehr starken Dingen. Gleichwie daher an alten Ge-
äuden Manches verfällt, ohne daß es erschüttert worden
t; wenn nämlich die Schwere größer ist, als die Kraft:
) geschieht es bei diesem ganzen Erdkörper, daß sich seine
Theile durch die Länge der Zeit losmachen, und wenn sie
s geworden sind, fallen, und Das, was darüber her ist,
rbeben muß: erstlich schon dadurch, daß sie sich davon ma-
en, denn es gibt nichts Großes, das ohne Erschütterun
essen, womit es zusammenhing, losgerissen würde; soda
n sie gefallen sind, geschiehet es, daß sie auf festen Bo

aufgefallen, wieder aufspringen, gleich einem Balle, der, wenn er gefallen ist, aufspringt, und öfters einen neuen Schwung erhält, weil er so oft vom Boden zu neuem Aufspringen emporgeworfen wird. Wenn aber Etwas in stehendes Wasser gefallen ist, so erschüttert dieser Fall sogar die Umgebungen durch die Wogen, welches durch das plötzliche gewaltige und aus der Höhe herabgeschleuderte Gewicht verursacht wird.

11. Manche schreiben jene Erderschütterung zwar dem Feuer zu, aber auf eine andere Weise. Da es nämlich an mehrern Orten glüht, so muß es nothwendig einen ungeheuren Dampf hervorbringen, der nirgends hinaus kann und vermöge seiner Kraft eine Spannung in der Luft hervorbringt, und, wenn er zu einer gewissen Heftigkeit steigt, das ihm im Wege Stehende auseinander treibt; wenn er aber minder heftig ist, weiter Nichts thut, als daß er eine Bewegung hervorbringt. Wir sehen das Wasser sieden über dem Feuer. Was es bei einem so eingeschlossenen und unausgedehnten Wasser bewirkt, das, müssen wir glauben, thut es noch in einem weit höhern Grad, wenn es heftig und in mächtigem Umfang große Gewässer aufregt. In diesem Falle setzt es durch die Ausdünstung der Wellen werfenden Gewässer, Alles, woran es schlägt, in Bewegung.

12. Daß es die Luft sey, welche das Erdbeben hervorbringt, dafür sind nicht nur die meisten, sondern auch die bedeutendsten Männer. Archelaus,*) der Alterthums-

*) Es ist hier wohl nicht des Anaxagoras Schüler und des Socrates Lehrer, Archelaus aus Milet gemeint, sondern

und, sagt so: Die Winde dringen in die Höhlungen der de hinab: alsdann wenn dort alle Räume voll sind, und Luft so verdichtet worden ist, als sie konnte, so drückt noch hinzukommende Luft auf die früher vorhandene und ibt sie aus ihrer Stelle, und unter heftigen Schlägen ängt sie dieselbe zuerst zusammen, und bringt sie endlich Unruhe. Darauf schiebt sie, einen Ausweg suchend, alle gen Stellen auseinander, und sucht ihr Gefängniß zu erechen. So geschiehet es, daß von der kämpfenden und ien Ausweg suchenden Luft die Länder erschüttert werden. enn daher ein Erdbeben bevorsteht, so geht eine Stille d Ruhe in der Luft voran, weil nämlich die Masse der ft, welche Winde zu erregen pflegt, sich in der unterischen Wohnung aufhält. Auch jetzt, da in Campanien s letzte Erdbeben war, stand die Luft, obwohl es Winter r, die Tage vorher von oben herab ruhig. Soll aber raus folgen, daß nie, wenn ein Wind geht, ein Erdbeben ntrete? — Sehr selten ist's freilich, daß zwei Winde zuelch wehen. Doch ist's möglich und nicht ohne Beispiel. enn wir Dieß annehmen, und es gewiß ist, daß zwei inde auf einmal herrschen: warum sollte es nicht geschehen nnen, daß der eine die obere Luft in Bewegung setzte, der dere die untere.

13. Unter Diejenigen, welche dieser Absicht beipflichten,

ohne Zweifel Derjenige, welcher ein Buch über die Insel Euböa geschrieben, wo auch öfters Erdbeben waren. Aristoteles erwähnt unter Denen, die über Erdbeben geschrieben haben, des Archelaus noch nicht. Man schließt daraus, daß er *nach Aristoteles gelebt* habe.

darf man den Aristoteles rechnen und seinen Schüler Theophrastus, einen Mann, der zwar nicht, wie die Griechen meinten, eine Götterberedtsamkeit*) besaß, aber doch eine liebliche und ungekünstelt zierliche. Die Ansichten dieser Beiden will ich darlegen. Es findet beständig eine Ausdünstung aus der Erde Statt, welche bald trocken, bald mit etwas Feuchtem verbunden ist. Diese, welche tief von unten herauf kommt und so hoch steigt, als sie kann, wenn sie nicht mehr weiter vorwärts auslaufen kann, geht sie wieder rückwärts und wälzt sich in sich selbst zurück: und indem nun der Kampf der sich begegnenden Luft das im Wege Stehende in Bewegung setzt, und sie entweder keinen Ausweg hat oder durch enge Stellen sich hinausdrängt, erregt sie Erschütterung und Unruhe. Aus der nämlichen Schule ist Strato,**) der diesen Theil der Philosophie hauptsächlich bearbeitet hat und ein Naturforscher war. Seine Theorie ist folgende: Das Kalte und das Warme sind sich immer entgegen und können nicht beisammen seyn: wo die Wärme weggeht, da zieht sich die Kälte hin, und umgekehrt, warm ist es da, wo die Kälte weggetrieben worden ist. Mit dieser Behauptung hat es seine Richtigkeit; daß aber beide Kräfte einander entgegengesetzt seyen, mag dir aus Folgendem deutlich werden. Zur Winterszeit, wenn oben auf

*) Darauf deutet sein Beiname: Theophrastus, d. ist der göttlich Redende, — welchen ihm Aristoteles gab; eigentlich hieß er Tyrtamus, vergl. Cic. Orator. 19. Plin. nat. hist. 1. praef. Quintil. Inst. Or. X, 1 — 83.

**) Strato von Lampsacus, des Theophrastus Nachfolger, und Lehrer des Ptolemäus Philadelphus, um's Jahr v. Chr. 281.

der Erde Kälte ist, sind die Brunnen warm, und eben so die Höhlen und alle unterirdischen Oerter, weil sich dahin die Wärme gezogen hat, die der Kälte auswich, indem diese die Oberfläche in Besitz nahm. Ist nun die Wärme in die untern Regionen hinabgedrungen, und hat sie sich da so viel wie möglich hingedrängt, so ist sie um so kräftiger, je dichter sie ward. Zu dieser kommt nun noch eine andere, welcher nothwendiger Weise jene schon angesammelte und eng eingepreßte weichen muß. Der nämliche Fall tritt im Gegentheil ein, wenn eine zu große Masse von Kälte in die Höhlen eingedrungen ist. Was dort von Wärme noch steckt, zieht sich, der Kälte weichend, in die Enge und wird mit großer Heftigkeit fortgetrieben, weil die Natur beider Stoffe keine Vereinigung und kein Beisammenweilen leidet. Wenn also einer derselben sich auf die Flucht begibt und auf jede Weise hinaus will, so setzt er Alles, was ihm nahe ist, in Aufruhr und Bewegung. Daher pflegt auch vor einem Erdbeben ein Brüllen gehört zu werden, indem die Winde in der Tiefe toben. Denn auf eine andere Weise könnte nicht, wie unser Virgilius*) sagt:

Unter den Füßen erdröhnen der Boden, und Berge sich regen,

wenn das nicht durch die Winde bewirkt würde. Dieser Kampf wechselt sodann: es hört die Ansammlung des Warmen auf, und hinwiederum auch der Ausbruch. Dann wird das Kalte gedämpft und läßt nach, um bald wieder desto mächtiger zu werden. Indem also die wechselnden Kräfte in

*) Vergl. Virgil's Aeneis IV. 256.

ihrem Laufe sind und die Luft hin und wieder wandert, entsteht die Erschütterung.

14. Einige halten dafür, das Erdbeben entstehe zwar durch die Luft, und gerade auf diese Weise, aber aus einer andern Ursache, als Aristoteles angibt. Vernimm, was Diese sagen. Unser Körper wird angefeuchtet theils durch das Blut, theils durch die Luft, die ihre eigenen Gänge umher macht. Wir haben aber zum Theil enge Behältnisse der Lebensluft, durch welche sie weiter nichts als durchströmt, zum Theil weitere, in denen sie sich ansammelt, und von wo sie sich vertheilt. So ist dieser ganze Erdkörper theils von Wassern, welche die Stelle des Blutes vertreten, theils von Winden durchströmt, die man wohl nicht anders, als den Lebenshauch [der Erde] nennen kann. Diese beiden laufen an manchen Orten zusammen, an manchen bleiben sie stehen. Aber so wie in unserm Körper, so lange er im gesunden Zustande ist, die beweglichen Blutadern auch ungestört ihre Ordnung halten, wenn aber eine Störung eintritt, schneller schlagen, und Seufzer und tiefes Aufathmen Zeichen von Entkräftung und Müdigkeit sind: so bleibt auch die Erde, so lange sie in ihrem natürlichen Zustande ist, unerschüttert, fehlt es aber irgendwo, dann entsteht eine Bewegung, wie in einem kranken Körper, indem die Luft, welche ruhig durchströmte, heftig angeschlagen wird und ihre Adern erschüttert; es ist aber nicht, wie vorhin behauptet wurde, da man die Erde als ein lebendes Wesen angesehen wissen will; denn wenn sie wie ein lebendiges Wesen wäre, müßte sie durchaus eine gleiche Erschütterung erfahren. ist ja auch bei uns nicht der Fall, daß das Fieber den

oder jenen Theil gelinder angreift, sondern es geht durch alle Theile gleichmäßig durch. Es kommt also darauf an, ob von der die Erde umgebenden Luft ein Zug in sie eindringt: und so lange diese einen Ausweg hat, geht es ohne Anstoß ab; wenn sich aber Etwas entgegenstellt und sie auf Etwas trifft, was ihr den Weg versperrt, dann wird sie anfangs von der sich hinterher drängenden Luft beschwert. Sodann macht sie sich durch irgend einen Spalt verkümmert durch, und geht um so heftiger, je mehr sie in die Enge gepreßt ist. Das kann nicht ohne Kampf abgehen, und der Kampf nicht ohne Erschütterung. Findet sie aber auch nicht einmal einen Spalt zum Ausströmen; dann tobt sie zusammengeballt, und dreht sich dahin und dorthin herum, und stürzt bald Etwas nieder, bald reißt sie Etwas auseinander; und wenn sie sehr dünn, und doch zugleich sehr stark an verrammelte Plätze gleichwohl hinschleicht, und Alles, wohin sie eingedrungen, mit ihrer Kraft auseinander reißt und zersprengt, dann wird die Erde erschüttert. Und entweder geht sie, um dem Winde Platz zu machen, auseinander, oder, wenn sie ihm Platz gemacht hat, sinkt sie, der Unterlage beraubt, in dieselbe Höhlung hinab, durch die sie ihn herausgelassen hat.

25. Manche meinen so: die Erde ist an vielen Stellen durchlöchert, und sie hat nicht nur jene ursprünglichen Wege, die sie, gleichsam als Luftlöcher, von Anfang bekommen hat, sondern viele hat ihr noch der Zufall gegeben. — An *manchen Stellen hat das Wasser mit hinabgenommen, wo oben von Erdreich lag*; andere Stellen sind von Waldbä-

ausgewühlt worden, und es hat sich da durch mächtige Fluthen ein offener Bruch gezeigt. Durch diese Lücken dringt der Luftzug hinein; und wenn diesen das Meer eingeschlossen hält und ihn weiter in die Tiefe hinabtreibt, und die Fluth ihn nicht zurückgehen läßt, dann wälzt er sich herum, da ihm zugleich ein Ausweg und der Rückweg abgeschnitten ist. Und weil er nicht in gerader Linie fort kann, was seine natürliche Richtung ist, so strebt er in die Höhe, und schlägt die auf ihn drückende Erde auseinander.

16. Noch muß ich anführen, Was die meisten Schriftsteller annehmen, und womit man vielleicht einstimmen wird. Daß die Erde nicht ohne Luft sey, ist offenbar. Ich meine nicht nur die, wodurch sie mit sich selbst zusammenhängt und ihre Theile verbindet, die auch in Steinen und todten Körpern ist, sondern ich meine jene Leben gebende und erregende und Alles nährende. Wenn sie keine solche hätte, wie könnte sie doch in so viele Bäume und Pflanzen, die von nichts Anderem leben, Luft eingießen? Wie könnte sie die so verschiedenen Wurzeln hegen, die bald so, bald anders in sie hineingesenkt sind, zum Theil oben liegend, zum Theil tiefer gehend, wenn sie nicht viel Lebensluft hätte, die so Vieles und so Verschiedenes erzeugt und durch ihr Einschlucken und ihre Nahrung aufzieht? — Ich bediente mich bis jetzt nur schwacher Beweise. — Aber dieser ganze Himmel, welchen der feurige Aether, als der höchste Theil der Welt, einschließt, alle diese Sterne, deren Zahl sich nicht berechnen läßt, diese ganze Schaar von Himmelskörpern, und, der andern nicht zu gedenken, diese Sonne, die nahe bei uns ihre Bahn hält, und mehr als einmal so

groß ist, als der ganze Umfang der Erde, — dieß Alles zieht Nahrung aus dem Erdstoff, und vertheilt sie unter sich, und wird durch gar nichts Anderes erhalten, als durch die Aushauchung der Erde. Diese dient allen diesen Körpern zur Nahrung und Weide. Es könnte aber die Erde nicht so Vieles und so Großes, und was größer ist, als sie selbst, ernähren, wenn sie nicht voll Lebensluft wäre, die sie Tag und Nacht von allen Seiten her ausströmt. Es ist nicht anders möglich, als daß sie einen großen Vorrath hat, da von ihr so Viel verlangt und genommen wird; und es erzeugt sich immer so Viel, als jeder Zeit abgehen muß. Sie könnte auch nicht Jahr aus Jahr ein Vorrath genug haben an Luft für so viele Himmelskörper, wenn nicht hinwiederum aus diesen auch Etwas abginge, und Eines sich in das Andere auflöste. Demungeachtet aber muß sie doch Ueberfluß an Luft haben und davon angefüllt seyn, und aus verborgenen Vorräthen welche hervorbringen. Es ist daher kein Zweifel, daß viel Luft tief im Innern steckt, und eine weite Luftschichte die ungesehenen Räume unter der Erde bedeckt hält. Und wenn es damit seine Richtigkeit hat, so muß ja Das oft erschüttert werden; was mit so beweglicher Materie angefüllt ist. Denn Das kann doch wohl Niemanden zweifelhaft seyn, daß Nichts so unruhig ist, als die Luft und so veränderlich und zur Bewegung geneigt.

17. Die Folge ist dann, daß sie thut, Was ihr natürlich ist, und daß, Was sich immer bewegen will, zu Zeiten auch *andere Dinge in* Bewegung setzt. Und wann geschieht *Dieß? wenn ihr Lauf* gehemmt ist. So lange sie nämlich *kein Hinderniß findet*, fließt sie ruhig fort: findet sie

Widerstand und Aufenthalt, so tobt sie und durchbricht das Hemmende, gerade wie jener,

— — der die Brücke nicht duldet, Araxes. *)

So lange dieser sein unerschwertes und freies Bett hat, läßt er seine Wasser in Ordnung dahinströmen. Wenn aber absichtlich oder zufällig herbeigeführte Felsblöcke den heran-dringenden zurückhalten, so gewinnt er durch den Aufenthalt an Heftigkeit, und je mehr sich ihm entgegenstellt, desto mehr bekommt er Kräfte. Denn eine jegliche Woge, die von hinten herkommt und durch sich selbst wächst, wenn sie ihre eigene Last nicht mehr tragen kann, verschafft sich Gewalt durch Zerstörung, und geht reißend dahin sammt Dem, was ihr im Wege lag. — Gerade so geht es bei der Luft. Je stärker und beweglicher sie ist, desto schneller fähret sie dahin, und mit desto größerer Heftigkeit durchbricht sie alle Schranken. Daraus nämlich entsteht eine Erschütterung derjenigen Gegend, unter welcher der Kampf vorgefallen ist. Daß Dieß richtig sey, läßt sich auch durch folgenden Umstand beweisen: oft nämlich, wenn ein Erdbeben war, hat der Wind, im Fall daß ein Theil der Erdrinde geborsten ist, viele Tage lang von dorther geweht, wie Dieß bei dem Erdbeben, welches Chalcis **) betraf, Statt gefunden haben soll. So meldet Asclepiodotus, der Zuhörer des Posidonius, namentlich in seinen Untersuchungen über Naturbegebenheiten. Man findet auch bei andern Schriftstellern, es habe sich in einer bestimmten Gegend die Erde aufgethan

*) Vergl. Virgil's Aeneis VIII, 728.
**) Chalcis, die Hauptstadt auf der Insel Euböa.

und von daher sey geraume Zeit der Wind gegangen; dieser nämlich hatte sich selber jenen Weg gebahnt, durch den er ausströmte.

18. Die Hauptursache also, warum Erdbeben entstehen, ist der seiner Natur nach rasche und seine Richtung nach örtlichen Verhältnissen verändernde Luftzug. So lange derselbe keinen Anstoß leidet und in einem leeren Raume steckt, liegt er unschädlich, und ohne daß seine Umgebungen Etwas zu leiden haben. Wenn ihn aber eine von außen dazu kommende Ursache stört, ihn treibt und einengt, so darf man annehmen, er gibt erst noch nach, und macht sich dahin und dorthin. Wenn ihm aber die Möglichkeit, auszuweichen, genommen ist und er von allen Seiten Widerstand findet: dann

— — mit großem Donner des Berges
Braust er um sein Gefängniß umher, — —*)

das er, nach langem Pochen niederreißt und über den Haufen wirft, um so heftiger, mit je stärkerem Hemmniß er gerungen hat. Darauf, wenn er Alles umher, was ihn hielt, durchstöbert hat, ohne hinauskommen zu können, so prallt er auf der Seite, wo er hauptsächlich eingezwängt ist, zurück, und vertheilt sich entweder auf geheimen Auswegen, — denn gerade das Erdbeben vermindert den festen Zusammenhang, — oder er bricht durch eine neue Oeffnung hervor. So kann denn seine gewaltige Masse nicht mehr bezähmt werden, und den Wind hält keine Fessel; denn er löst jegliches Band, und nimmt jede Last mit sich fort, und in

*) Vergl. Virgil's Aeneis I, 55. 56.

die kleinſten Räume ergoſſen, geht er über die Erweiterungen hinaus, und in ungebändigter, natürlicher Kraftäußerung uneingeſchränkt, eignet er ſich, beſonders wenn er [durch Widerſtand] gereizt iſt, ſein Recht zu. — Der Wind aber iſt etwas Unwiderſtehliches, denn es kann Nichts geben,

Das die kämpfenden Wind' und die tönend erbrauſenden Stürme
Beuge mit Herrſchergewalt und zähm' in Banden und Kerker. *)

Ohne Zweifel wollten die Dichter darunter den Kerker verſtanden wiſſen, in welchem ſie unter der Erde eingeſchloſſen ſtecken. Aber daran haben ſie nicht gedacht, daß Das, was eingeſchloſſen iſt, noch nicht Wind ſey, und, was einmal Wind iſt, nicht mehr eingeſchloſſen werden könne. Denn was eingeſchloſſen iſt, iſt ruhig und ſtehend, aller Wind aber iſt im Fortgehen begriffen. Zu dieſen Beweiſen kommt auch noch der Umſtand, aus welchem erſichtlich iſt, das Erdbeben werde durch den Luftzug hervorgebracht, daß nämlich auch unſere Körper nur in dem Fall zittern, wenn irgend eine Urſache unſern Athem in Unordnung bringt, ſo wie er z. B. durch Furcht zuſammengezogen oder durch's Alter kraftlos wird, oder durch Unthätigkeit der Blutadern ſeine Lebhaftigkeit verliert, oder durch Froſt gehemmt, oder bei'm Fieberanfall in ſeinem Lauf geſtört wird. Denn ſo lange er unangefochten fortſtrömt und ſeinen gewohnten Gang hat, zeigt ſich kein Zittern am Körper. Wenn aber Etwas eintritt, was ſeine Verrichtungen hindert, dann wird, weil *er nicht mehr im Stande iſt*, Das zu tragen, was er in

*) Vergl. Virgil's Aeneis I, 53. 54.

seinem kräftigen Zustand festhielt, bei seiner Abnahme erschüttert, was er bei vollen Kräften aufrecht erhalten hatte.

19. Wir müssen nun auch den Metrodorus aus Chios*) anhören, der seine willkührliche Meinung auch wie eine [wissenschaftliche] Ansicht ausspricht. Ich erlaube mir auch diejenigen Meinungen nicht zu übergehen, die ich mißbillige. Denn es ist besser, wenn Alles vorgelegt wird, und wo wir nicht einstimmen, erklären wir die Ansicht lieber für unstatthaft, als daß wir nur darüber weggehen. — Was sagt' er denn nun? So wie, wenn Einer in einem Fasse singt, diese seine Stimme durch das ganze Faß unter einer Art von Erschütterung durchläuft und wiederhallt, und obwohl nicht stark sich erhebend, doch herumkommt, nicht ohne Berührung und Wiederhall des Körpers, von dem sie eingeschlossen ist: so haben die ungeheuern, unter der Erde befindlichen Höhlen ihre eigene Luft, welche, sobald eine andere von oben hinzukommende eine Erschütterung darin macht, gerade so in Bewegung gesetzt wird, wie jener leere Raum, von dem ich so eben sprach, von dem hineingeschrieenen Rufe tönt.

20. Wir kommen nun an Diejenigen, welche Alles zusammen, wovon ich sprach, als die Ursache [des Erdbebens] annehmen, oder doch Mehreres davon zugleich. — Democritus meint, es sey Mehreres die Ursache. Er sagt nämlich, das Erdbeben werde bisweilen durch den Luftzug bewirkt, bisweilen durch das Wasser, bisweilen durch Beides, und er führt Dieß folgendermaßen aus. Ein Theil der Erde ist

*) *Metrodorus aus Chios*, ein Schüler des Democritus, schrieb „über die Natur." Vergl. Cicero Academ. VI, 23.

hohl, und in diesem strömt eine große Masse von Wasser zusammen. Davon ist Einiges dünn, und flüssiger als das Andere. Wenn Dieses durch die dazukommende Schwere zurückgedrängt wird, so schlägt es an die Länder an und erschüttert sie. Es kann nicht fluthen, ohne Das in Bewegung zu setzen, woran es anschlägt. Ueberdieß, was wir so eben von der Luft sagten, läßt sich wohl auch von dem Wasser behaupten. Wenn es sich auf einer Stelle angesammelt hat, und sich selber nicht mehr fassen kann, so legt es sich irgendwo hin und bahnt sich Anfangs einen Weg durch sein Gewicht, hernach durch seinen Andrang. Denn es kann ja nicht anders als bergabwärts seinen Ausgang nehmen, nachdem es sich lange einschließen ließ; und es kann nicht ruhig gerade fortfließen, und ohne Erschütterung der Stellen, durch welche und in welche es fällt. Wenn es aber, nachdem es einmal dahinzustürzen angefangen hat, an einem Orte stehen bleibt und jene Strommasse sich in sich selbst zurückwälzt, so wird sie an ein gegenüberstehendes Land hingetrieben, und setzt dieses in Bewegung auf der Seite, wo das Land am meisten beweglich ist. Ueberdieß setzt sich bisweilen die naßgewordene Erde tiefer, wenn sie die Flüssigkeit recht tief in sich eingesaugt hat, und der Grund und Boden selber leidet Noth. Alsdann wird derjenigen Seite zugesetzt, auf welche sich hauptsächlich die Schwere des dorthin strebenden Gewässers neigt. Bisweilen aber stößt die Luft auf die Wogen, und wenn sie ihnen heftig zusetzt, so erschüttert

sie natürlicherweise die Gegend der Erde, auf welche sie die *zusammengedrängten* Wasser hingetrieben hat. Bisweilen *irrt sie sich auf die Gänge* [der Winde] in der Erde, un

erschüttert Alles; die Erde aber ist für die Winde zugänglich, und die Luft ist zu fein, als daß sie ausgeschlossen werden könnte; und zu heftig, als daß sie sich Widerstand entgegensetzen ließe, wenn sie einmal in Aufregung und Wuth ist. Alles Dieß, sagt Epicurus, seyen mögliche Ursachen, und er versucht es mit noch mehrern Andern, und tadelt Diejenigen, welche behauptet haben, es sey Eines deren die alleinige Ursache, da es schwer halte, über Dinge, die man nur erschließen müsse, etwas Bestimmtes zu behaupten. Es ist daher, wie er sagt, möglich, daß das Wasser ein Erdbeben hervorbringe, wenn es diese oder jene Theile ausgespült und weggefressen hat, nach deren Schwächung denn freilich Dasjenige nicht mehr getragen werden kann, was davon gehalten wurde, so lange sie noch unversehrt waren. Es ist möglich, daß das Erdbeben hervorgebracht wird durch den Druck der Luft. Vielleicht nämlich wird die Luft in Unruhe gesetzt, wenn von Außen her eine andere Luft eintritt. Vielleicht wird sie dadurch, daß ein Theil auf einmal wegfällt, erschüttert, und erleidet von daher eine Bewegung. Vielleicht wird sie von irgend einer Seite der Erde gleich als von einer Art von Säulen und Pfeilern gehalten; und wenn diese leiden und weichen, so erzittert dann die darauf ruhende ungeheure Masse. Vielleicht wird die warme Masse der Luft in Feuer verwandelt und fährt, dem Blitze gleich, hernieder, gewaltigen Schaden anrichtend an Dem, was im Wege steht. Vielleicht setzt irgend ein Wehen die sumpfartigen und stehenden *Gewässer in Bewegung*, und dann erschüttert entweder *ein Stoß die Erde*, oder die Unruhe der Luft, die *durch die Bewegung* zunimmt und sich selber reibt

von unten herauf bis nach Oben läuft. Jedoch keine Ursache des Erdbebens hält er für wichtiger, als den Luftzug.

21. Auch wir nehmen an, dieser Luftzug sey es, der so mächtige Wirkungen hervorbringen könne, denn Nichts in der Natur ist mächtiger, Nichts heftiger, als er, und ohne ihn hat selbst Das, was das Heftigste ist, keine Kraft. Das Feuer, vom Luftzug wird es angefacht; das Wasser ist, wenn man ihm den Wind nimmt, ohne Leben. Dann erst kommt es in Thätigkeit, wenn es von einem Wehen erregt wird; und dieses kann große Strecken Landes auseinander reißen, und neue Berge, die unten lagen, in die Höhe heben, und Inseln, die zuvor nie gesehen wurden, mitten im Meere aufstellen. — Wer zweifelt noch, daß Thera und Therasia *) und jene Insel; die unter unsern Augen im Aegäischen Meere emporstieg, durch Luftzug an's Tageslicht gebracht worden sey? — Nach Posidonius gibt es zwei Arten von Erdbeben, jede hat eine eigene Benennung. Die eine ist ein [scheitelrechtes] Rütteln, wenn die Erde gerüttelt wird und eine Bewegung auf- und abwärts erleidet; die andere ein [wagrechtes] Schwanken, wobei sie wie ein Schiff auf die Seiten wankt. Ich denke mir noch eine dritte Art, für welche unser Ausdruck bezeichnend ist; denn nicht ohne Grund haben es unsere Alten ein Beben genannt, welches etwas ganz anderes ist, als jene beiden Arten. Denn dabei wird ja

*) Plinius Natur. Hist. II, 87. Vergl. IV, 12. sagt: „Als sich zuerst Thera erhob, nannte man es Calliste. Davon riß sich später Therasia los, und bald kam zwischen diesen beiden Automate oder auch Hiera hervor, und in unsern Zeiten neben diesem Hiera-Thia.

nicht Alles gerüttelt, noch umgeneigt, auch nicht in eine schwingende Bewegung versetzt. Es ist das ein Umstand, der in solchem Fall am wenigsten Schaden macht, so wie das Umneigen weit verderblicher ist, als die Erschütterung. Denn wenn nicht schnell auch von der entgegengesetzten Seite eine Bewegung eintritt, die das Umgeneigte wieder in's Gleichgewicht bringt, so folgt nothwendig der Einsturz. Da diese Bewegungen von Natur einander nicht gleich sind, so sind auch ihre Ursachen verschieden.

22. Zuerst nun wollen wir von der rüttelnden Bewegung sprechen. Wenn bisweilen große Lasten vermittelst mehrerer Fuhrwerke gezogen werden, und die Räder mit heftigem Druck in holperigen Wegen aufstoßen, so wirst du die Empfindung haben, daß der Boden erschüttert werde. Asclepiodotus meldet: als ein von der Seite eines Berges abgerissenes Felsstück herunter fiel, stürzten die benachbarten Gebäude von der Erschütterung ein. Eben so kann es unter der Erde geschehen, daß von den überhangenden Felsen sich einer losmacht und mit einem großen Gewicht und Schall in eine unten befindliche Höhle herabfällt, um so heftiger, entweder je schwerer er ist, oder je höher er herabkommt. Und so wird die ganze Ueberlage des hohl liegenden Thales in Bewegung gesetzt. Und es ist nicht nur vermöge ihrer Schwere denkbar, daß sich Felsstücke losreissen, sondern da oben hin Flüsse laufen, so schwächt die beständige Feuchtigkeit die Fugen des Gesteins, und nimmt täglich etwas weg von *Dem, woran es haftet*, und frezt, wenn ich so sage, *all, jene Haut ab*, durch die es zusammengehalten wird, was Tag für Tag abgenutzt ward, wird mit der

durch die lange Schwächung so unhaltbar, daß es die Last nicht mehr zu tragen im Stande ist. Dann fallen Steine von ungeheurem Gewicht herab, und jener herabgestürzte Fels, welcher, was er von Grund auf erschüttert, nicht mehr fest stehen läßt, —

Kommt mit Getöse, und einstürzt plötzlich, Was man gesehen:

wie unser Virgilius sagt. *) — Das mag die Ursache seyn von der die Länder von unten herauf rüttelnden Bewegung. Ich gehe zu der andern über.

23. Die Erde ist ihrer Natur nach nicht überall dicht, und hat viel leeren Raum. Durch diese Lücken strömt Luft; und wenn diese in Masse herankommt und nicht durchkann, so erschüttert sie die Erde. Dieß nehmen, wie ich kurz vorhin anführte, auch Andere als Ursache [der Erdbeben] an, wenn du ja auf die Menge von Zeugen Gewicht legen solltest. Auch Callisthenes stimmt dafür, ein nicht zu verachtender Zeuge. Denn er war ein ausgezeichneter Kopf, und mochte sich in den tollen König nicht schicken. **) Das ist ein ewiger Vorwurf für Alexander, dessen ihn keine Tapferkeit entledigen wird. Denn so oft man sagt: er hat vieletausend Perser getödtet: so wird erwiedert werden: aber auch einen Callisthenes. So oft man anpreist: er hat den Darius getödtet, welcher damals der große König war; so

*) Vergl. Virgils Aeneis VIII., 525.

**) Callisthenes aus Olynth war dem Alexander von Aristoteles empfohlen worden und eine Zeitlang sehr beliebt bei ihm, dann aber würde er wegen seiner Wahrheits- und Freiheitsliebe gehaßt und getödtet. Vergl. Curtius VIII., 5.

wird es dagegen heißen: aber auch den Callisthenes. So oft man erzählen wird: er hat Alles bis an den Ocean überwunden, und diesen selbst, wie es nie geschah, mit Flotten befahren, und sein Reich von einem Winkel Thraciens bis an die Grenzen des Weltmeers ausgedehnt: so wird man sagen: aber er hat den Callisthenes getödtet. Mag er's allen alten Mustern von Feldherren und Königen zuvor gethan haben: von Allem, was er gethan, wird Nichts so groß seyn, als der Frevel an Callisthenes. — Dieser Callisthenes in den Büchern,*) worin er beschreibt, wie Helice und Buris unterging, und was für ein Unglücksfall diese Städte in's Meer oder das Meer in sie hineingeführt habe, behauptet Dasselbe, was wir oben sagten. Die Luft dringt durch verborgene Oeffnungen in die Erde ein, wie überall, so auch unter dem Meere. Wenn sodann jener Pfad, auf dem sie hinabgekommen war, verbaut ist, den Rückweg aber das sich hinterher entgegendrängende Wasser versperrt hat, so läuft sie dahin und dorthin, und indem sie sich selber im Wege ist, macht sie die Erde wanken. Deßhalb werden am häufigsten die am Meere liegenden Länder beunruhigt, und daher hat man dem Neptun die Kraft zugeschrieben, das Meer aufzuregen [und was am Meere liegt]. Wer nur die Anfangsgründe des Griechischen gelernt, weiß schon, daß derselbe dort σεισίχθων [der Erderschütterer] heißt. —

*) In seinen Büchern, welche den Titel Hellenica führten, einem historischen Werke, erzählte er den Untergang der hier e wähnten beiden Achäischen Städte, die am Corinthisch Meerbusen gelegen waren. Das Ereigniß fällt in die 1 Olympiade; 370. v. Chr.

24. Daß die Luft der Grund dieses Uebels sey, damit bin ich auch selbst einverstanden, wie aber diese Luft hineindringe, — das ist noch eine Frage: ob durch dünne, mit den Augen wahrzunehmende Oeffnungen, oder durch größere und weitere; ob von unten herauf, oder auch durch die Oberfläche der Erde? — Das Letztere ist nicht zu glauben. Nimmt ja doch auch an unsern Körpern die Haut keine Luft ein, und sie hat keinen Eingang, ausser auf dem Wege, wo sie eingeathmet wird; und wenn sie von uns eingeathmet ist, kann sie nur in einem lockern und hohlen Theil des Körpers bestehen. Sie hält sich ja nicht zwischen Sehnen und Fleischmasse auf, sondern in den Eingeweiden und in dem weiten verborgenen Raume. Das Nämliche läßt sich dann auch bei der Erde vermuthen, schon deßhalb, weil die Erschütterung nicht oben auf der Erde oder in der Nähe der Höhen ist, sondern unterwärts und von unten herauf. Ein Beweis hiefür ist, daß Meere von der größten Tiefe in Unruhe kommen, weil nämlich das, worüber sie herströmen, erschüttert wird. Deßhalb ist es wahrscheinlich, daß das Erdbeben von der Tiefe herauf kommt, und daß dort in ungeheuren Höhlen Luft erzeugt wird. Doch nein, behauptet Jemand, sowie, wenn uns ein Kälteschauer überlauft, ein Zittern darauf folgt, so setzt auch die von aussen herkommende Luft die Länder in eine rüttelnde Bewegung. — Allein das ist auf keine Weise möglich. Da müßte ein Frieren *stattfinden, wenn* es gehen sollte, wie bei uns, die eine äu*ssere Veranlassung zu einem* Schauder bringt. Ich will wohl *geben, daß mit der Erde* Etwas vorgeht, was mit unse*r Empfindung [eines kalten* Schauders] Aehnlichkeit hat,

aber nicht aus aus dem nämlichen Grund. Ihr Anstoß muß von einer innern und tieferliegenden Ursache herkommen; was sich wohl hauptsächlich aus dem Umstand erweisen läßt, daß, wenn der Boden durch eine heftige Erschütterung unter gewaltigem Einsturz sich aufgethan hat, dieser Schlund manchmal ganze Städte verschlingt und begräbt. — Thucydides sagt, zur Zeit des Peloponnesischen Krieges sey die Insel Atalante*) entweder ganz oder wenigstens dem größten Theil nach untergegangen. Das Nämliche geschah, wenn man dem Posidonius glauben will, mit Sidon. **) Und es braucht dafür keine Zeugen. Wir können uns ja selbst erinnern, daß, als das Land von einer innern Erschütterung zerrissen ward, manche Oerter zerstört worden und Felder untergegangen sind. Wie ich glaube, daß es dabei zugehe, will ich nun darlegen.

15. Wenn die Luft einen großen und leeren Raum in der Erde angefüllt hat und nun anfängt, unruhig zu werden und sich nach einem Ausweg umzusehen: so stößt sie öfters an die Seiten an, innerhalb deren sie steckt, und über denen manchmal Städte liegen. Da erfolgt denn bisweilen eine solche Erschütterung, daß die obenstehenden Gebäude einfallen, manchmal in einem solchen Grade, daß die Wände, welche die ganze Decke der Höhlung tragen, in jenen unten

*) Die Insel Atalante in der Nähe von Euböa. Das Ereigniß fällt in das sechste Jahr des Peloponnesischen Krieges. Ol. 88. 3. Thucyd. III., 89.

**) Vergl. Strabo l. 3. p. 155; es seyen etwa zwei Drittheile von Sidon untergegangen.

befindlichen leeren Raum hinabstürzen, und ganze Städte in eine unermeßliche Tiefe hinabsinken. — Man behauptet, — wenn du es glauben willst, es habe vor Zeiten der Ossa mit dem Olympus zusammengehangen, hernach sey er durch ein Erdbeben gewichen, und der einzige gewaltige Berg sey in zwei Theile gerissen worden. Dann habe sich der Peneus Bahn gemacht, der die Sümpfe, von denen Thessalien beschwert war, trocken legte, und die Wasser, die ohne Abfluß sumpfartig gestanden waren, mit sich fortnahm. *) In der Mitte zwischen Elis und Megalenopolis **) ist der Fluß Ladon, welcher durch ein Erdbeben entstanden ist. — Was soll Das beweisen? Daß sich in weiten Höhlen — denn wie soll ich die leeren Räume unter der Erde anders benennen? — Luft ansammle. Wenn dieß nicht der Fall wäre, so müßten große Länderstrecken erschüttert werden, und viele auf einmal wanken. Nun aber leiden nur kleine Striche, und ein Erdbeben erstreckt sich nie auf zweihundert Meilen. ***) Man bedenke, das neuerliche, das die ganze Welt mit Gerede erfüllt hat, ist nicht über Campanien hinaus gegangen. Brauch'

*) Vergl. Herodot VII., 129. Strabo IX., 5. 2. Thessalien ist von vier oder fünf Bergen eingeschlossen, Pelion, Ossa, Olympus, Pindus, Othrys. Es gleicht einem Becher, in welchen von diesen Bergen aus fünf Flüsse strömen, Peneus, Apidanus, Onochonus, Enipeus und Pamisus, welche, seitdem einmal ein Erdbeben dort war, durch das Thal Tempe unter dem Namen Peneus vereinigt in's Meer fließen, und nur zwei See'n zurücklassen, Nessonis und Böbeis.

**) In Arcadien. Vergl. Strabo IX., p. 322. — Pausanias *sagt* in seiner Beschreibung von Griechenland nichts davon.

***) *Gegen vierzig deutsche* Meilen.

ich zu erwähnen, daß, während Chalkis *) erbebte, Thebe fest stand? während Aegium **) heimgesucht ward, das so nahe Paträ von dem Erdbeben nur durch's Hörensagen Etwas wußte? Jene ungeheure Erschütterung, welche die beiden Städte Helice und Buris erschütterte, hörte diesseits Aegium auf. Es ist also offenbar, die Erschütterung erstreckt sich nur so weit, als der unter der Erde befindliche leere Raum.

26. Ich hätte mich zum Beweise hiefür auf die Angaben großer Männer berufen können, welche melden, Aegypten habe nie von großen Erdbeben gelitten. Als Grund davon geben sie den Umstand an, daß es ganz aus Schlamm aufgeschwemmt sey. Wenn man nämlich dem Homer ***) glauben darf, so war Pharus †) von dem festen Lande [ehmals] so weit entfernt, als ein Schiff an einem Tage mit vollen Segeln fahren kann. Allein sie rückte dem festen Lande näher. ††) Der trübfließende Nil nämlich, welcher viel Schlamm mit sich führt, und denselben manchmal an das frühere Land ansetzt, hat Aegypten von Jahr zu Jahr wachsen gemacht und weiter hinausgerückt. Daher ist es von fettem und schlammigem Boden und hat keine Lücke in seinem Innern, sondern ist durch den trockengewordenen Schlamm zu einer festen

*) Eine Stadt auf der Insel Euböa.

**) In Achaja am Corinthischen Meerbusen. Paträ gleichfalls in Achaja, den Echinaden gegenüber.

***) Vergl. Odyssee IV., 354 f.

†) Pharus, eine Insel bei Aegypten, nahe bei Alexandria, womit sie durch eine Brücke verbunden war. — Den Namen der Insel trug auch der berühmte Leuchtthurm daselbst.

††) Eigentlich *wohl umgekehrt.*

Masse gewachsen, und der Bau wurde aufeinandergedrückt und festaufsitzend, da die Theile sich aufeinanderkitteten, und es konnte kein leerer Raum dazwischen kommen, weil „zu der festen Masse stets eine [anfänglich] flüssige und weiche kam. — Allein es kommen sowohl in Aegypten als auf Delos Erdbeben vor, wenn schon Virgilius haben will, es stehe fest. *)

„Unerschüttert stellt' er's zu wohnen, und Sturm zu verachten."

Von dieser Insel behaupteten auch Philosophen, das leichtgläubige Völkchen, sie werde nicht erschüttert, und haben den Pindarus **) zum Gewährsmann. Thucydides ***) sagt, vorher sey sie unerschüttert gewesen, aber um die Zeiten des Peloponnesischen Krieges habe ein Erdbeben daselbst Statt gefunden. Callisthenes führt an, es habe sich Solches auch sonst schon ereignet. Unter den vielen wunderbaren Erscheinungen, sagt er, durch welche sich der Einsturz von Helice und Buris ankündigte, waren die merkwürdigsten eine ungeheuer große Feuersäule und die Erschütterung von Delos. Und er meint, es sollte dasselbe aus dem Grunde für unerschütterlich gehalten werden, weil es, im Meere liegend, hohle Felsen und Gestein mit Durchgängen habe, die der eingenommenen

*) Vergl. Virgilius in der Aeneide III., 77. Uebrigens möchte diese Stelle nicht sowohl darauf zu beziehen seyn, als ob Delos kein Erdbeben habe; sondern auf die Sage, daß diese Insel ehemals im Meere herumgeschwommen sey, von Apollo aber einen festen Platz zwischen den Cycladischen Inseln Gyarus und Myconus angewiesen erhalten habe.

**) Bei Strabo X., p. 313. und Fragmente III., p. 44 ff. und 162. bei Heyne.

***) *Thucydides vom Peloponnesischen Krieg*, II., 8.

Luft doch einen Ausweg gestatten. Deßhalb seyen auch die Inseln von zuverläßigerm Boden, und die Städte [auf den Inseln] um so sicherer, je näher sie dem Meere liegen. — Daß dieß falsch sey, hat Pompeji und Herculanum empfunden.*) Dazu kommt, daß alle Meeresküsten den Erdbeben ausgesetzt sind. So ist Paphos [auf Cyprus] nicht nur einmal zusammengestürzt; so das berühmte und an solches Unglück gewöhnte Nicopolis [in Epirus]. Cyprus ist von der hohen See umgeben, und leidet doch von Erdbeben.**) Und Tyrus wird auch eben so von Erdbeben, als von Ueberschwemmungen heimgesucht. —

Das sind nun die Ursachen, die man von den Erdbeben anführt.

27. Man erzählt jedoch, es habe sich bei dem letzten Campanischen Erdbeben manches Eigenthümliche gezeigt, worüber nun Auskunft gegeben werden soll. Man sagt nämlich, es sey in der Gegend von Pompeji eine Heerde von sechshundert Schaafen todt niedergefallen. Man hat keinen Grund, anzunehmen, es sey dieß den Schaafen aus Angst begegnet. Wir haben die Behauptung aufgestellt, es pflege nach großen Erdbeben eine Pest zu entstehen. Und darüber darf man sich nicht wundern, denn es steckt in der Tiefe viel tödtlicher Stoff. Ist ja gerade die Luft, welche entweder durch die Schuld des Bodens oder weil es ihr an Bewegung fehlt,

*) Welche Städte zwar nicht auf einer Insel, aber doch sehr nahe am Meere lagen.

**) Dieß ist gegen Aristoteles, welcher Meteorol. II., 8. behauptet, die Inseln auf der hohen See leiden nicht so von Erdbeben, wie die in der Nähe der Küsten.

und die, welche in beständigem Dunkel erstarrt, Denen, die sie einathmen, gefährlich; oder wenn sie von dem ungesunden unterirdischen Feuer verdorben, nun nach langem Daliegen hervorkommt, so verunreinigt und verderbt sie unsere reine und flüssige Luft, und bringt bei Denen, welche die ungewohnte Luft einathmen, sonderbare Arten von Krankheiten hervor. Sind denn nicht auch die Wasser, die in der Tiefe stecken, unbrauchbar und ungesund, weil sie nie Etwas zu thun haben und nie in Thätigkeit versetzt werden, und nie ein freier Lufthauch sie aufregt. Darum sind sie dick, und, von schwerer und ewiger Finsterniß bedeckt, haben sie nur tödtlichen und für unsern Körper nicht passenden Stoff in sich. Auch die mit ihnen vermischte Luft, und die, welche zwischen jenen Sümpfen liegt, verbreitet, wenn sie heraufkommt, ihr Verderben weit umher, und tödtet Die, so sie einathmen. — Das empfinden am leichtesten die Thiere, an welche die Seuche um so eher zu kommen pflegt, je gefräßiger sie sind: sie sind am meisten unter freiem Himmel, und genießen am meisten das Wasser, was an den Seuchen doch am meisten Schuld ist. Daß aber die Schaafe mit ihrem zarteren Körperbau, besonders weil sie den Kopf so nahe an der Erde tragen, davon hingerafft wurden, fällt mir nicht auf, da sie den Hauch der unheilvollen Luft ganz in der Nähe des Bodens einzogen. Diese hätte auch den Menschen geschadet, wenn sie in größerer Masse ausgeströmt wäre; aber sie ist von der Menge der reinen Luft zu nichte gemacht worden, bevor sie sich so weit erhob, daß sie von *einem* Menschen eingeathmet werden konnte.

28. Daß aber die Erde viel tödtlichen Stoff habe, magst du wohl auch daraus erkennen, daß so viele Giftpflanzen wachsen, nicht mit unserer Nachhülfe, sondern von selbst, weil nämlich der Boden Saamen des Bösen hat, wie des Guten. — Ja es ist der Fall, daß in mehreren Gegenden Italiens an manchen Erdöffnungen ein pestartiger Dunst ausströmt, welchen einzuathmen weder für Menschen noch für das Vieh ohne Gefahr ist. Sogar die Vögel, wenn sie darein kommen, bevor er durch eine bessere Luft gemildert wird, fallen während des Fluges herab, und ihre Körper werden blau, und der Hals schwillt auf, als wären sie mit Gewalt erstickt worden. Diese Luft, so lange sie in der Erde eingeschlossen ist, und aus einer schwachen Oeffnung ausströmt, hat blos die Kraft, daß sie, was hinabsieht und sich freiwillig hineinbegibt, dahinrafft. Wenn sie dann Jahrhunderte lang in der verborgenen Finsterniß und an dem verkümmerten Orte immer verdorbener geworden ist, so wird sie durch die Länge der Zeit schwer, und um so bösartiger, je unthätiger. Wenn sie einen Ausweg gefunden hat, so entbindet sie jenes ewige Uebel einer lichtlosen Kälte und einer unterirdischen Nacht, und verunreinigt die Luft unserer Regionen. Denn das Verderbliche wird Herr über das Bessere. Alsdann geht auch unsere reinere Luft in eine schädliche über. Daher die plötzlichen und unaufhörlichen Todesfälle, und regellos abscheuliche Arten von Krankheiten, weil sie nämlich aus unerhörten Ursachen entstehen. Kurz oder lang währet solch ein Sterben, je nachdem die verderbliche Beschaffenheit der Luft mehr oder weniger Kraft hat. Und nicht eher hört die Verpestung auf, als bis die Be

weglichkeit der Atmosphäre und der Schwung der Winde jene gefährliche Stickluft durchgearbeitet hat.

29. Daß aber Manche wie toll und besinnungslos die Furcht umher treibt, welche die Seele aus der Fassung bringt, schon wenn sie Einzelne ergreift und nicht ausserordentlich ist, um so mehr aber, wenn der Schrecken ein allgemeiner ist, und Städte zusammenstürzen und Völker verschüttet werden und die Erde gerüttelt wird, — darf man sich denn wundern, wenn Gemüther, die sich unter Jammer und Angst nicht zu helfen wissen, in Verwirrung gerathen? Es ist nichts Leichtes, unter großen Unglücksfällen den Verstand nicht zu verlieren. Daher kommen in der Regel die ruhigsten Naturen in solche Angst, daß sie sich nicht mehr zu Rechte finden. Wenigstens geräth Niemand in Schrecken, ohne einigermaßen die Besinnung zu verlieren, und Wer sich fürchtet, ist immer Einem ähnlich, der nicht bei Verstand ist. Allein die Einen kommen von der Furcht schnell wieder zu sich selbst, Andere werden durch dieselbe heftiger verwirrt und gerathen in Wahnsinn. Deßhalb laufen die Leute oft unter Kriegesschrecken wie verrückt umher, und nirgends findet man mehr Beispiele von schwärmerischer Begeisterung, als wenn Furcht mit Aberglauben untermengt die Seelen ergriffen hat.

Daß eine Bildsäule sich gespalten habe, fällt mir nicht auf; ich habe ja schon erzählt, Berge haben sich von Bergen getrennt, und der Boden selbst sey von unten auf geborsten.

Diese Gelände, einst heftig erschüttert in schrecklichem Einsturz
— Salzperlei Aenderung wirkt das lang andauernde Alter —

Löſten ſich, gehet die Sag', da beide Länder zuvor ſtets
Eines geweſen; das mächtige Meer drang her, und die Waſſer
Riſſen Heſperia weg von Sicilien, — Auen und Städte
Trennt ein Ufer, und eng dazwiſchen ſtrömet die Meerfluth. *)

Du ſiehſt, daß ganze Gegenden von ihrem Platze weggeriſſen werden, und was aneinander gelegen war, drüben über dem Meer liegt; du ſiehſt, es kommt auch vor, daß Städte und Nationen getrennt werden, wenn ein Theil der Natur gegen ſich ſelbſt in Aufruhr gerathen iſt, oder Meer oder Feuer oder Luft irgendwo anprallt, und es hat das Alles, wie ein Theil vom Ganzen, eine erſtaunliche Gewalt. Denn obwohl es nur einem Theile nach wüthet, es tobt eben doch mit Weltkräften. So hat das Meer auch Hiſpanien aus der Verbindung mit Africa herausgeriſſen. Und ſo iſt durch jene Ueberſchwemmung, von der die größten Dichter ſingen, Sicilien von Italien abgeſchnitten worden. Und was ganz von der Tiefe heraufkommt, hat wohl noch Etwas mehr Gewalt. Denn indem es ſich durch enge Räume hindurchkämpfen muß, wird Alles heftiger. Was für mächtige Wirkungen und was für ſonderbare Erſcheinungen dieſe Erderſchütterungen hervorgebracht haben, iſt zur Genüge dargethan worden.

30. Warum ſollte man nun noch darüber ſonderlich betroffen ſeyn, daß das Erz einer einzigen Bildſäule, das nicht einmal maſſiv, ſondern hohl und dünn war, geborſten iſt; da ſich vielleicht in daſſelbe eine Luft einſchloß, die irgendwo

*) Vergl. Virgil's Aeneis III., 414 — 419. wo davon die Rede iſt, daß Italien und Sicilien ehemals zuſammenhieng und beide Länder erſt durch ein Erdbeben von einander geriſſen wurden.

durchzukommen suchte? Und Wer weiß Das nicht, daß man bisweilen wahrnimmt, wie Gebäude, die ihre winkelrechte Stellung verloren haben, durch die Erschütterung wieder in die rechte Lage kommen? Manche aber, die ungeschickt angelegt und von den Bauleuten nachläßig und unfest zusammengesetzt sind, hat öfters Erschütterung eines Erdbebens in die Fugen gebracht. Und wenn es ganze Wände und ganze Häuser spaltet, und die massiven Seiten großer Thürme zerreißt, und Pfeiler umwirft, welche Bauwerke stützten, warum sollte man es denn nur des Aufzeichnens werth halten, daß eine Bildsäule von unten bis zum Kopfe in zwei gleiche Hälften zersprungen sey? — Warum dauerte aber das Erdbeben mehrere Tage lang? Denn Campanien hörte nicht auf, beständig zu erbeben, zwar gemäßigter, aber zu ungeheurem Schaden, weil es an Gegenständen, die schon gedrückt und gerüttelt waren, wieder Rütteln verursachte und diese, welche schon schlecht standen, nicht einen Anstoß, sondern nur eine Unruhe brauchten, um über den Haufen zu fallen. Es war nämlich noch nicht alle Luft heraus, sondern sie schweifte noch umher, obwohl ihr größerer Theil sich davon gemacht hatte.

31. Unter den Beweisen, die man dafür anführt, daß das Erdbeben durch die Luft bewirkt werde, darf man ohne Anstand auch folgenden vorbringen. Wenn ein sehr großes Erdbeben gewesen ist, wobei es Städten und Ländern hart erging, so kann demselben nicht alsbald ein anderes eben so heftiges folgen, sondern nach einer sehr großen Erschütterung kommen nur unbedeutende Stöße, weil jene mit großer Gewalt den kämpfenden Winden einen Ausweg geöffnet

hat. Die Reste der alsdann noch gebliebenen Luft haben nicht mehr die Kraft, und es braucht bei ihnen keinen Kampf, sie haben ja schon einen Weg gefunden, und folgen auf demselben nach, auf welchem die erste und größte Masse hinausging. — Auch Das halte ich für merkwürdig, was ein sehr unterrichteter und bedeutender Mann beobachtete, er war nämlich bei jenem Ereigniß gerade im Bad. Er versicherte, er habe im Bad wahrgenommen, wie die Steinchen, mit welchen der [Mosaik-] Boden eingelegt war, sich Eins vom Andern losmachten und wieder zusammenfügten; und wie das Wasser, je nachdem der Fußboden sich öffnete oder zusammenging, bald in die Fugen einsickerte, bald Blasen trieb und hervorquoll. Eben Denselben habe ich erzählen hören, er habe bemerkt, daß weiche Stoffe gelinder aber häufiger zittern, als solche, die von Natur hart sind. —

32. So viel, mein bester Lucilius, in Betreff der Ursachen. Nun aber Das, was zur Beruhigung der Gemüther dienen mag, denn es liegt uns doch mehr daran, daß man Stärke der Seele, als daß man Einsicht gewinne. Doch es kann das Eine nicht kommen ohne das Andere. Denn nirgend anderswoher gewinnt die Seele Stärke, als von der edeln Wissenschaft, als von der Betrachtung der Natur. Denn Wen sollte nicht gerade solch ein Unfall gegen Alle stärken und erheben? Was soll ich denn noch einen Menschen fürchten oder ein reißendes Thier, oder einen Pfeil oder Speer? Es gibt größere Gefahren, die ich zu gewarten habe. — Blitzstrahlen und [einstürzende] Länder und große Stücke von der ganzen Natur sind unsere Gegn Darum mit hohem Muthe müssen wir den Tod heraus

dern, mag er geradezu und mit gewaltigem Angriff auf uns losgehen, oder auf seine alltägliche und allgemeine Weise; es ist gleichgültig, wie drohend er komme, und wie groß Das sey, was er über uns herführt: Was er von uns will, ist eine Kleinigkeit. Das wird der Jahre Zahl uns entreißen, Das ein Schmerz im Ohr, Das ein zu großer Vorrath verdorbener Säfte in unserem Innern, Das eine Speise die dem Magen nicht zusagen will oder ein leichter Stoß an den Fuß. — Eine Kleinigkeit ist des Menschen Lebenshauch, aber etwas erhaben Großes die Verachtung dieses Hauches. Wer diesen verachtet, wird ruhig die Meere toben sehen, und wenn auch alle Stürme darauf los geworden wären, und wenn auch die Fluth in einer Art von Weltverwirrung den ganzen Ocean in die Länder hineintriebe. — Sorglos wird er des blitzenden Himmels wilden und schauerlichen Anblick sehen; mag der Himmel krachen, und seine Feuerflammen zusammenwerfen, um Alles zu Grunde zu richten und zuvörderst ihn. Sorglos wird er auf die geborstenen Fugen und den gähnenden Boden hinschauen. Mögen jene Reiche der Unterwelt sich aufthun: stehen wird er ohne Zagen über diesem Abgrund, und vielleicht hinabspringen, wo er hinabstürzen müßte. Was geht es mich an, wie groß Das sey, was mir den Untergang bringt. Ist doch der Untergang selber Nichts Großes. — Und wollen wir glücklich seyn, wollen wir weder von der Furcht vor Menschen, noch vor Göttern, noch vor Ereignissen gequält seyn, wollen wir auf das Glück mit seinen Verheissungen unnöthiger Dinge, mit seinen kleinlichen Drohungen hoch herabsehen, wollen wir groß leben und mit den Göttern selbst an Glückseligkeit

wetteifern, so müssen wir diesen Lebenshauch in Bereitschaft halten. — Mag diesen ein tückischer Gegner erhaschen wollen, oder eine Krankheit, oder des Feindes Schwert, oder das Krachen stürzender Inseln, oder der Untergang der Erde selbst, oder die ungeheure Feuermasse, welche Städte und Land gleich verheerend frißt, sey es was es wolle, — er ist zu haben. Was habe ich anderes zu thun, als daß ich den scheidenden ermahne und mit guten Wünschen entlasse: „zeuch hin mit Muth, zeuch hin mit Glück!" — Besinne dich doch nicht, ihn heimzugeben. Es handelt sich nicht um die Sache, nur um die Zeit. Du thust, was du doch irgend einmal thun mußt. Bitte doch nicht, fürchte doch nicht, zieh' dich doch nicht zurück, als gingest du einem Unglück entgegegen. Deine Erzeugerin, Natur, harret dein, und eine bessere, gefahrlosere Heimath. Dort beben die Länder nicht mehr, und nicht mehr stoßen Winde mit mächtigem Wolkendonner auf einander, da verwüsten keine Feuerflammen Gegenden und Städte, da ist kein Schiffbruch zu fürchten, der ganze Flotten hinabschlingt, keine Waffenschaaren lassen die Fahnen feindlich gegen einander wehen, nicht wetteifert der Wahnsinn im Wechselmord vieler Tausende, da ist keine Pest, da sind keine in allgemeiner Verwirrung brennende, für untergehende Völker zusammen lodernde Scheiterhaufen. Ist's leicht: was fürchten wir's? Ist's schwer: lieber komm' es einmal, als daß es immer bevorstehe. — Ich sollte mich aber fürchten, unterzugehen, wenn die Erde vor mir untergeht, wenn Das zerschmettert wird, was uns zerschmettert, und uns Nichts thun kann, ohne daß es sich selbst schadet? Ganz Helice und Buris ist in's Meer gesunken

und ich ſollte um mein einzig Körperchen in Furcht ſeyn? Ueber zwei Städte ſegelt man weg, — zwei ſind's freilich nur, wovon wir wiſſen, und ſchriftlich aufbewahrte Kunde haben. Aber wie viele andere ſind wohl an andern Orten verſunken? Wie viele Völker hat entweder die Erde oder das Meer in ſeinen Schoos verſchloſſen? Ich ſollte mich weigern, zu enden, da ich doch weiß, daß es ein Ende mit mir nehmen muß? ja weiß, daß Alles endlich iſt? Ich ſollte den letzten Athemaufzug fürchten? — Darum, mein Lucilius, ermuthige dich, ſo viel du kannſt, gegen die Furcht des Todes. Dieſe iſt's, was uns niedrig macht; dieſe iſt's, welche gerade das Leben, mit dem ſie ſo karg thut, beunruhigt und verſchwendet. Dieſe macht Alles größer, Erdbeben und Blitze. Das Alles wirſt du aber ſtandhaft ertragen, wenn du bedenkſt, daß Nichts daran liege, ob die Zeit kurz oder lang ſey. Stunden ſind's, die wir verlieren; nimm an, es ſeyen Tage, nimm an, es ſeyen Monden, nimm an, es ſeyen Jahre, — wir verlieren eben Etwas, das doch vergehen müßte. — Was liegt denn, ich bitte dich, daran, ob wir jetzt dazu kommen. Hin geht die Zeit, und verläßt uns, wir mögen noch ſo ſehr um ſie geizen. Weder die künftige iſt mein, noch die vergangene. Ich ſchwebe auf einem Punkt der fliehenden Zeit, und Größe iſt's, genügſam zu ſeyn. Als Einer ſagte: ich habe meine ſechzig Jahre, — erwiederte ihm trefflich der weiſe Lälius: *) du meinſt wohl die ſech-

*) Cajus Lälius, ein Sohn desjenigen Cajus Lälius, der ein Kriegsgenoſſe des ältern Scipio Africanus war. Vergl. Cic. *de amicitia*, 2, de Offic. II., 11, III., 4.

zig, die du nicht mehr haſt? — Nicht einmal daran erkennen wir die Beſchaffenheit unſers nie feſtzuhaltenden Lebens und die Natur der uns nie angehörenden Zeit, daß wir nur nach verlornen Jahren zählen können? Das wollen wir uns in's Herz prägen, das wollen wir uns immer wiederholen: geſtorben muß es ſeyn. — Wann? — Was liegt daran? — Der Tod iſt Naturgeſetz, der Tod iſt der Tribut und die Pflicht der Sterblichen und das Heilmittel gegen alle Uebel. Wünſchen muß ihn, auch Wer ihn fürchtet. Laß alles gehen, und denke, mein Lucilius, nur auf das Eine, daß dir vor dem Wort „Tod" nicht graue; mache dir ihn dadurch vertraut, daß du viel an ihn denkſt, damit du, wenn es nun ſeyn muß, ihm ſogar entgegen gehen kannſt.

Inhalt des siebenten Buchs.

Kap. 1 — 3. Gleichgültigkeit der Menschen gegen das Große und Herrliche, was sie täglich und nach dem gewöhnlichen Verlauf am Himmel sehen; Bewunderung des Ungewöhnlichen, so auch der Cometen. — Wichtigkeit der Nachforschung über das Wesen der Gestirne überhaupt, ob sie Flammen und feurige Scheiben seyen, oder massige, erdartige Körper, die ihr Licht anderswoher erhalten. Ob die Cometen von derselben Beschaffenheit seyen, wie die Himmelskörper? Ihre Aehnlichkeit mit diesen. — Ob der Himmel sich umdrehe, oder die Erde? Nothwendigkeit der Beobachtung mehrerer Cometenerscheinungen. Ansichten älterer Philosophen und Astronomen.

Kap. 4 — 10. Des Epigenes Ansicht über die Entstehung einiger Meteore, unter welche er, nebst Andern, die Cometen rechnet; er nimmt zweierlei Arten vom Cometen an, solche, die ihre Gluth nach allen Seiten und solche, die dieselbe, wie einen Schweif, nur nach einer Seite hin ausströmen. Die erstern entstehen aus den nämlichen Ursachen, wie die Himmelsfackeln und Feuerbalken, aus einem Wirbelwind. Widerlegung. Auch die letztern erklärt er aus Erddünsten und Winden. Widerlegung.

Kap. 11 — 16. Aeltere Erklärungsarten der Entstehung der Cometen, z. B., daß zwei sich an einander anhängende oder auch nur sich einander annähernde Irrsterne durch ihr zusammenfließendes Licht einen verlängerten Stern bilden. Wider-

legung. Irrthümer des Artemidorus, und deren Widerlegung. Zweifel an der Richtigkeit historischer Angaben, namentlich des Ephorus.

Kap. 17 — 18. Ansicht des Apollonius Mynd ius, daß manche Cometen Irrsterne seyen, eigene Gestirne, wie Sonne und Mond; — übrigens gebe es verschiedene, unähnlich an Größe und Farbe. Widerlegung.

Kap. 19 — 25. Zeno's Ansicht [ähnlich der des Epigenes], und anderer Stoiker, wornach die Cometen gleich Meteoren in dichter Luft erzeugt werden. Widerlegung. *) Die Cometen gehören zu den ewigen Werken der Natur, und sind nicht blos augenblickliche Feuererscheinungen. Gründe dafür. Es komme darauf an, ob nicht die Cometen Planeten seyen, obgleich man bis jetzt nur fünf Planeten kenne. Manches ist noch nicht beobachtet, und Manches ist, wovon man behauptet, daß es sey, ohne zu wissen, wie es sey. Es ist noch Manches zu erforschen und auszumitteln.

Kap. 26 — 27. Warum manche Himmelskörper eine rückgängige Bewegung zu machen scheinen? Warum man durch die Cometen durchsehen könne, wenn sie doch Sterne seyen? — Beantwortung dieser Einwürfe. Daß der Cometenkörper nicht länglicht sondern rund sey; Ungleichheit des Lichts verschiedener Gestirne. Die Natur liebt Abwechslung in allen ihren Bildungen.

Kap. 28 — 29. Was die Cometen andeuten in Beziehung auf Witterungslauf und Naturereignisse. — Ob der Lauf der Cometen langsam sey, und schwere Bestandtheile von Erdstoff verrathe? Ob sie in ihrem Lauf die Richtung abwärts nehmen? —

Kap. 30. Schluß. Daß man bei solchen Untersuchungen sich keine anmaßenden Urtheile erlauben sollte. So tief liegende Dinge können nur langsam ausgemittelt werden. Den Sterblichen bleibt Manches verborgen. Es ist nicht Alles für sie geschaf-

*) Seneca weicht in dieser Sache von den Philosophen seiner Schule ab.

für. Die Gottheit selbst hat sich unserem Blick entzogen. Darum dürfen wir uns nicht wundern, wenn uns nicht alle ihre Werke offenbar sind. Manches Unbekannte werden erst künftige Zeitalter kennen lernen. Und es erfordert Anstrengung und fleißiges Forschen. Die Philosophie hat noch nicht ihre ganze Aufgabe gelöst; nicht einmal die Verderbniß, deren man sich so eifrig befleißt, hat sich auf den höchsten Gipfel geschwungen. Klagen über vernachlässigtes Studium der Philosophie.

Siebentes Buch.

Von den Cometen.

1. Es ist wohl Niemand so geistlos und stumpfsinnig und an der Erde haftend, daß er sich nicht zur Himmelswelt erhübe und mit ganzer Seele aufraffte, zumal wenn eine ungewöhnliche, wundervolle Erscheinung am Himmel zu sehen ist. So lange freilich Alles seinen gewohnten Verlauf hat, verliert das Große der Ereignisse durch die Gewohnheit; denn das ist unsere Natur, daß das Alltägliche, mag es auch noch so bewundernswürdig seyn, [unbeachtet] an uns vorübergeht, die unbedeutendsten Erscheinungen dagegen, wenn sie nur nicht gewöhnlich sind, uns ein anziehendes Schauspiel gewähren. Und so bringt jene Schaar von Gestirnen, die den unermeßlichen Himmelsbau so herrlich schmücken, kein Zusammenlaufen der Leute hervor. Aber wenn an dem gewohn-

ten Gang etwas verändert ist, da gafft Alles den Himmel an. — Die Sonne sieht kein Mensch an, es sey denn, daß sie verfinstert ist. Den Mond beobachtet keine Seele, ausser wenn er verdunkelt ist. Dann erheben ganze Städte ein Geschrei, und es zittert jeder Einzelne in abergläubischer Götterfurcht. — Aber wie viel wichtiger ist's doch, daß die Sonne, wenn ich so sagen darf, eben so viel Schritte macht, als Tage, und den Jahreskreis mit ihrem Umlauf schließt, daß sie vom [Sommer-] Sonnenstillstand an sich zur Verkürzung der Tage wendet, daß sie vom Sonnenstillstand in ihrer Stellung sich abwärts neigt und den Nächten Zuwachs gestattet, daß sie die Sterne verbirgt, daß sie, obwohl sie um gar Vieles größer ist, als die Erde, diese doch nicht verbrennt, sondern nur erwärmt, indem sie ihre Wärme nach höhern oder geringern Graden mäßigt, und daß sie den Mond nie voll oder verdunkelt zeigt, ausser wenn er ihr gerade gegenüber steht. — Doch das beachtet man nicht, so lange es regelmäßig geht. Tritt aber eine Unregelmäßigkeit ein, oder läßt sich etwas Ungewöhnliches sehen, da ist's ein Gaffen, ein Fragen, ein Hinaufzeigen! So sehr liegt's in unserer Natur, mehr das Ungewohnte anzustaunen, als das Große. Das ist denn auch der Fall bei den Cometen. Wenn eine solche seltene und ungewohnt gestaltete Feuererscheinung sich zeigt, da will Jedermann wissen, was denn Das sey, und alles Andere vergessend, fragt man nur nach dem neuen Gast, und weiß nicht, soll man ihn bewundern oder fürchten. Denn es gibt schon Leute, die einen Lärm machen und wichtige Prophezeihungen daraus verkündigen. Deßhalb forscht man

denn, und möchte wissen, ob es ein Wunderzeichen sey, oder ein Gestirn. Und wahrlich, man kann nichts Herrlicheres untersuchen, und nichts Nützlicheres lernen, als die Natur der Himmelskörper und Gestirne, ob sie eine zusammengedrängte Flamme seyen, was theils unser Auge bestätigt, theils eben das von andern geborgte Licht (gewisser Körper), theils die von ihnen ausgehende Wärme; oder ob es keine feurigen Scheiben sind, sondern eine Art von massigen, erdähnlichen Körpern, welche, durch feurige Bahnen rollend, von diesen ihren Glanz und ihre Farbe haben, ohne von sich selbst hell zu seyn. Dieser Meinung waren große Männer, welche die Gestirne für Körper hielten, die aus harter Masse beständen und fremdes Licht genößen. Denn eine Flamme an und für sich, sagen sie, würde zerfließen, wenn sie nicht Etwas hätte, das sie hielte und wovon sie gehalten würde, und wäre sie nur ein feuriger Klumpen und nicht in einem festen Körper verwahrt, so hätte der Himmel in seinem Umschwung sie gewiß längst auseinander fahren lassen. —

2. Um dem auf die Spur zu kommen, wird es zweckmäßig seyn, zu untersuchen, ob die Cometen von derselben Beschaffenheit seyen, wie die Himmelskörper. Sie scheinen nämlich Einiges mit denselben gemein zu haben, den Aufgang und Niedergang, ja sogar, obschon sie nicht so zusammengedrängt sind, und einen langen Schweif haben, das Aussehen. Sie sind ja auch feurig und glänzend. Wenn also jene erdartige Körper sind, so werden's wohl diese auch seyn. Sind sie aber nichts Anderes, denn ein reines Feuer, und bleiben sie ihre sechs Monden lang stehen, ohne daß die *Umdrehung und schnelle* Bewegung des Himmels ihnen ihr

Bestehen nimmt, so können auch sie aus so feinem Stoffe bestehen, ohne daß der beständige Umschwung des Himmels sie auseinander rüttelt. Zu diesem Zweck wird es auch erforderlich seyn, daß man darüber in's Reine komme, ob der Himmel sich umdrehe und die Erde stehen bleibe, oder ob die Erde sich drehe, während der Himmel stehen bleibt. Manche haben nämlich behauptet, wir seyen es, die da, ohne es zu wissen, von der Natur [im Kreise herum] getragen werden, und der Aufgang und Niedergang [der Sonne und der Gestirne] komme nicht von der Bewegung des Himmels, wir selber gehen auf und unter.*) Die Sache verdient erwogen zu werden, damit man doch auch weiß, woran wir sind, ob wir einen ganz ruhigen, oder einen sehr rasch beweglichen Wohnsitz haben, ob die Gottheit Alles um uns her, oder ob sie uns herum treibt. — Nöthig aber ist, daß man die Cometen-Erscheinungen von frühern Zeiten her gesammelt habe. Denn bis jetzt kann wegen ihrer Seltenheit ihr Lauf noch nicht bestimmt und ausgemittelt werden, ob sie einen Wechsel beobachten und eine bestimmte Ordnung sie auf die bestimmte Zeit hervorführe. Es ist dieß eine neue astronomische Beobachtung, und die erst neuerdings in Griechenland eingeführt wurde.

5. Auch Democritus, der feinste Forscher unter allen Alten, spricht die Vermuthung aus, es gebe mehrere Sterne, welche laufen; aber er hat weder die Zahl derselben, noch ihre Namen angegeben, und man wußte [zu seiner Zeit] noch

*) Pythagoras und die Pythagoräer gingen in dieser Ansicht dem Nicolaus Copernicus voran. Vergl. Ahlers allg. Geographie der Alten. I., p. 412 f.

Nichts von den Bahnen der fünf Gestirne [Planeten]. Eudoxus *) war es, der zuerst diese Bewegung von Aegypten her in Griechenland bekannt machte. Dieser sagt jedoch Nichts von den Cometen. Woraus erhellet, daß auch bei den Aegyptern, die sich doch so vorzüglich mit Astronomie beschäftigten, dieses Fach nicht bearbeitet war. In späterer Zeit hat Conon, **) ebenfalls ein genauer Forscher, zwar die von den Aegyptern beobachteten Sonnenfinsternisse zusammengestellt, aber der Cometen nicht erwähnt, und er hätte es gewiß nicht übergangen, wenn er sichere Resultate von Forschungen hierüber bei ihnen vorgefunden hätte. Uebrigens sind auch zween Männer, ***) die bei den Chaldäern gelernt zu haben behaupten, mit einander uneinig, Epigenes und Apollonius Myndius, letzterer ein besonders geschickter Nativitätsteller. Dieser nämlich behauptet, die Cometen werden von den Chaldäern zu den Planeten gerechnet und man kenne ihre Bahnen. Epigenes dagegen sagt, die Chaldäer wüßten über die Cometen nichts Bestimmtes, und es scheine, daß dieselben durch eine Art von Wirbelwind in aufgeregter und in Schwingung versetzter Luft sich entzünden.

4. Zuvörderst wollen wir nun seine Ansichten aufstellen und widerlegen. Den meisten Einfluß auf alle Bewegungen in der obern Region scheint ihm der Stern des Saturnus

*) Eudoxus aus Cnidus in Carien, Plato's Zuhörer und dessen Begleiter auf der Reise nach Aegypten. 360. v. Chr.

**) Conon aus Samos, ein berühmter Mathematiker, welcher zu Alexandria lebte, um's Jahr 252 vor Chr.

***) *Epigenes und Apollonius von Myndos waren Zeitgenossen Seneca's.*

zu haben. Dieser, wenn er an die dem Mars zunächst stehenden Sternbilder streift, oder in die Nachbarschaft des Mondes tritt, oder in die Strahlen der Sonne hineinfällt, so zieht er, da er von Natur windig und frostig ist, an mehrern Stellen die Luft zusammen und ballt sie zu einer Kugel. Sodann, wenn er die Strahlen der Sonne angenommen hat, donnert und blitzt er. Und wenn sich auch der Mars mit ihm vereinigt, so schlägt er ein. Ueberdieß, sagt er, haben die Donnerkeile einen andern Stoff, als die Blitzerscheinungen. Nämlich die Ausdünstung der Gewässer und alles feuchten Stoffes bringt nur Glanzerscheinungen am Himmel hervor, welche schrecken ohne einzuschlagen; hingegen jener wärmere und trockenere Aushauch der Erde macht die einschlagenden Blitze. Die Feuerbalken und Himmelsfackeln aber, welche sich nur durch die Größe von einander unterscheiden, entstehen auf folgende Weise. — Wenn irgend eine Zusammenballung von Luft, die wir Wirbelwind nennen, feuchten und erdigen Stoff in sich verschließt, so sieht sie, wohin sie auch laufen mag, wie ein gestrecktes Feuer aus, und zwar so lange, als jene Zusammenhäufung von Luft dauert, welche eine Menge feuchten und erdigen Stoffes in sich führt.

5. Um bei der zuletzt erwähnten Unrichtigkeit anzufangen, so ist es falsch, daß die Himmelsfackeln und Feuerbalken durch einen Wirbelwind zum Vorschein kommen. Der Wirbelwind entsteht und geht ja in der Nähe der Erde. Deßhalb reißt er Bäume mit der Wurzel aus, und wo er sich hinwirft, entblößt er den Boden, Wälder und Häuser reißt er *manchmal* nieder, und ist in der Regel unter der

Wolken, in keinem Fall aber höher, als sie. Die Feuerbalken hingegen lassen sich in der höhern Region des Himmels sehen. Auf diese Weise stehen sie nie den Wolken entgegen. Ueberdieß raset der Wirbelwind schneller fort, als jede Wolke, und dreht sich im Kreise herum. Zudem hört er schnell auf und zerreißt sich selbst durch seine eigene Kraft. Die Feuerbalken aber schießen und fliegen nicht vorüber, wie die Himmelsfackeln, sondern verweilen sich, und scheinen nur auf einer Seite des Himmels. Auch Charimander *) in seinem Buch über die Cometen erzählt, Anaxagoras habe am Himmel ein gewaltiges und ungewöhnliches Licht von der Größe eines tüchtigen Balkens gesehen, und das habe viele Tage lang geleuchtet. Eine solche länglichte Feuergestalt, meldet Callisthenes, habe sich sehen lassen, ehe Buris und Helice vom Meere verschlungen wurden. Aristoteles behauptet, das sey kein Feuerbalken, sondern ein Comet gewesen; übrigens wegen der gar großen Glut habe es sich nicht als ein auseinander laufendes Licht [wie im Schweife der Cometen] gezeigt, aber im Verlauf der Zeit, als es nicht mehr so heftig brannte, habe es wieder wie ein Comet ausgesehen. Bei dieser Feuererscheinung war viel Merkwürdiges wahrzunehmen, — doch das Wichtigste ist, daß, als sie am Himmel erschien, sogleich Buris und Helice vom Meere bedeckt wurden. Hat nun aber Aristoteles nicht nur jene Erscheinung, sondern alle Feuerbalken für Cometen gehalten? Er macht die Unterscheidung, daß diese ein zusammenhängendes Feuer

*) Die Zeit, in welcher dieser Philosoph und Physiker schrieb, ist nicht genau bestimmt; in jedem Fall nach Aristoteles.

haben, die andern Erscheinungen aber ein flackerndes. Die Feuerbalken haben freilich eine gleichmäßige Flamme, die nirgends unterbrochen oder matt ist, an den äußersten Theilen aber zusammengedrängt, wie nach Callisthenes die eben erwähnte war.

6. Es gibt, sagt Epigenes, zwei Arten von Cometen. Die einen strömen ihre Glut nach allen Seiten hin aus, und verändern ihre Stelle nicht; die andern verbreiten ein unstätes Feuer, wie einen Schweif, auf eine Seite hin, und gehen an den Sternen vorüber, wie zu unsern Zeiten zween bemerkt wurden. Jene ersten, die nach allen Seiten hin einen Bart haben und unbeweglich sind, stehen in der Regel niedrig, und erzeugen sich durch die nämlichen Ursachen, wie die Feuerbalken und Himmelsfackeln, nämlich aus einer ungestümmen und in Unruhe gerathenen Luft, welche viel aus der Erde ausgehauchten dürren und feuchten Stoff hin und her kehrt. Es kann ja ein Luftzug, der sich durch einen engen Raum hinausgezwängt hat, die über ihm liegende Luft entzünden, wenn sie mit Nahrungsstoff für das Feuer angefüllt ist, dennoch kann er sie von der erleuchteten Stelle so weiter treiben, daß sie auf keinen Fall wieder zurückströmen und wiederkommen kann; sodann kann es sich am nächsten und den folgenden Tagen abermals erheben und den nämlichen Streifen wieder entzünden. Nehmen wir doch wahr, daß Winde mehrere Tage nacheinander regelmäßig wiederkehren. Auch Regen und andere Witterungserscheinungen kommen wie vorausberechnet wieder. Um aber seine Ansicht kurz auszudrücken, er ist der Meinung, diese Cometen entstehen *eigentlich auf die nämliche* Weise, wie die aus dem Wirbel

wind hervortretenden Feuer. Der Unterschied ist nur der, daß jene Wirbelwinde von oben her gegen die Erde herabgedrückt werden, diese [Cometen] aber sich von der Erde in die höhere Region erheben.

7. Dagegen hat man Vieles einzuwenden. Für's Erste: wenn ein Wind Schuld wäre, so würde niemals ein Comet ohne Wind erscheinen. Nun aber erscheint er auch bei der ruhigsten Luft. Sodann: wenn er durch einen Wind entstünde, so würde er auch mit dem Wind nachlassen; und finge er durch den Wind an, so würde er mit dem Wind wachsen, und wäre um so feuriger, je heftiger dieser wehte. Dazu kommt noch der Umstand: Der Wind berührt viele Seiten der Luft, der Comet erscheint nur an einer Stelle; der Wind kommt nicht hoch hinauf, die Cometen aber sieht man höher, als die Winde gehen können. —

Darauf geht er zu denjenigen [Cometen] über, von denen er sagt, sie haben mehr das eigentliche Aussehen eines Sternes, und die sich bewegen und an den Sternbildern vorübergehen. Und diese, behauptet er, entstehen auch aus denselben Ursachen, wie die, welche er die niedrigerstehenden nannte, der Unterschied sey nur der, daß die Erddünste, welche viel dürren Stoff bei sich führen, höher hinauf wollen, und in die erhabenern Himmelsregionen durch den Nordwind hinaufgetrieben werden. — Dagegen ist nur zu bemerken, wenn der Nordwind sie triebe, so müßten sie stets gegen Mittag laufen, wohin ja dieser Wind seine Richtung hat. Allein sie laufen in verschiedenen Richtungen, die einen gegen Morgen, die andern gegen Abend, alle aber in Krümmungen, und einen solchen Weg würde ihnen der Wind

nicht anweisen. Ferner: wenn jene Nordwinde durch d Zug von der Erde nach Oben gehoben würden, so würd bei andern Winden keine Cometen entstehen. Aber es en stehen doch welche.

8. Wir wollen nun seinen ersten Grund — er bedient sich ja beider, — widerlegen. Alles, was die Erde von feuchtem und trocknem Stoff aushaucht, das gibt, wenn es sich zusammengemacht hat, vermöge der widerstrebenden Natur dieser Stoffe, der Luft die Richtung, daß sie sich in einem Wirbel herumdreht. Jene Gewalt des sich herumdrehenden Windes sodann entzündet durch ihren Lauf, was sie in sich hinein rafft, und hebt es in die Höhe: und von dem durch den Druck entstandenen Feuer bleibt so lange ein Schein, als es nicht an nährendem Stoff fehlt; hört dieser auf, so verliert sich auch der Schein. — Wenn er dieß sagt, so denkt er nicht daran, was die Wirbelwinde für einen Lauf haben, und was für einen die Cometen. Jene haben einen stürmischen und heftigen Lauf, noch rascher als die eigentlichen Winde; der Lauf der Cometen ist sanft, und es ist unmerklich, wie weit sie im Verlauf eines Tages und einer Nacht gekommen sind. Ferner ist die Bewegung der Wirbelwinde unstät und nicht zusammengehalten, und, wenn ich mich eines Ausdruckes des Sallustius bedienen darf, strudelartig; die der Cometen aber ist regelmäßig, und auf der bestimmten Bahn fortschreitend. — Möchte wohl Jemand unter uns glauben, daß der Mond oder die fünf Gestirne [Planeten] vom Winde fortgerissen oder durch einen Wirbel im Kreise herumgetrieben werden? — Ich meine wohl nicht. *Warum?* Weil sie keinen regellosen und dem Zufall

ausgesetzten Lauf haben. Das Nämliche gilt von den Cometen. Sie waudeln nicht verworren und stürmisch, daß man glauben könnte, es seyen regellose und veränderliche Ursachen, wodurch sie in Bewegung gesetzt werden. Weiter: wenn auch jene Wirbel den erdigen und feuchten Stoff zusammenraffen und aus den Niederungen in die Höhe hin aufdrücken könnten: so würden sie ihn doch nicht über die Mondhöhe hinaufführen. Ihre ganze Kraft reicht nicht bis über die Wolkenregion hinaus. Die Cometen aber sehen wir, mitten unter der Sternenschaar in den höhern Regionen wandeln. Es ist daher nicht wahrscheinlich, daß auf eine solche Entfernung ein Wirbelwind fortwirke, denn je stärker er ist, desto zeitiger verzehrt er sich.

9. Man kann also annehmen, was man will: entweder ist seine Gewalt unbedeutend, — dann kann er nicht so hoch hinaufreichen, oder sie ist groß und heftig, — dann wird sie sich um so schneller selbst brechen. Außerdem steigen jene niedrigern Cometen, wie man meint, aus dem Grunde nicht höher hinauf, weil sie zu viel Erdstoff haben. Ihre Schwere hält sie in den nächsten Umgebungen. Eben deshalb müssen dann aber gerade die andern, länger daurenden und höhern Cometen noch weniger Mangel an Stoff haben. Denn sie würden ja nicht länger sichtbar seyn [als die andern], wenn sie nicht durch mehr Nahrungsstoff erhalten würden. Ich sagte so eben, der Wirbelwind könne nicht lange andauern und sich nicht über den Mond hinauf und bis in die Sternregion erheben. Der Wirbelwind wird *nämlich durch* das Ringen mehrerer Winde mit einander *hervorgebracht. Dieses kann* nicht lange anhalten. Denn

um die unstäte und unentschieden wehende Luft sich zusam-
ngeballt hat, weicht am Ende die allgemeine Masse einem
igen Zug. Ein bedeutender Sturm ist aber nie von
uer. — Die Stürme, je mehr sie Kraft haben, halten
sto kürzere Zeit an. Wenn die Winde auf den höchsten
ad gestiegen sind, lassen sie mit all ihrer Heftigkeit nach.
rade durch eine solche [allgemeine] Aufregung müssen sie
f ihre eigene Zernichtung hinarbeiten. Daher hat man
einen Wirbelwind einen ganzen Tag lang bemerkt, nicht
mal eine Stunde lang. Ausserordentlich ist seine Schnel-
keit, aber auch ausserordentlich seine Kürze. Ueberdieß
ibt er sich heftiger und schneller auf der Erde und in ihrer
ähe umher, je höher er ist, desto weniger ist er gebun-
n und gespannt, und deshalb zerstreut er sich. Dazu
mmt, daß er, wenn er auch am höchsten stiege, wo die
terne ihre Bahn haben, doch in jedem Fall durch die
ewegung, welcher das All folgt, aufgehoben würde. Denn
is ist rascher, als jene Umdrehung des Himmels. Durch
ese würde die vereinigte Gewalt aller Winde zersprengt
rden, und die ersten und starken Fugen der Erde, ge-
weige denn ein Theilchen von der sich in sich selbst herum-
ehenden Luft.

10. Zudem kann ja ein durch Wirbelwind hervorge-
achtes Feuer nicht in der Höhe bleiben, es müßte denn
r Wirbelwind selbst bleiben. Was ist aber so unglaublich,
s ein langes Anhalten bei einem Wirbelwind? Muß ja
ch in jedem Fall eine Bewegung durch eine entgegengesetzte
ewegung unterliegen. Jene Region hat ja schon ihre ei-

gene Kreisbewegung, die den ganzen Himmel mit herum nimmt,

Und rasch wälzend im Umschwung ziehet die hohen Gestirne. *)

Und wenn je eine längere Frist zugegeben werden könnte für die Cometen, [die durch das Feuer, das sich aus dem Wirbelwind entwickelt, hervorgebracht werden sollen] was aber auf keine Weise angeht: was wollte man denn von denjenigen Cometen sagen, die sich immer sechs Monate lang sehen ließen? Ferner müßten zwei Bewegungen in einer und derselben Region stattfinden; für's Erste jene göttliche und unaufhörliche, [der Gestirne] die ihr Werk ohne Unterlaß verrichtet; und für's Zweite eine ungewöhnliche und neue, die durch Wirbelwinde veranlaßt wäre. So müßte denn nothwendig eine die andere hindern. — Es ist aber doch jener Kreislauf des Mondes und die Bewegung der andern über dem Monde dahinwandelnden Gestirne unabänderlich, und es ist nirgends ein Anstoß, ein Widerstand, und wir haben keinen Grund zu vermuthen, daß sich irgend ein Aufenthalt entgegenstelle. Keinen Glauben verdient es [daher], daß ein Wirbelwind, die gewaltsamste und unruhigste Art von Lufterscheinungen, mitten in die Reihen der Gestirne hineindringe und sich unter den geordneten und ruhigen [Himmelskörpern] umhertriebe. Wir wollen wohl glauben, daß durch den sich herumtreibenden Wirbelwind ein Feuer entzündet werde, und dieses in die Höhe getrieben, uns Etwas, wie ein langes Gestirn, vermuthen und sehen lasse. Aber

*) *Vergl.* Ovid's Verwandlungen II, 71.

ich denke, es muß bloß doch wohl von derselben Beschaffenheit seyn, wie Das, wodurch das Feuer hervorgebracht wird. Ein Wirbelwind nun sieht man etwas Rundes. Er dreht sich ja um einen und denselben Punkt herum, und wälzt sich, wie eine Säule, die sich herumtreibt. Folglich müßte ihm auch das Feuer ähnlich seyn, das er in sich verschloß. Allein es ist lang und auseinandergehend, und sieht gar nicht wie kreisförmig aus.

11. Verlassen wir nun den Epigenes, und gehen die Ansichten Anderer durch! Bevor ich aber damit anfange, muß ich besonders vorausbemerken, daß sich die Cometen nicht nur auf einer Seite des Himmels blicken lassen, und nicht nur im Thierkreis, sondern sowohl im Osten als im Westen, am häufigsten jedoch in der Nordgegend. Ihre Gestalt ist nicht immer dieselbe. Denn obwohl die Griechen unterscheiden zwischen solchen, bei denen die Flamme bartartig herunterhängt, und zwischen solchen, die auf alle Seiten hin wie ein fliegendes Haar haben, und zwischen solchen, die zwar ein (umher ausstrahlendes) zerstreutes, aber doch in einem Kern sich vereinigendes Feuer zeigen, so haben diese alle doch einen und denselben Charakter, und werden mit gutem Grund Cometen [Haarsterne] genannt. Allein da die Gestalten derselben erst wieder nach langer Zeit zu beobachten sind, so hält es schwer, sie unter einander zu vergleichen. Ja selbst zu der Zeit, wo sie sich sehen lassen, sind die Beobachter nicht einig, was es mit ihnen für eine Bewandtniß habe; sondern je nachdem der Eine oder der Andere ein schärferes oder schwächeres Auge hat; behauptet er auch, es sey einer mehr lichtfarb oder mehr röthlich, un

der Schweif sey mehr einwärts gedrängt, oder vertheile sich mehr auf die Seite. Doch es mögen solche Unterschiede stattfinden oder nicht, nothwendig müssen die Cometen doch auf eine und dieselbe Weise entstehen. Darüber aber muß man einmal im Reinen seyn, daß sich unregelmäßiger Weise eine ungewöhnliche Sternart sehen lasse, mit einem ausstrahlenden Feuer um sich her. Manche Aeltere nehmen folgende Entstehungsweise an: Wenn von den Irrsternen sich einer an einen andern anhängt: so fließe das Licht von beiden zusammen, und bilde die Gestalt eines verlängerten Sterns. — Und dieß [sagen sie] ist nicht nur dann der Fall, wenn ein Stern den andern berührt, sondern schon wenn er sich demselben nähert. Der Zwischenraum nämlich, der zwischen beiden ist, wird von dem einen wie von dem andern erleuchtet und feurig gemacht, und bildet ein langes Feuer.

12. Diesen habe ich Das entgegenzuhalten, daß es eine bestimmte Zahl von Wandelsternen gibt, daß aber zu einer und derselben Zeit zugleich jene erscheinen und ein Comet. Dadurch wird es denn offenbar, daß nicht durch das Zusammentreffen von jenen der Comet entsteht, sondern daß er etwas Eigenes und für sich Bestehendes ist. — Tritt ja bei alle dem doch häufig der Fall ein, daß ein Stern unter den Punkt eines höhern Sternes zu stehen kommt: es steht ja manchmal der Saturnus über dem Jupiter, und der Mars schaut in gerader Linie auf die Venus oder auf den Mercurius herab; aber um dieses Laufes willen, wenn schon der eine unter den andern zu stehen kommt, entsteht doch kein Comet; sonst müßte alle Jahre einer kommen, denn

jedes Jahr sind diese oder jene Sterne in demselben Zeichen mit andern.

Wenn ein über einem andern stehender Stern einen Cometen hervorbrächte, so würde dieser in einem Augenblick aufhören zu seyn. Denn mit dem Durchgang geht es gar sehr schnell. Deshalb ist jede Verfinsterung eines Gestirns von kurzer Dauer, weil eben der Lauf, der sie herbeigeführt hatte, sie auch schnell wieder aufhebt. Wir nehmen wahr, daß es nur eine kurze Zeit ansteht, so ist die Sonne und der Mond nach dem Anfang ihrer Verfinsterung wieder frei: und wie viel schneller muß es bei so bedeutend kleinern Sternen mit dem Durchschreiten gehen? Die Cometen bleiben ja aber wohl sechs Monden lang: das wäre nicht der Fall, wenn sie durch das Zusammentreffen von zwei Sternen hervorgebracht würden. Diese können ja doch nicht lange an einander seyn, und das Gesetz ihrer eigenthümlichen Schnelligkeit muß sie ja immer vorwärts treiben. Ueberdieß kommt es uns freilich wohl so vor, als ob sie bei einander wären; sie sind übrigens [in der Wirklichkeit] durch ungeheure Zwischenräume von einander getrennt. Wie kann also ein Stern sein Licht bis zum andern schicken, so daß beide verbunden zu seyn schienen, da ungeheure Strecken zwischen ihnen liegen? „Das Licht von zwei Sternen, entgegnet man, vermischt sich, und dann sieht es aus, als ob's Eines wäre, nämlich auf die Art, wie das Gewölke röthlich wird durch die Annäherung der Sonne, wie es in der Abend- oder Morgenbeleuchtung lichtgelb ist, wie der Regenbogen gleichfalls nur durch die Sonne seine bunt weck-

senden Farben bekommt." — [Allein] Dieß Alles ist die Wirkung einer großen Kraft; ist's ja doch die Sonne, welche diese Beleuchtungen hervorbringt. Die Sterne können Das nicht so. Sodann entsteht Dieß Alles nur unterhalb des Mondes in der Erdnähe. Was weiter oben ist, ist rein und fleckenlos, und hat immer seine eigenthümliche Farbe. Ueberdieß wenn so Etwas der Fall wäre, so wäre es ohne Dauer und würde auf der Stelle wieder verlöschen, wie die Kreise, welche die Sonne oder den Mond umgeben, in einem Augenblick vergehen. Auch der Regenbogen hält ja nicht lange. Wenn es so Etwas wäre; wodurch der Zwischenraum zwischen zwei Sternen ausgefüllt würde, so müßte es auch so schnell wieder vergehen. In keinem Fall würde es so lange bleiben, als die Cometen sich aufzuhalten pflegen. Die Sterne haben ihre Bahn innerhalb des Thierkreises, an diesen Kreis halten sie sich, aber die Cometen sieht man überall. Sie haben eben so wenig eine bestimmte Zeit, zu der sie erscheinen, als es eine Stelle gibt, über die sie etwa nicht hinausgingen.

13. Dagegen bringt Artemidorus vor, diese fünf Sterne [Planeten] seyen nicht die einzigen, welche wandeln, sondern die einzigen, die man beobachtet habe. Uebrigens gehen unzählige auf verborgener Bahn, die uns entweder wegen ihres nicht hellen Lichtes unbekannt seyen, oder weil ihre Kreise eine solche Stellung haben, daß sie erst dann sichtbar werden, wenn sie [der Erde am nächsten] an die äußersten Punkte dieser Kreise gekommen seyen. Daher kommen uns dann, wie er behauptet, ungewöhnliche Sterne zu Gesichte, die ihr Licht mit den Fixsternen vermischen; und

ein größeres Feuer vor sich her ausströmen, als es bei den Sternen gewöhnlich ist. Dieß ist unter den Nichtigkeiten, die er vorbringt, das Unbedeutendste: seine ganze Himmelstheorie ist eine unverschämte Lüge. Denn wenn wir ihm glauben, so ist der oberste Himmelsrand ganz massig, wie ein Haus gevestet, und von hohem und dichtem Stoffe, aus vereinigten und zusammengehäuften Atomen gebildet. Die ihm zunächstliegende Oberfläche ist feurig und so fest auf einander liegend, (lückenlos) daß sie nicht aufgelöst und beschädigt werden kann. Doch hat sie eine Art von Luftlöchern und gleichsam Fenster, durch welche von der äußern Seite des Himmels her die Feuer einströmen, die aber nicht so groß sind, daß sie im Innern eine Unordnung anrichten. Und eben so gehen dieselben vom Himmel aus nach Außen. Und so sind jene ungewöhnlichen Erscheinungen aus jener über den Himmel hinausliegenden Materie geflossen. — Dieß in seiner Nichtigkeit darstellen zu wollen, — wäre Spiegelfechterei. *)

14. Wenn mir doch der gute Mann, der über die Welt eine so feste Zimmerdecke wölbt, nur sagen möchte, warum wir ihm denn glauben sollen, daß der Himmel eine so dicke Masse sey! Was war es denn doch, das so massige Körper dort hinauf brachte und sie dort fest hält? Sodann, was von solcher Dicke ist, muß nothwendig auch von großer Schwere seyn. Wie bleibt denn nun das Schwere in der Luft? Wie kommt's, daß jene Masse nicht herabkömmt und

*) Wörtlich: die Hand üben und mit den Armen in den Wind schlagen — ohne Gegner sich im Fechten üben.

sich durch ihre eigene Last zerbricht? Denn Das ist doch nicht möglich, daß eine solche Gewichtlast, wie er annimmt, schwebe und auf etwas Gewichtlosem ruhe. Auch läßt sich nicht wohl behaupten, es sey von außenher irgend ein Halt, so daß sie nicht fallen könne; und wiederum auch nicht, es sey in der Mitte etwas Entgegenstehendes, das die herdrückende Masse auffange und stütze. Ueberdieß wird wohl Niemand zu behaupten wagen, der Himmel laufe durch den unermeßlichen Raum, und falle zwar, aber es sey nicht bemerkbar, ob er falle, weil sein Stürzen ein ewiges, und nichts Aeußerstes da ist, woran er anstieße. Solches haben Einige [Pythagoräer] von der Erde behauptet, da sie sich nicht erklären konnten, nach welchen Gesetzen in der Luft eine schwere Masse stehen sollte. — Sie läuft, sagten sie, immer, aber ihr Fallen ist nicht wahrzunehmen, weil Das, in was sie fällt, unendlich ist. —

Womit willst du denn aber ferner beweisen, daß nicht nur fünf Sterne sich bewegen, sondern daß es viele solche gebe und in vielen Regionen des Himmels? Oder wenn dieß auch ohne einen annehmbaren Beweis gilt: so kann man entgegnen: Warum sollte man nicht auch behaupten können, es bewegen sich entweder alle Sterne oder keiner? Ueberdieß nützt es dich aber Nichts, daß die Sterne so schaarenweise unter einander umherlaufen sollen. Denn je mehr ihrer wären, desto öfter müßten sie auf einander stoßen. Die Cometen sind aber selten, und erregen deshalb unsre Bewunderung. Wirst du nicht durch alle Jahrhunderte widerlegt, *in* denen man solcher Sterne Aufgang merkwürdig gefunden und für die Nachwelt aufgezeichnet hat? —

15. Nach de Tode des Syrerkönigs Demetrius, *) deſſen Söhne Demetrius und Antiochus waren, kurz vor dem Achäiſchen Kriege, erſchien ein Comet, der nicht kleiner war, als die Sonne. Zuerſt war er eine feurige und röthliche Scheibe, die ein helles Licht ausſtrahlte, ſtark genug, um durch die Nacht hindurchzuleuchten. Darnach zog ſich ſeine Größe allmählig zuſammen und es verſchwand ſeine Helle. Zuletzt aber verging er ganz. Wie viel Sterne müßten wohl da zuſammenkommen, um eine ſolche Maſſe zu bilden? Stelle tauſend zuſammen, ſie werden dieſer Sonnengeſtalt nicht gleichkommen. Unter dem König Attalus **) erſchien ein Comet, der Anfangs nicht gar groß war. Sodann hob und breitete er ſich aus, und kam bis in den Aequinoctialkreis, ſo daß er jenem Himmelsſtrich, der die Milchſtraße heißt, in's Unermeßliche ſich ausdehnend, gleich ward. Wie viel Wandelſterne müßen wohl da zuſammengekommen ſeyn, daß ſie einen ſo langen Strich des Himmels mit ununterbrochenem Feuer ausfüllen könnten?

16. So viel gegen den Beweis; noch habe ich gegen die Zeugen zu ſprechen. Und es braucht nicht viel Umſtände, den Ephorus als Gewährsmann anzufechten, ***) er iſt ein Geſchichtſchreiber. Manche wollen ſich durch Erzählung un-

*) Demetrius Soter, geſt. 151. vor Chr. Ol. 157, 2.

**) Olymp. 135, 2. vor Chr. 239.

***) Ephorus aus Cumä in Aeolis, hatte den Iſocrates zum Lehrer. Er ſchrieb ein univerſalhiſtoriſches Werk, das den Zeitraum von 1091 bis 341. vor Chr. enthält, und verloren gegangen iſt. Nicht alle Alten halten ihn für ſo unglaubwürdig, wie Seneca.

ausblicher Dinge beliebt machen, und ziehen Leser an, die ihnen keine Aufmerksamkeit schenken würden, wenn man ihnen nur mit alltäglichen Dingen käme. Manche sind leichtgläubig, Manche nachlässig, bei Manchen schleicht sich eine Lüge ein, Manche haben ihr Wohlgefallen daran. Die Einen vermeiden sie nicht, die Andern gehen darauf aus. Und das gilt im Allgemeinen von der ganzen Klasse dieser Leute, welche nicht meint, daß ihre Arbeit Beifall finden und beim Volk beliebt werden könne, wenn sie nicht mit Lügen gespickt wird. Ephorus aber nimmt es mit der Wahrheit nicht sonderlich genau, und ist bald der Betrogene, bald der Betrüger, so wie er denn von dem Cometen, den die Augen aller Sterblichen beobachtet haben, weil er ungemein wichtige Begebenheiten zur Folge hatte, und durch seinen Aufgang Helice und Buris in's Meer senkte, die Behauptung aufstellt, es habe sich derselbe in zween Sterne geschieden; — davon weiß aber Niemand Etwas, als er. Denn Wer hätte doch gerade auf den Augenblick Acht haben können, in welchem der Comet sich auflöste und zwei Theile aus ihm wurden? Und wenn Jemand wirklich den Cometen sich in zwei Theile spalten sah, warum hat denn Das Niemand bemerkt, wie er aus zwei Theilen entstand? Und warum hat er denn nicht beigesetzt, in was für Sterne derselbe getheilt ward, da er doch einer von den fünf Sternen seyn sollte? —

17. Apollonius aus Myndus [in Karien] ist der entgegengesetzten Meinung. Er behauptet nämlich, es entstehe nicht ein Comet aus mehrern Irrsternen, sondern manch Cometen seyen Irrsterne. — Es ist, sagt er, nicht ein trügender Schein, und nicht ein Feuerschein, der von dem n

hen Zusammentreffen zweier Sterne herrührt, sondern der Comet ist auch ein eigenes Gestirn, wie das der Sonne oder des Mondes. Seine Gestalt ist von der Art, daß sie nicht in's Runde geht, sondern etwas gestreckt und in's Lange gezogen. Uebrigens ist seine Bahn nicht zu schauen: er durchzieht die höhern Regionen des Himmels, und ist erst dann sichtbar, wenn er in die unterste Gegend seines Laufes kommt. Auch dürfen wir nicht meinen, den man unter Augustus sah, der sey der nämliche, welcher wieder unter Claudius bemerkt wurde, oder der, so unter dem Kaiser Nero erschien, und die Cometen aus ihrem übeln Ruf brachte, *) sey dem ähnlich gewesen, der nach der Ermordung des vergötterten Julius [Cäsar] an den Festspielen der Venus Genetrix um die eilfte Stunde des Tages **) aufging. Es gibt viele und verschiedene, ungleich an Größe, unähnlich an Farbe. Die einen haben eine Röthe, ohne irgend ein Licht; die andern eine Weiße und ein reines klares Licht, wieder andere eine Flamme, und zwar nicht rein und dünn, sondern viel dunstige Gluth um sich her verbreitend. Manche sind blutroth, schröckhaft, und deuten auf nachfolgendes Blutvergießen, diese vermindern und vermehren ihr Licht, gleichwie andere Gestirne, — und sind, wenn sie weiter herabkommen, heller, und erscheinen in der Nähe größer; wenn sie aber umkehren, werden sie kleiner und dunkler, weil sie sich weiter wegziehen.

*) Es war Volksmeinung, daß die Cometen eine Regierungsveränderung bedeuten.

**) Also gegen Sonnenuntergang. Plinius, hist. nat. II, 25 berichtet: „Abends, da die Sonne schon untergegangen war.

18. Dagegen ist sogleich zu erwiedern, es sey k
Cometen nicht derselbe Fall, wie bei andern Sternen.
Cometen nämlich sind an dem ersten Tage ihres Ersch
am größten; sie sollten nun freilich zunehmen, je nä
herbeikämen. Allein es ist nun einmal so, daß es mit
bleibt, wie man sie das erstemal sieht, bis sie zu ver
anfangen. — Sodann gilt gegen ihn [den Apollonius
Nämliche, was gegen die früher Erwähnten gesagt
Wäre der Comet ein Wandelstern und ein eigentliche
stirn: so würde er sich innerhalb der Grenzen des
kreises bewegen, innerhalb dessen jedes Gestirn seine
findet. Nie scheint ein Stern durch den andern durch
ser Auge kann nicht mitten durch ein Gestirn hindurch
gen, so daß es durch dasselbe weiter in die obern Re
hineinschaute. Durch den Cometen aber sieht man
wie durch eine Wolke, was weiter dahinten ist, wora
hellet, daß er nicht ein Gestirn ist, sondern ein unbes
der und unordentlicher Feuerschein.

19. Unsers Zeno's Ansicht ist diese: es neige
meint er, Sterne zusammen und vereinigen ihre Str
durch diese Verbindung des Lichts entstehe das Bild
länglichten Sternes. Daher halten Einige dafür, die
ten seyen Nichts, sondern ihre Erscheinung werde dur
Wiederschein von Gestirnen, die sich nahe seyen, oder
die Vereinigung solcher, die mit einander zusammens
bewirkt. — Manche sagen, sie seyen allerdings Etwas
sie haben ihre eigenen Bahnen, und lassen sich nach be
ten Zeiträumen immer wieder sehen. Manche lass
wohl für Etwas gelten, aber man sollte sie nicht G

nennen, weil sie vergehen und nicht lange dauern, und nach kurzem Verweilen zerstieben.

20. Dieser Ansicht sind die Meisten der Unsrigen, und sie denken dabei das Richtige nicht zu verfehlen. Wir sehen ja, daß sich in der Luft verschiedene Arten von Feuerscheinen erzeugen, und daß bald der Himmel glüht, bald

Mächtige Streifen von Flammen am Himmelsrücken erscheinen, *)

bald Himmelsfackeln mit weitausgedehntem Feuer dahinfahren. Sodann die Blitze, obwohl sie vermöge ihrer ausserordentlichen Geschwindigkeit zu gleicher Zeit das Auge blenden und wieder frei machen, sind Feuerscheine einer in Reibung versetzten Luft, welche in großer Gewalt an sich selbst anschlägt. Deshalb leisten sie auch keinen Widerstand, sondern wenn sie getrieben werden, strömen sie aus, und es ist mit ihnen sogleich vorbei. Andere Feuerscheine aber bleiben lange, und gehen nicht eher weg, als bis aller Nährstoff, wovon sie sich erhielten, aufgezehrt ist. — Hieher gehören jene vom Posidonius aufgezeichneten Wunderdinge, brennende Säulen und Schilde, und andere ganz besonders auffallende Flammenerscheinungen, auf die man nicht achten würde, wenn sie gewöhnlich und regelmäßig vorkämen. Aber Jedermann staunt über Das, was aus der Höhe herab einen plötzlichen Feuerschein wirft, mag es nun ein vorübergehender Schimmer seyn, oder mag es in der zusammengepreßten und in Gluth versetzten Luft, als ein Wunderding stehen bleiben. — Und hat sich denn nicht schon manchmal eine

*) Vergl. Virgil vom Landbau I, 367. und Seneca's Naturbetrachtungen I, 14.

Lücke in dem zurücktretenden Aether geöffnet und ein we verbreitetes Licht in einer Vertiefung? Da könnte mo ausrufen: Was ist Das?

— — im mitten stey' ich geöffnet den Himmel *)
Und die Sterne wandeln am Pol, — —

wie sie zuweilen aus unerwarteter Nacht hervorglänzen u mitten durch den Tag hindurchbrechen. — Allein damit h es eine andere Bewandtniß, daß diese zu einer ungehörig Zeit in der Luft erscheinen, da man ja schon weiß, daß vorhanden seyen, wenn sie auch versteckt sind. Viele Com ten sehen wir nicht, weil sie durch die Sonnenstrahlen ve dunkelt werden; und Posidonius meldet, es habe sich b einer Sonnenfinsterniß ein Comet sehen lassen, den die Nä der Sterne verdeckt hatte. Oft aber sieht man, wenn d Sonne untergeht, ein zerstreutes Feuer nicht ferne von ih Der Stern selbst nämlich wird von der Sonne überstrah und kann deshalb nicht gesehen werden; aber sein Haa schweif weicht den Sonnenstrahlen aus.

21. Die Unsrigen nehmen also an, die Cometen we den, wie die Himmelsfackeln, wie die Trompeten und Feue balken und andre Erscheinungen am Himmel von dicht Luft erzeugt. Daher zeigen sie sich am häufigsten geg Norden, weil dort am meisten unbewegte Luft ist. — Ab warum bleibt denn der Comet nicht stehen, sondern läu fort? Das will ich erklären. Er geht wie alles Feuer s ner Nahrung nach; denn obwohl er in die Höhe strel geht er doch, wenn es ihm an Stoff gebricht, zurück u

*) Virgil's Aeneide IX, 20. 21.

abwärts. Er macht sich in der Luft auch nicht rechts oder links, denn er hat keinen Weg, sondern wohin ihn die Ader seines Nahrungsstoffes zieht, da schleicht er sich hin, und er hat nicht, wie ein Stern, seinen Gang, sondern er frist sich fort, wie ein Feuer. — Aber warum bleibt er denn eine lange Zeit sichtbar, und verlischt nicht gleich wieder? Der, den wir unter Nero's heilvoller Regierung sahen, ließ sich ja sechs Monden lang schauen, und nahm gerade die entgegengesetzte Richtung von dem unter Claudius. Dieser nämlich erhob sich von Norden dem Scheitelpunkt zu und wandte sich gegen Osten, wo er immer dunkler wurde; jener fing in der nämlichen Gegend an, aber nach Westen gewendet, zog er sich gegen Süden, und verschwand uns daselbst aus den Augen. Der eine — so ist dieß zu erklären — hatte der niedrigern und für das Feuer mehr geeigneten Region nachzugehen; der andere dagegen hatte eine [für die Nahrung des Feuers] reichlicher und besser ausgestattete Bahn. Wenn sie nun also herabkommen, so ist es der Stoff, der sie anzieht, nicht der Weg. Dieser war ja bei den beiden, die wir beobachten, der entgegengesetzte, da der eine sich rechts bewegte, der andere links. Dagegen haben alle Sterne ihren Lauf auf eine und dieselbe Seite, nämlich dem Lauf des Himmels gerade entgegen. Dieser nämlich rollet von Aufgang gegen Niedergang; jene aber gehen von Niedergang gegen Aufgang. Und so haben sie eine gedoppelte Bewegung, die ihrer eigenen Bahn, und die andere, welche sie mit sich fortreißt.

22. Ich pflichte den Unsrigen nicht bei. Denn ich halte nicht dafür, daß der Comet ein augenblickliches Feuer ist

sondern daß er zu den ewigen Werken der Natur gehöre. Für's Erste ist Alles, was die Luft erzeugt von kurzer Dauer. Es entsteht ja in einem flüchtigen und stets sich verändernden Körper. Wie kann denn in der Luft Etwas lange das Nämliche bleiben, während die Luft selbst nie dieselbe bleibt? Sie ist immer in einem fließenden Zustand und hat nur kurze Ruhe. In einem Augenblick nimmt sie eine andere Beschaffenheit an, als sie zuvor gehabt. Bald ist sie regnerisch, bald heiter, bald zwischen Beidem wechselnd, und die Wolken, die mit ihr am meisten gemein haben, in welche sie sich einschließt, und aus welchen sie entbunden wird, sammeln sich bald, bald brechen sie, niemals lagern sie sich unbeweglich. Es ist unmöglich, daß ein Feuerschein regelmäßig in einem unstäten Körper seinen Platz behaupte, und so unvertrieben hafte, wenn ihn nicht die Natur so eingerichtet hat, daß er nicht aus seiner Ruhe gebracht werden kann. Sodann wenn sein Verweilen von seinem Nahrungsstoff abhinge, so ginge er immer abwärts. Denn die Luft ist ja um so dichter, je näher sie der Erde ist: nun aber senkt sich der Comet nie bis in die unterste Sphäre, und kommt nicht dem Boden nahe. In jedem Falle geht ein Feuer entweder dahin, wohin seine Natur strebt, nämlich in die Höhe; oder dahin, wohin es der Stoff zieht, an den es sich hängt und den es verzehrt.

23. Ein ordentliches und himmlisches Feuer nimmt niemals einen krummen Weg. Dem Gestirn ist es eigen, daß es eine Kreisbahn macht. Ob nun andere Cometen Das etwa nicht gethan haben, weiß ich nicht: die beiden in unserm Zeitalter haben es gethan. — Ferner: Alles, was

durch eine in der Zeit liegende Ursache entzündet wird, schnell wieder auf. So glühen die Himmelsfackeln, so la eben ihr Uebergang währt; so haben die Blitze eben für einen einzigen Schlag Kraft; so fliegen die sogenann Sternstreifen [Quersterne] oder Sternschnuppen eben vorül und durchschneiden die Luft. Kein Feuer hat Bestand auß in seiner Sphäre, und ich meine gerade jene göttlichen Feue die ewig sind am Himmel, weil sie Theile und Werke vo ihm sind. Diese aber haben eine Bestimmung, und wandel und behalten ihren ununterbrochenen Lauf und bleiben sic gleich. Sie müßten ja Tag für Tag größer oder kleine werden, wenn ihr Feuer ein angesammeltes und aus einer augenblicklichen Ursache entstandenes wäre. Da wäre es wohl kleiner oder größer, je nachdem es vollere oder kärg lichere Nahrung erhielte. Ich sagte vurhin, Nichts sey von langer Dauer, was sich durch verdorbene Luft entzündet habe; nun füge ich weiter bei. Es kann Solches auf keine Weise verweilen und feststehen. Denn die Himmelsfackel und der Blitz und die Sternschnuppe, und was sich sonst von Feuer in der Luft erzeugt, ist im Uebergang begriffen; und man sieht es nur, indem es fällt. Der Comet hat seine eigenthümliche Stellung, und deshalb wird er nicht alsbald hinweggetrieben, sondern durchmißt den ihm angewiesenen Raum, und löscht nicht aus, sondern geht aus unserm Ge sichtskreis. Man wendet ein: wenn er ein Wandelstern wäre, so müßte er im Thierkreis stehen. — Aber Wer kann den Sternen einen einzig möglichen Pfad bestimmen? Wer das Göttliche in enge Grenzen einzwängen? Haben ja doch auch die Gestirne, die man einzig für beweglich hält, andere

wieder andere Kreisbahnen. Warum sollte es nun nicht
welche geben können, die sich einen eigenen, von jenen
fernten Weg gebahnt haben? Warum sollte in irgend ei-
Region des Himmels nicht durchzukommen seyn? Setzest
dir aber in den Kopf, es müsse jeglicher Stern den
Thierkreis berühren: nun so kann ja der Comet eine so
weite Kreisbahn haben, daß er theilweise doch in jenen hin-
einfällt: was freilich nicht gerade nothwendig, wohl aber
möglich ist. —

24. Es kommt sehr darauf an, ob es nicht der Größe
des Himmels mehr angemessen wäre, daß er in viele Bah-
nen abgetheilt sey, und nicht nur diesen einzigen Pfad [gleich-
sam] abnütze, seinen übrigen Theilen nach aber brach liege.
— Glaubst du denn, daß an diesem so großen und so schö-
nen Bau unter den unzählbaren Sternen, die mit buntem
Reize die Nacht schmücken, die die Luft nicht leer und un-
benützt lassen, nur fünf seyen, die sich rühren dürfen, daß
aber die andern stehen bleiben, eine angeheftete und unbe-
wegliche Schaar? Wenn man mich aber hiebei fragte: wa-
rum denn nicht, wie bei jenen fünf Sternen, so auch bei
diesen ein Lauf beobachtet worden sey? so würde ich dar-
auf erwiedern: Es gibt Manches, wovon wir behaupten,
daß es sey, ohne daß wir wissen, wie es sey. Daß wir
eine Seele haben, nach deren Willen wir angetrieben und
zurückgehalten werden, wird Jedermann zugestehen: jedoch
was die Seele sey, diese unsre Regiererin und Beherrsch-
rin, das wird dir eben so wenig Jemand erklären, als w
sie sey. Der Eine wird sagen; sie sey ein geistiges Wes
der Andere; eine Art von Harmonie, der Dritte, eine g

liche Kraft und ein Theil der Gottheit, wieder ein Anderer, eine ganz feine Luft; und noch ein Anderer, ein unkörperliches Wirkungsvermögen. Es mag wohl auch Einer sagen, sie sey Blut, und ein Anderer, sie sey Wärme. So unmöglich ists der Seele, über andere Dinge im Klaren zu seyn, daß sie sich selber noch zu untersuchen hat.

25. Was wundern wir uns also, daß die Cometen, ein so seltenes Schauspiel am Himmel, noch nicht nach bestimmten Gesetzen erfaßt sind, und daß man ihre Anfänge und ihr Aufhören noch nicht kennt; da sie erst nach so gewaltigen Zwischenzeiten wieder erscheinen? Es sind noch keine fünfzehnhundert Jahre, seitdem Griechenland

— — Zahl den Sternen und Namen bestimmt. *)

Und noch heut zu Tage gibt es manche Völker, die den Himmel nur kennen, wie sie ihn anschauen, und die noch nicht wissen, warum der Mond verfinstert und beschattet werde. Und es ist nicht lange her, daß dieß auch bei uns erst sicher berechnet worden ist. Es wird eine Zeit kommen, wo, was jetzt verborgen ist, durch die Zeit und durch die Forschungen langer Jahrhunderte an's Licht gezogen wird. Zur Untersuchung so großer Dinge reicht ein Menschenleben nicht hin, und wenn es sich einzig mit dem Himmel beschäftigte. Und man theilt die wenigen Jahre erst nicht einmal zu gleichen Theilen, zwischen Studien und Thorheiten.

*) Vergl. Virgil vom Landbau I, 137., wo von dem silbernen Zeitalter die Rede ist, da Titan Hyperion, Prometheus und Atlas die Sternkunde aufbrachte. Letzterer ist gleichzeitig mit Moses und Cecrops.

Darum werden dergleichen Dinge *) erst in langer Zeitfolge ausgemittelt werden. Die Zeit wird kommen, wo unsre Nachkommen sich wundern, daß wir so offenbare Dinge nicht gewußt haben. Wie es sich bei diesen fünf Sternen, die sich uns darbieten und bald da bald dort sich zeigend uns unsre Aufmerksamkeit abnöthigen, mit dem Aufgang des Morgens und des Abends verhalte, wie mit ihrem Stillstand, in welchen Fällen sie gerade fortgehen, warum sie sich rückwärts wenden, — das haben wir eben erst zu begreifen angefangen. Ob Jupiter auf- oder untergehe, oder ob er ein rückwärts schreitender Stern sey, denn diesen Namen haben wir ihm bei seinem Abweichen gegeben, — Das haben wir erst vor wenigen Jahren gelernt. Es haben sich Leute gefunden, die uns sagten: ihr irret, wenn ihr euch vorstellet, daß irgend ein Stern seinen Lauf hemme oder abändere. Die Himmelskörper können weder stehen bleiben, noch ablenken; es geht Alles vorwärts, und nimmt seinen Weg, wie es seine Richtung ursprünglich erhalten hat. Ihr Lauf und ihr Ziel muß Ein's seyn. Dieses ewige Werk hat seine unabänderliche Bewegung: stünde dieß einmal still, so müßte etwas Anderes störend, Dem entgegentreten, was jetzt durch seine Ordnung und Gleichmäßigkeit gehalten wird. —

26. Aber warum scheint es denn bei manchen, als ob sie eine rückgängige Bewegung machen? — Daß es aussieht, als gehe es langsam bei ihnen, das kommt von dem Entge-

*) Wir folgen hier der Conjektur: per successiones *ista* (statt *istas*) *longas* explicabuntur.

gelaufen der Sonne und von der Beschaffenheit der und Kreisbahnen, wenn diese eine solche Lage haben, zu gewissen Zeiten ihr Anblick trügt. So scheinen Sc wenn sie auch mit vollen Segeln fahren, doch zu stehen. wird schon einmal Einer auftreten, der da vorzeichnet, welchen Regionen die Cometen wandeln, warum sie so gesondert von den übrigen ihren Weg nehmen, und von w cher Größe und Beschaffenheit sie seyen. — Durch die Stern hält man entgegen, sieht man nicht hindurch, was weiterhi ist, — aber durch die Cometen dringt unsere Sehkraft. — [Darauf erwiedere ich] vor Allem: wenn dieß der Fall ist, so ist es nicht an demjenigen Theil, wo das Gestirn selbst ist, aus dichtem Feuer durch und durch bestehend, sondern nur da, wo unzusammenhängender Lichtglanz ausströmt und sich in den Haarschweif ausbreitet. Durch die Lücken des Feuers siehst du durch, nicht durch die Cometen selbst [durch ihren Kern]. Die Sterne, sagt man ferner, sind alle rund, die Cometen länglicht; daraus geht deutlich hervor, daß sie keine Sterne sind. Ja, Wer wird dann aber dir zugeben, die Cometen seyen lang? Ihr eigentliches Wesen ist eben, wie bei den andern Gestirnen, eine Kugel, im Uebrigen ist es ihr Glanz, der sich in die Länge zieht. So wie die Sonne ihre Strahlen weit und breit aussendet, übrigens eine andere Gestalt die ihrige ist, eine andere die des Lichtes, das von ihr ausströmt, so ist der Cometenkörper selbst rund, sein Glanz aber erscheint länger, als bei den übrigen Gestirnen.

27. Du fragst: warum Das? Sag' du mir aber erst, warum der Mond ein der Sonne ganz unähnliches Licht en

pfängt, da er's doch von der Sonne bekommt? warum er bald röthlich, bald blaß iſt? warum er eine bleiartige und lichtloſe Farbe hat, wenn er von dem Anſcheine der Sonne ausgeſchloſſen iſt? Sage mir, warum alle Sterne ein unter ſich ſelbſt zum Theil ungleiches Ausſehen haben, und ein ganz anderes, als die Sonne? So wie nun Das nicht macht, daß ſie keine Geſtirne ſind, wenn ſie einander ſchon nicht gleich ſehen, ſo können die Cometen nichts deſto weniger etwas Fortbeſtehendes ſeyn und von derſelben Natur, wie die andern Geſtirne, wenn ſie ſchon nicht ausſehen, wie dieſe. Und wie? Beſteht denn nicht die Welt ſelber, wenn du ſie betrachteſt, aus Gegenſätzen? Warum iſt denn die Sonne im Zeichen des Löwen immer glühend heiß, und brennt die Länder durch Hitze aus; im Waſſermann aber bringt ſie Winterfroſt hervor, und bedeckt die Flüſſe mit Eis. — Und doch iſt das eine wie das andere Geſtirn von derſelben Beſchaffenheit, mögen ſie auch ihrer Wirkung und Eigenthümlichkeit nach ungleich ſeyn. In ganz kurzer Zeit erhebt ſich der Widder, aber ganz langſam ſtellt ſich die Wage in's Gleichgewicht, [erſcheint das Ganze der Wage]; und doch hat das eine wie das andere Geſtirn dieſelbe Natur, wenn ſchon jenes in kurzer Zeit ſeine Höhe erreicht, dieſes aber lange braucht, um vorwärts zu kommen. Siehſt du nicht, wie entgegengeſetzter Natur die Elemente ſind? Sie ſind ſchwer, ſie ſind leicht, ſie ſind kalt, ſie ſind warm, ſie ſind trocken, ſie ſind feucht. Die ganze Harmonie dieſer Welt beſteht aus nicht übereinſtimmenden Theilen. Du ſagſt, der Comet ſey *kein Stern*, weil ſeine Geſtalt nicht der Regel entſpreche *und den andern nicht* ähnlich ſey. — Ja freilich wohl; der

Stern, der nach dreißig Jahren wieder an seine Stelle zurückkehrt, *) ist er denn auch auf's Haar ähnlich dem andern, der innerhalb eines Jahres seinen Punkt wieder findet? — Nein, nicht einförmig richtet die Natur ihr Werk ein, sondern sie hat auch ihre Lust an der Abwechslung. Sie hat das Eine größer gemacht, als das Andere, das Andere schneller; das Eine stärker, das Andere gemäßigter; Manches aber hat sie aus der Menge hervorgehoben, um es ausgezeichnet und bemerkbar hervortreten zu lassen, Manches hat sie unter den großen Haufen geworfen. Man erkennt die Macht der Natur, wenn man meint, was sie nicht öfters thut, könne sie gar nicht. Cometen zeigt sie nicht häufig, sie hat ihnen eine andere Stellung, andere Zeiten, und eine andere Bewegung angewiesen, als den übrigen. Es war ihre Absicht, auch durch diese die Größe ihrer Werke zu verherrlichen, und das Aussehen dieser Körper ist zu schön, als daß man es für etwas Zufälliges halten könnte, man mag nun ihren Umfang betrachten, oder ihren Lichtglanz, welcher größer und feuriger ist, als bei den übrigen. Ja ihr Anblick hat etwas Ausgezeichnetes und Besonderes, denn er ist nicht in's Enge zusammengezogen und gedrängt, sondern freier ausgebreitet und die Region vieler Sterne umfassend.

29. Aristoteles sagt, die Cometen zeigen Sturm an, und ungestüme Winde und Regengüsse. — Nun? soll das kein Gestirn seyn, was Zukünftiges verkündet? Es ist dieß

*) Wie der Saturn.

nämlich nicht in dem Sinn ein Witterungsanzeichen, wie es einen Regen bedeutet,

„Wenn nun funkelt das Oehl, und faulende Schwämme verwachsen;"

oder wie es einen Seesturm bedeutet, wenn das im Meer wohnende

„Bläßhuhn spielet auf trockenem Raum, die gewohnten Gewässer lassend, und über dem hohen Gewölk herfliegt der Reiger;" *)

sondern so, wie die Tag- und Nachtgleiche ein Zeichen ist, daß das Jahr sich zur Wärme oder zur Kälte umneigt, und so wie Das, was die Chaldäer [Astrologen] wahrsagen, was bei der Geburt ein Stern Trauriges oder Erfreuliches bestimme. Um dich zu überzeugen, daß es so sey, [bedenke,] der Comet bedeutet durch seinen Aufgang nicht für den Augenblick Winde und Regen, wie Aristoteles sagt, sondern er läßt auf den ganzen Jahrgang [nichts Gutes] schließen. Daraus ist klar, er habe seine Vorbedeutungen nicht aus den nächsten Umgebungen, um sie für Das, was zunächst kommen sollte, zu geben, sondern es sey etwas tiefer Liegendes und in den Gesetzen der Welt Verschlossenes. So hat der Comet, der unter dem Consulat des Paterculus und Vopiscus erschien, Dasjenige in Erfüllung gebracht, was von Aristoteles und Theophrastus als Vorbedeutung ausgesprochen worden ist. Es waren nämlich aller Orten große und anhaltende Stürme. Und in Achaja und Macedonien sind Städte durch Erdbeben eingestürzt.

Noch wendet man ein: ihre Langsamkeit sey ein Beweis,

*) Vergl. Virgil vom Landbau I. 392. 363. 364.

daß sie schwer seyen und viel Erdstoff in sich haben; überdieß auch ihr Lauf; sie werden nämlich in der Regel den Polen zugetrieben. —

29. Das ist Beides unrichtig. Ueber den erstern Punkt will ich zuerst reden. Also was langsamer geht, soll schwer seyn? Ist denn der Stern des Saturnus schwer, der unter allen am langsamsten seine Bahn vollendet? Im Gegentheil, ein Beweis von seiner Leichtigkeit ist, daß er über den andern steht. — Ja, sagst du, er hat eben einen größern Umkreis, und geht nicht langsamer als die andern, wohl aber weiter. — Laß dir doch einfallen, daß ich das Nämliche auch von den Cometen behaupten kann, wenn auch ihr Lauf träger wäre. Allein es ist nicht wahr, daß sie langsamer gehen. Denn innerhalb sechs Monaten hat der letzte den halben Himmel durchlaufen; der frühere hat sich in noch wenigern Monaten zurückgezogen. — „Allein [entgegnet man weiter] weil sie schwer sind, so steigen sie abwärts. Für's Erste geht Nichts abwärts was im Kreise umhergeht. Sodann hat der Letztere [unter Nero] den Anfang seiner Bewegung im Norden gemacht, ist in westlicher Richtung nach Süden gegangen, und ist, indem er seinen Lauf [am südlichen Himmel] erhob, verschwunden. Der andere unter Claudius hat sich auch zuerst im Norden sehen lassen, und ist unaufhörlich gerade aus höher gestiegen, bis er unsichtbar wurde.

Dieß ist's, was in Betreff der Cometen theils Andern, theils mir selbst von Belang däuchte. Ob es damit seine Richtigkeit habe, mögen Diejenigen ausmitteln, die eine richtige wissenschaftliche Kenntniß von der Sache besitzen. Ich kann hier *blos nachspüren* und im Stillen meinen Vermu

thungen nachgehen, auf der einen Seite nicht mit der Zuversicht, daß ich's finde, auf der andern aber doch nicht ohne Hoffnung. —

30. Vortrefflich sagt Aristoteles, wir sollten nie bescheidener seyn, als wenn von den Göttern die Rede ist. Wenn wir mit feierlichem Ernst in Tempel treten, wenn wir, im Begriff zum Opferheerd zu nahen, den Blick senken, die Toga zusammenhalten, und uns durchaus demüthig zu erweisen suchen: um wie viel mehr sollten wir uns bestreben, wenn wir über die Gestirne, über die Himmelskörper, über das Wesen der Götter Besprechungen anstellen, daß wir ja keine unbesonnene, keine das Zartgefühl verletzende oder Unwissenheit verrathende Behauptung aufstellen oder gar mit Wissen etwas Unrichtiges vorbringen? — Und lassen wir es uns doch nicht auffallen, wenn Dinge, die so tief liegen, auch so langsam herausgebracht werden. Panätius*) und Diejenigen, welche die Meinung geltend machen wollen, als wäre der Comet kein ordentliches Gestirn, sondern ein trügender Schein vor einem Gestirn, haben sorgfältig die Frage abgehandelt, ob jeder Theil des Jahres gleich geschickt sey, Cometen hervorzubringen, ob jede Region des Himmels geeignet sey, sie zu erzeugen, ob sie überall, wo sie wandeln können, auch entstehen können, und dergleichen Fragen mehr, welche alle wegfallen, wenn ich behaupte, es seyen dieselben nicht zufällig entstehende Feuerscheine, sondern [gleich den Gestirnen] mit in den Himmel verwoben,

*) *Panätius, ein Zeitgenosse des jüngern Scipio Africanus und des ältern Cato, also etwa 150. J. vor Chr.*

übrigens nicht häufig von ihm zum Vorschein gebracht, sondern auf verborgenen Bahnen geführt. Wie Vieles wandelt wohl ausser ihnen eine geheime Bahn, für ein menschliches Auge niemals aufgehend! Denn nicht Alles hat die Gottheit für den Menschen geschaffen. Welch ein kleiner Theil dieses mächtigen Werkes ist uns zugetheilt? Er selbst, der darüber waltet, der es geschaffen, der dieses Ganze gegründet und um sich her gestellt hat, der der größte und edelste Theil seines Werkes ist, hat sich unserm Blick entzogen, und ist nur mit dem Gedanken zu erschauen.

31. Ueberdieß ist Vieles dunkel, was dem höchsten Wesen verwandt ist und eine sich demselben annähernde Kraft besitzt. Oder vielleicht — was noch seltsamer ist, — wird unser Auge davon erfüllt und doch ist's unsichtbar, sey es, daß es der Feinheit wegen von menschlicher Sehkraft nicht erreicht werden kann, oder daß in verborgenem Heiligthum etwas so Herrliches wohnt, und sein Reich, das heißt, sich selber regiert, und keinem Wesen den Zugang gestattet, ausser dem Geiste. — Was Das sey, ohne welches Nichts ist, können wir nicht wissen: und wir wundern uns, wenn wir einige Flämmchen [kleine Leuchtkörper] nicht recht verstehen, während uns das Größte von der Welt, die Gottheit verborgen ist? Wie manche Thiere hat man erst in unserem Jahrhundert kennen gelernt! Und wahrlich manche, die uns noch unbekannt sind, wird die Menschheit künftiger Zeitalter erst kennen lernen. Manches ist für Jahrhunderte aufbewahrt, die dann erst kommen werden, wenn das Andenken an uns längst verklungen ist. Die Welt müßte ein recht kleines Ding seyn, wenn nicht alle Welt an ihr zu forschen hätte.

Nicht auf einmal werden manche Mysterien mitgetheilt. Eleusis bewahrt noch Etwas auf, was erst enthüllt wird, wenn man wiederkommt. Die Natur offenbaret ihre Heiligthümer nicht alle miteinander. Wir halten uns für Eingeweihte, und weilen noch in ihrem Vorhof. Jene Geheimnisse offenbaren sich nicht alle ohne Unterschied und nicht Allen: sie liegen tiefer und sind im innern Heiligthum verschlossen. Von diesen wird Einiges unser jetziges, Anderes ein nachfolgendes Zeitalter erkennen. Wann also werden dergleichen Dinge zu unserer Kenntniß gebracht werden? Langsam kommt hervor, was groß ist, zumal, wenn die Anstrengung nicht fortwährend ist. Hat man es, worauf man doch allein mit ganzer Seele hinarbeitet, doch noch nicht einmal dahin gebracht, vollkommen lasterhaft zu seyn. Noch sind die Laster im Fortschreiten begriffen. Die Ueppigkeit findet [immer noch] etwas Neues, woran sie ihren Wahnsinn zeige. Die Schamlosigkeit weiß sich immer wieder auf's Neue zu beflecken. Die Zügellosigkeit und Pest der Genußsucht findet immer noch etwas Verzärtelnderes und Weichlicheres, um sich zu Grunde zu richten. — Noch hat man nicht genug alle Kraft vergeudet. Noch vertilgt man durch Glätte und Putz des Körpers den Rest von edler Sitte. Weibern hat man es im Putz zuvorgethan, und buhlerischen Schmuck, den keine Matrone anziehen sollte, tragen jetzt Männer. Verzärtelten und weichlichen Ganges hemmt man den Schritt, und geht nicht, sondern steigt einher. Man schmückt mit Ringen die Finger, und putzt jedes Gelenk mit Edelsteinen auf. Tagtäglich sinnet man, wie man der Mannheit Gewalt anthun, oder wie man sie herabwürdigen wolle, weil es

doch nicht möglich ist, sie von sich zu thun. Der Eine läßt sich zum Verschnittenen machen, der Andere nimmt seine Zuflucht zu der schmählichen Rolle des Fechterspiels, und sich zum Tode vermiethend ergreift er die Waffen zu ehrlosem Dienste. Auch der Arme hat sich Etwas ausgedacht, um mit seinem Elend ein Gewerbe zu treiben.

32. Darfst du dich nun noch wundern, wenn die Philosophie noch nicht ihre ganze Aufgabe gelöst hat? Hat sich ja doch die Verderbniß noch nicht auf den höchsten Gipfel geschwungen. Noch heut zu Tage wächst sie, und für sie arbeiten wir Alle, ihr weihen unsere Augen, ihr unsere Hände den Dienst. — Die Philosophie — Wer mag sich an sie machen? Wer achtet sie genug, um sie anders als im Vorbeigehen kennen zu lernen? Wer sieht sich nach der Philosophie oder nach irgend einer edlen Wissenschaft um, ausser wenn für die Spiele geschlossene Zeit ist, oder ein Regentag einfällt, den man dann wohl verloren geben kann? So kommt es, daß so viele Philosophenschulen ohne Nachfolger aussterben. Die Akademiker — sowohl die alten*) als die neuern**) haben keinen Meister mehr. — Und Wer lehrt denn Pyrrho's Grundsätze? ***) Des Pythagoras Schule, die der große Haufe schon gar nicht leiden mag, †) hat ihren Lehrstuhl nicht besetzen können. Die neue, Römisch kräftige Schule

*) Aus Plato's Schule.
**) Die dem Arcesilas und Carneades sich nachbildeten.
***) Die skeptische Philosophie.
†) Wegen der Strenge ihrer Grundsätze, welche große Enthaltsamkeit forderten.

der Sextier *) ist in ihrem Keim erstickt, obwohl sie mit großem Anlauf begonnen hatte. Dagegen wie läßt man sich's angelegen seyn, daß ja keines Pantomimen Name in Vergessenheit sinke! Fest steht durch Nachfolger dieß Haus eines Pylades und Bathyllus;**) für solche Künste gibt es Schüler und Lehrer in Menge. In Privathäusern durch die ganze Stadt lärmt es mit Schaubühnen. Da machen Männer und Weiber ihre Sprünge. Und Mann und Weib wetteifern, sich Jenen preiszugeben. Dann wenn man genug unter der Maske gesteckt hat, geht es in die Garküche.***) Um die Philosophie kümmert sich keine Seele. — So ist denn keine Rede vom Auffinden Desjenigen, was uns die Alten als Etwas, das sie nicht ganz herausbrachten, hinterlassen haben; im Gegentheil es geht Manches, was bereits aufgefunden war, wieder verloren, — und wahrhaftig, wenn wir mit aller Kraft darauf drängen, wenn sich darauf mit aller Besonnenheit die Jugend legte, wenn es die Alten lehrten, die Jungen studirten, — man käme kaum auf den rechten Grund: wo nämlich die Wahrheit liegt, — und nun sucht man sie oberflächlich und leichtsinnig.

*) Quintus Sextius, Vater und Sohn, zur Zeit des Julius Cäsar, stifteten eine philosophische Sekte, deren Grundsätze sich der Pythagoräischen Philosophie annäherten. Vergl. Seneca's Briefe 59. 64. Suetonius im Leben des Grammatikers Crassitius. — Plinius nat. hist. XVIII., 28.

**) Berühmte Pantomimen zu Augustus Zeiten.

***) Ganea hat übrigens noch den Nebenbegriff eines unehrbaren Hauses.

Nachlese

aus

Schriften von Seneca.*)

Ueber die Armuth.

Es ist etwas Schönes, sagt Epikur, um eine vergnügte Armuth. Doch das ist schon nicht mehr Armuth, wenn man dabei vergnügt ist. Wer mit der Armuth gut auskommt, ist reich. Nicht wenn man Wenig hat, sondern wenn man Mehr will, ist man arm. Denn was hilft es, in Kasten und Scheunen Alles voll stecken zu haben, und noch so viele Heerden zu haben oder zu wuchern, wenn man nach Dem schielt, was man nicht hat, wenn man nicht zu Dem, was erworben ist, sondern zu Dem, was erst erworben werden soll, Lust hat? — Du fragst, was denn der Maßstab für den Reich-

*) Diese Nachlese, welche von den Fragmenten zu unterscheiden ist, rührt in dieser Zusammenstellung nicht von Seneca selbst her; es sind gesammelte Gedanken, wie eine Anthologie aus verschiedenen Büchern unsers Schriftstellers und so ziemlich in seiner Manier, zusammengestellt. Sie finden sich auch in einer alten Handschrift. —

thum sey? Für's Erste, daß man habe was nöthig ist, für's Zweite, so viel als genug ist. Man kann nicht ohne Sorgen leben, wenn man zu viel daran denkt, sein Leben zu verlängern. Kein Gut macht seinen Besitzer glücklich, wenn nicht die Seele darauf gefaßt ist, es zu verlieren. Ein großer Reichthum ist die in das Gesetz der Natur sich fügende Armuth. — Und weißt du, was für Grenzen uns das Gesetz der Natur gesteckt hat? Daß wir nicht Hunger, nicht Durst, nicht Frost leiden. Um Hunger und Durst abzuwehren, braucht man sich nicht auf Meere und in Feldlager zu wagen. Leicht zu erwerben ist, was die Natur verlangt, — da ist der Tisch bald gedeckt. Um das Unnöthige vergießt man Schweiß, Das ist's, was die Kleider abnützt, was graue Haare macht, was an fremde Küsten verschlägt. So viel genug ist, hat man bei der Hand. Wer sich im Besitz des Seinigen nicht für den Reichsten hält, der mag Herr von der ganzen Welt seyn, er ist doch elend. Elend ist, Wer sich nicht für den Glücklichsten hält, und wenn er über die ganze Welt herrschte. Wer nicht glaubt, daß er's sey, ist nicht glücklich. — Man muß Nichts haben, wobei Der, so es zu rauben trachtet, viel gewinnen könnte. Dein Körper soll so wenig als möglich zu erbeuten darbieten. Es geht Niemand, oder nur sehr Wenige, auf Menschenblut aus, um des Blutes willen. Den Nackten läßt der Straßenräuber gehen; auch auf umlagertem Weg ist der Arme unangefochten. — Den meisten Genuß vom Reichthum hat, Wer desselben am wenigsten bedarf. Lebst du nach der Natur, so wirst du nie arm seyn; nach dem Vorurtheil, niemals reich. Ganz wenig bedarf die Natur, unermeßlich viel der Wahn. Würde auf dich zu-

sammengehäuft, was viele Reiche besaßen, würde das Glück dich über alle Grenzen von Privatreichthum hinaus erheben, mit Gold bedecken und in Purpur kleiden, und dir solche Herrlichkeiten und Schätze gewähren, daß du die Erde mit Marmor bedecken, daß du den Reichthum nicht nur haben, sondern darauf treten könntest, kämen dazu noch Bildsäulen und Malerwerke, und was je die Kunst im Dienst der Prachtliebe in Gold und Silber ausgearbeitet hat, — du würdest daran nur lernen, noch Größeres zu wünschen. Die natürlichen Bedürfnisse haben ihre Grenzen, die aus einem Wahn entstehenden finden kein Ende. Denn für den Wahn gibt es kein Ziel. Die Wahrheit hat einen Grenzpunkt, der Irrthum geht in's Unendliche. — Darum ziehe dich vom Eiteln zurück: und willst du wissen, ob du natürliche oder eitle Wünsche hast, so überlege, ob sie irgendwo einen Ruhepunkt haben. Wenn du, weit fortgeschritten, immer noch Etwas im fernen Hintergrunde siehest, so erkenne, das sey nicht naturgemäß. Die Armuth ist unbeschwert, unbekümmert. Wenn der Schlachtruf ertönt, weiß sie, es sey nicht auf sie abgesehen; wenn Alles verloren ist, sucht sie, wie sie hinauskomme, nicht was sie hinausbringe. Und muß er [der Arme] zu Schiffe gehen, so ist am Ufer nicht Unruhe von des Hafens Geräusch, nicht von eines einzigen Menschen Begleitung; nicht umstehet ihn eine Schaar von Leuten, die zu erhalten ein reicher Ertrag aus den Gegenden jenseits des Meeres herbeigewünscht werden muß. Es ist keine Sache, wenige Bäuche zu füttern, und die schon gut gewöhnt sind, und Nichts verlangen, als gesättigt zu werden. Der Hunger kostet wenig, theuer ist nur die Leckerheit. Die Ar-

muth ist zufrieden, den augenblicklichen Bedürfnissen abzuhelfen. Das ist ein vernünftiger Reicher, der, wenn er auch Reichthümer hat, sie doch als etwas Vergängliches besitzt. Warum solltest du dich also weigern, sie zur Genossin zu haben, da ihre Lebensweise der Reiche nachahmt, wenn er vernünftig ist? — Willst du eine freie Seele haben, so mußt du entweder arm seyn, oder wie ein Armer. Es kann keine unser Wohl fördernde Bestrebung stattfinden ohne Liebe zur Mäßigkeit. Einfachheit der Lebensweise ist freiwillige Armuth. Vielfältig haben ganze Heere Mangel an allen Dingen gelitten, haben von Wurzeln der Kräuter gelebt, und unsäglichen Hunger erduldet. Und dieß Alles haben sie ausgestanden für eine Königsherrschaft, von der sie, was noch das Wunderlichste ist, nicht einmal Etwas hatten. — Und man sollte noch Anstand nehmen, Armuth zu ertragen, um das Gemüth von Leidenschaften frei zu machen? Vielen war des Reichthums Gewinn nicht das Ende, sondern nur ein Wechsel ihres Elends. Und das wundert mich nicht. Der Fehler liegt nicht in den Dingen, sondern im Gemüth selbst. Was uns die Armuth beschwerlich gemacht hat, wird auch der Reichthum beschwerlich machen. Wie es einerlei ist, ob du den Kranken auf ein hölzernes Bett legst, oder auf ein goldenes: Du magst ihn hinüber oder herüber legen, wie du willst, er nimmt eben seine Krankheit mit: so ist es gleichviel, ob ein krankes Gemüth im Reichthum oder in der Armuth ist: sein Uebel geht mit ihm. Zu einem sorgenfreien Leben brauche ich das Glück nicht. Denn was für das Bedürfniß genug ist, wird es gewähren, wenn es auch zürnt. *Auf daß uns das* Geschick nicht ungefaßt finde, werde die

Armuth unsre Vertraute. Wir werden mit minderer Sorge reich seyn, wenn wir wissen, wie gar nicht schwer es ist, arm zu seyn. Schicke dich an, mit der Armuth Zeltbrüderschaft zu halten.

„Wag' es, o Fremdling, verachte die Schätze, und denke du dich auch,
„Würdig der Gottheit." *)

Kein Anderer ist werth, Gott ähnlich zu heißen, als Wer die Schätze zu verachten gelernt hat. Darum will ich dir den Besitz nicht verwehren, aber machen möcht' ich, daß du ihn furchtlos besäßest. Dahin wirst du es einzig dadurch bringen, daß du die Ueberzeugung hast, du werdest auch ohne denselben gut leben, und daß du ihn als Etwas betrachtest, das ein Ende nehmen werde. Sey es, Wer es will, der dich verläßt, es war ihm nicht um dich, sondern um etwas Anderes bei dir zu thun. — Schon darum allein sollte man die Armuth lieb haben, weil sie zeigt, von Wem man geliebt werde. — Es will viel heißen, wenn man durch das Zusammenleben mit dem Reichthum nicht verdorben wird. Groß ist Der, welcher bei'm Reichthum arm ist. Es kommt kein Mensch reich auf die Welt. Wer an das Licht tritt, hat die Weisung, mit Brod und Milch sich zu begnügen. Und doch sind uns, die wir einen solchen Anfang genommen, Königreiche nicht groß genug. Brod und Wasser verlangt die Natur. Dafür ist Jeder reich genug; und wenn Einer seine Bedürfnisse in diese Grenzen einschränkt, der kann Jupitern selbst die höchste Glückseligkeit streitig machen. — Der Glücks

*) Virgil's Aen. VIII., 364 f.

zustand ist etwas Beunruhigendes, man macht sich selbst Sorgen dabei, schafft sich Grillen, auf allerlei Weise. Die Einen werden zu Prachtliebe gereizt, die Andern wollen große Herren werden; die Einen werden aufgeblasen, die Andern verweichlicht. — Willst du dich überzeugen, daß Armuth schlechterdings kein Unglück sey, so vergleiche nur des Armen und des Reichen Miene miteinander. Oefter und herzlicher lacht der Arme; kein Bekümmerniß verscheucht seine Ruhe, — er steht [dafür] zu hoch, — die Sorge fliegt wie eine leichte Wolke an ihm vorüber. — Die Heiterkeit Derer, die man glücklich nennt, ist erheuchelt; sein unerträglicher und übertriebener Stolz macht Diesen, wenn's schon nicht Jedermann sieht, düster, ja es drückt ihn um so mehr, weil solche Leute manchmal nicht vor aller Welt unglücklich seyn dürfen, nein, er muß unter Herzzerfressendem Kummer den Glücklichen spielen. — Reichthümer, Ehrenstellen, hohe Gewalt und dergleichen ziehen vom rechten Weg ab; solche Dinge sind in der Meinung der Leute etwas Köstliches, — ihrem Gehalt nach werthlos. Wir haben nicht die richtige Schätzung für die Dinge, über welche man nicht der Leute Geschwätz, sondern die Natur hören sollte. Sie haben nichts Großartiges, was unsern Geist anziehen könnte, außer daß wir eben gewohnt sind, einen Werth darauf zu legen. Man preißt sie nicht, weil sie wünschenswerth sind, sondern weil man sie wünscht. Dieß ist der überwiegende Grund, den der Reichthum für sich hat. [Im übrigen aber] verändert er die Gesinnung, gebiert Stolz und Anmaßung und hat den Neid zum Gefolge; er benimmt uns in solchem Grade den *Verstand*, daß wir unsere Lust daran haben, wenn wir nur

von Geld hören, es mag daraus folgen, was da will. — Was ein Gut ist, darf keinen Vorwurf auf sich kommen lassen; es ist rein und verderbt und beunruhigt das Herz nicht; es erhebt und erfreuet zwar die Seele, aber ohne aufzublasen. Was ein Gut ist, flößt Selbstvertrauen ein, der Reichthum macht keck. Was ein Gut ist, gibt hohen Muth, Reichthum macht, daß man sich selbst überschätzt.

(Beruhigung bei Unfällen.)

Obschon die Dichtwerke aller Poeten beständig deine edle Lieblingsbeschäftigung sind: so hab' ich doch, nachdem ich's einmal überlegte, für eintretende Unfälle dieß Büchlein an dich richten wollen, das, wenn auch nicht unter den Zeitgenossen *), doch wohl bei der Nachwelt einigen Namen bekommen wird.

Womit soll ich nun zuvörderst beginnen? — Wenn du Nichts dawider hast, mit dem Tode. — Also mit Dem,

*) Wir erlauben uns in dieser fatalen und offenbar verdorbenen Stelle praesentes statt praecedentes zu lesen: oder, wenn praeced. beibehalten wird; so wäre der Sinn: in einer Art, wie Keiner der Frühern die Sache darzustellen pflegte, wie es aber doch wohl in Zukunft (öfter) geschehen wird. Oder: Obschon die Dichtwerke aller Poeten dein Herz stets erleuchten, so hab' ich doch, indem ich den Entschluß faßte, dieses Werkchen für eintretende Unfälle an dich zu richten, mich einem Geschäft unterzogen, dem sich der Frühern Keiner unterzog, von dem aber die Nachwelt sprechen wird.

was das Letzte ist? — Nein, das Wichtigste. Davor schrickt ja alle Welt zusammen, und, wie du es ansiehst; nicht ohne Grund. Was man sonst fürchtet, läßt doch noch irgend einen Ausweg offen, bei dem Tod ist Alles abgeschnitten. Anderes spannt uns wohl auf eine Folter, — der Tod schlingt Alles in sich hinein. Bei Allem, wovor man ein Grauen hat, geht es eben auf den Tod hinaus, Anderes führt auf Umwegen dahin. *) Wer auch sonst Nichts zu fürchten glaubt, hat doch in dieser Hinsicht eine Furcht. Was man sonst fürchtet, dagegen gibt's doch entweder ein Mittel oder einen Trost. Darum fasse dich so, daß du, wenn man dir in's Gesicht hinein den Tod drohte, alle seine Schreckenspfeile verlachen kannst.

„Du wirst sterben." Das ist des Menschen Natur, nicht Strafe. „Du wirst sterben." Unter dieser Bedingung bin ich in's Leben getreten, daß ich wieder austreten muß. „Du wirst sterben." Das gehört zum Völkerrecht, daß man wieder hergibt, was man empfangen hat. „Du wirst sterben." Das Leben ist ein Wandern. Ist man weit genug gewandelt, so muß man wieder heimgehen. „Du wirst sterben." Ich dachte, du wüßtest mir etwas Neues. Dazu bin ich ja gekommen, das ist mein Geschäfte, dahin führt mich jeder Tag. Diesen Grenzstein hat mir die Natur sogleich gesezt, da ich geboren ward. Was hätt' ich für Grund, darüber unwillig zu seyn? Darauf hab' ich geschworen. „Du wirst sterben." Es ist thöricht, zu fürch-

*) Nach der Conjectur: aliaque per circuitum (sc. eo perducunt).

ten, was man nicht vermeiden kann. Dem entgeht man doch nicht, wenn's auch hinausgeschoben wird. „Du wirst sterben.“ Aber ich bin weder der Erste, noch der Letzte. Viele sind mir vorangegangen; Alle werden folgen. „Du wirst sterben.“ Das ist der letzte Dienst, den ich als Mensch zu thun habe. Welcher Vernünftige hat was dawider, wenn er den Abschied bekommt? Da hinüber, wohin alle Welt muß, geh' ich aber auch. Auf diese Bedingung hin wird Alles geboren. Was einen Anfang hatte, hört auch auf. „Du wirst sterben.“ Was nur Einmal ist, ist nichts Schweres. Meine Schuld kenn' ich. Die hab' ich bei einem Gläubiger gemacht, den ich nicht durch einen Bankbruch zu Schaden bringen kann. „Du wirst sterben.“ Um's Himmelswillen! Es kann ja einem Sterblichen Niemand ein größer Glück drohen, als dieses!

„Aber du wirst enthauptet werden!“ Was liegt daran, ob ich durch Hieb oder Stich sterbe? „Aber es wird nicht auf einen Hieb gehen, und eine Menge von Schwertern wird auf dich loshauen.“

Was liegt daran, wie viele Wunden ich habe. Kann doch nur Eine tödtlich seyn.

„Du wirst in der Fremde sterben.“ Es mag seyn, wie es will, es führt in's Todtenreich nur ein Weg. — „Du wirst in der Fremde sterben.“ Ich bin zu bezahlen bereit, Was ich schuldig bin. Mein Darleiher mag zusehen, wo er mich belangen könne. „Du wirst in der Fremde sterben.“ Der Todte ist überall in seinem eigenen Land. „Du wirst in der Fremde sterben.“ Es schläft sich draußen so leicht.

als daheim. „Du wirst in der Fremde sterben.“ So komm' ich in die Heimath ohne Reisegeld. —

„Aber du wirst jung sterben.“ Am besten, man stirbt, ehe man's wünscht. „Du wirst jung sterben.“ Das ist das Einzige, was dem jungen Mann so gut zusteht, wie dem Greis. Wir werden nicht nach der Volksliste abgerufen, und man fragt da nicht nach der Zahl der Jahre. Erwachsene oder Kinder — es steht Alles unter dem gleichen unausweichbaren Todesgesetz. Am besten ist's zu sterben, wenn man noch gern lebte. „Du wirst jung sterben.“ — Wer an das Aeußerste seines Lebensziels gekommen ist, stirbt als Greis. Denn es kommt nicht darauf an, was das Alter des Menschen, sondern was sein Ziel ist. „Du wirst jung sterben.“ Vielleicht überhebt mich das Glück irgend eines Uebels, und wenn keines andern, doch des Alters. — „Du wirst jung sterben.“ Es liegt Nichts daran, wie viel Jahre ich alt bin, sondern wie viele ich empfangen habe. Wenn ich nicht weiter leben kann, das ist mein Greisenalter.

„Du wirst unbegraben liegen bleiben.“ — Was soll ich darauf erwiedern, als jenes Wort Maro's;

— — — leicht ist des Grabes Entbehrung.

Wenn ich Nichts empfinde, so geht mich's Nichts an, ob mein Körper des Grabes verlustig geht. Und hab' ich Empfindung, so ist begraben zu seyn in jedem Fall eine Qual.

„Du wirst unbegraben liegen bleiben.“

— — Der Himmel bedeckt; Wem mangelt die Urne.

Was ist's denn, ob mich das Feuer frißt, oder ein wildes

Thier, oder das allgemeine Grab, die Erde. Wer Nichts davon empfindet, braucht's nicht, und Wer es fühlt, dem ist's eine Last. — „Du wirst unbegraben daliegen.“ Aber du dagegen verbrannt, du dagegen verschüttet, du dagegen verfaulend, du dagegen mit herausgenommenen Eingeweiden und zusammengeschmort, und unter einen Stein gelegt, wo du allmählig zerfressen wirst und ausgetrocknet. Das Begraben ist eigentlich gar Nichts. Man wird nicht bestattet, sondern hingeworfen. —

„Du wirst nicht begraben werden.“ — Was ist denn zu fürchten, bei der vollkommensten Sicherheit. Der Ort ist ja über das Ziel alles Abbüßens hinaus. Dem Leben sind wir viel schuldig, dem Tod haben wir keine Verbindlichkeit. Nicht der Gestorbenen, sondern der Lebenden wegen ist man auf's Begraben gekommen, auf daß die Körper entfernt werden, die für den Anblick und für den Geruch eckelhaft sind. Die Einen bedeckt die Erde, die Andern verzehrt die Flamme, Andere schließt ein Grabstein ein, unter dem man die Gebeine wieder haben kann. Es ist nicht um die Todten, sondern um unsre Augen zu thun.

„Ich bin krank.“ So ist die Zeit gekommen, wo ich mich selbst kennen lernen kann. Nicht auf dem Meere nur oder in der Schlacht zeigt sich der Held. Auch auf dem Krankenbette läßt sich tapfrer Muth beweisen. „Ich bin krank.“ Das kann nicht ewig dauren. Entweder verlasse ich das Fieber, oder es verläßt mich. Immer können wir nicht beisammen seyn. Mit der Krankheit hab' ich's zu thun, entweder wird sie unterliegen, oder überwinden.

als daheim. „Du wirst in der Fremde sterben.“ So kom ich in die Heimath ohne Reisegeld. —

„Aber du wirst jung sterben.“ Am besten, man stir ehe man's wünscht. „Du wirst jung sterben.“ Das ist Einzige, was dem jungen Mann so gut zusteht, wie d Greis. Wir werden nicht nach der Volksliste abgerufe und man fragt da nicht nach der Zahl der Jahre. Erwa sene oder Kinder — es steht Alles unter dem gleichen una weichbaren Todesgesetz. Am besten ist's zu sterben, we man noch gern lebte. „Du wirst jung sterben.“ — W an das Aeußerste seines Lebensziels gekommen ist, sti als Greis. Denn es kommt nicht darauf an, was das A ter des Menschen, sondern was sein Ziel ist. „Du wi jung sterben.“ Vielleicht überhebt mich das Glück irge eines Uebels, und wenn keines andern, doch des Alters. „Du wirst jung sterben.“ Es liegt Nichts daran, wie v Jahre ich alt bin, sondern wie viele ich empfangen ha Wenn ich nicht weiter leben kann, das ist mein Greisa alter.

„Du wirst unbegraben liegen bleiben.“ — Was ll ich darauf erwiedern, als jenes Wort Mario's;

— — — leicht ist des Grabes Entbehrung.

Wenn ich Nichts empfinde, so geht mich's Nichts an, mein Körper des Grabes verlustig geht. Und hab' ich E pfindung, so ist begraben zu seyn in jedem Fall eine Qu

„Du wirst unbegraben liegen bleiben.“

— — Der Himmel bedeckt; Wem mangelt die Urne.

Was ist's denn, ob mich das Feuer frißt, oder ein wild

Thier, oder das allgemeine Grab, die Erde. Wer Nichts davon empfindet, braucht's nicht, und Wer es fühlt, dem ist's eine Last. — „Du wirst unbegraben daliegen." Aber du dagegen verbrannt, du dagegen verschüttet, du dagegen verfaulend, du dagegen mit herausgenommenen Eingeweiden und zusammengeschmort, und unter einen Stein gelegt, wo du allmählig zerfressen wirst und ausgetrocknet. Das Begraben ist eigentlich gar Nichts. Man wird nicht bestattet, sondern hingeworfen. —

„Du wirst nicht begraben werden." — Was ist denn zu fürchten, bei der vollkommensten Sicherheit. Der Ort ist ja über das Ziel alles Abbüßens hinaus. Dem Leben sind wir viel schuldig, dem Tod haben wir keine Verbindlichkeit. Nicht der Gestorbenen, sondern der Lebenden wegen ist man auf's Begraben gekommen, auf daß die Körper entfernt werden, die für den Anblick und für den Geruch eckelhaft sind. Die Einen bedeckt die Erde, die Andern verzehrt die Flamme, Andere schließt ein Grabstein ein, unter dem man die Gebeine wieder haben kann. Es ist nicht um die Todten, sondern um unsre Augen zu thun.

„Ich bin krank." So ist die Zeit gekommen, wo ich mich selbst kennen lernen kann. Nicht auf dem Meere nur oder in der Schlacht zeigt sich der Held. Auch auf dem Krankenbette läßt sich tapfrer Muth beweisen. „Ich bin krank." Das kann nicht ewig dauren. Entweder verlasse ich das Fieber, oder es verläßt mich. Immer können wir nicht beisammen seyn. Mit der Krankheit hab' ich's zu thun, entweder wird sie unterliegen, oder überwinden.

„Es reden die Leute schlecht von dir.“ Aber schlechte. Es würde mich beunruhigen, wenn ein Marcus Cato so von mir spräche, oder ein Lälius der Weise, oder der andere Cato, oder die beiden Scipionen. Nun ist mir's ein Lob, daß ich den Schlechten mißfalle. Es kann ein Richterspruch kein Gewicht haben, wenn ein Mensch das Verdammungsurtheil spricht, der selbst verdammlich ist. „Es reden die Leute Uebels von dir.“ Das könnte mich rühren, wenn sie es mit Vernunft thäten: so thun sie's aber in Unvernunft. Sie reden nicht gegen mich, sondern gegen sich. — „Sie reden Uebels von dir.“ Sie wissen eben nicht Gutes zu reden. Sie thun, nicht was ich verdiene, sondern wie es ihre Art ist. Es gibt ja gewisse Hunde, denen es so angeboren ist, daß sie nicht aus Wildheit, sondern aus Gewohnheit bellen.

„Du wirst in der Verbannung leben.“ Du irrst. Wenn's Alles ist, über mein Vaterland kann ich doch nicht hinaus. Es ist für Alle nur Eines. Ueber Das hinaus kann Niemand wandern. „Du wirst verbannt werden.“ Nicht das Vaterland ist mir verwehrt, nur ein Ort. In welches Land ich auch kommen mag, ich komme in mein Eigenthum. Kein Land ist ein Verbannungsort, es ist nur ein andres Vaterland. — „Du wirst nicht in deinem Vaterland seyn.“ Ein Vaterland ist, wo gut seyn ist. Das aber, wodurch gut seyn ist, liegt am Menschen, nicht am Ort, in seiner Macht steht's, welches sein Schicksal sey. Denn wenn er weise ist, so ist er auf der Wanderung begriffen; ist er ein Thor, dann erst ist er in Verbannung. — „Du wirst in Verbannung

leben." Damit ist Nichts anderes gesagt, als: „man wird dir dein Bürgerrecht an einem andern Ort anweisen." —

„Es steht dir ein Schmerz bevor." — Ist er nicht von Bedeutung, so wollen wir ihn ertragen; da will auch das Dulden nicht viel heißen: ist er schwer: so ist der Ruhm [ihn zu ertragen] keine Kleinigkeit. Einen Schrei mag der Schmerz immerhin auspressen, nur kein Geheimniß presse er heraus. „Es kann der Mensch dem Schmerz nicht gewachsen seyn." — Aber der Schmerz ist auch der Vernunft nicht gewachsen. — „Etwas Hartes ist der Schmerz." Nein, sondern du ein Weichling. — „Wenige haben den Schmerz ertragen können." — Nun so wollen wir unter diesen Wenigen seyn. — „Wir sind schwach von Natur." — Scheltet mir die Natur nicht. Sie hat uns zu Helden geboren. — „Laßt uns dem Schmerz entfliehen." — Wie, wenn er aber den Fliehenden nachgeht?

„Die Armuth ist mir zur Last." — Nein, du der Armuth. Nicht an der Armuth liegt der Fehler, sondern an dem Armen. Sie ist unbeschwert, heiter, gefahrlos. — „Ich bin arm." — Du merkst nicht, daß dir's nicht in der Wirklichkeit fehlt, sondern in der Meinung. Du bist arm, weil du dir so vorkommst. — „Ich bin arm." — Fehlt es doch den Vögeln an Nichts. Die Thiere leben von einem Tag zum andern. Das Wild in seiner Wüste hat genug zur Nahrung.

„Ich bin nicht mächtig." — Wünsche dir Glück, so wirst du deine Macht nicht mißbrauchen. — „Ich kann Unrecht leiden müssen." — Wünsche dir Glück, — thun wirst du's nicht können. — „Es hat Der oder Jener viel Geld." —

Das Denkst du, sey ein Mensch? Ein Kasten ist's. — Wer wird denn eine Kasse um ihre vollen Fächlein beneiden? Der, den du für des Geldes Herrn hältst, ist auch so ein Fächlein. — „Ja, er hat viel." — Ist er ein Geizhals oder ein Verschwender? Wenn er ein Geizhals ist, so hat er's nicht; ist er ein Verschwender, so wird er's nicht behalten. Der, den du für glückselig hältst, hat oft Kummer, oft seufzt er. — „Viele Leute sind in seinem Gefolge." — Die Fliegen gehen dem Honig nach, die Wölfe dem Aas, die Ameisen dem Getreide. Dem Gewinn zieht solches Gesindel nach, nicht dem Mann.

„Mein Geld ist verloren." — Vielleicht wärest durch dasselbe du verloren gewesen. — „Ich habe Geld verloren." — So hast du doch welches gehabt. „Mein Geld ist hin." — Aber du hast nun davon auch nicht mehr so viel Gefahr. „Ich habe mein Geld verloren!" — O du Glücklicher, wenn du damit auch den Geiz verloren hast! Doch gesezt, der bleibt dir auch, so bist du doch in jedem Fall glücklicher, daß diesem gewaltigen Uebel etwas Stoff entzogen worden ist. — „Mein Geld ist zu Grunde gegangen." — Aber eben dieses — wie Viele hat es schon zu Grunde gerichtet! Und so bist du nun künftig auf Reisen um so unbeschwerter, zu Hause um so sicherer. Du wirst nicht nur keinen Erben haben, sondern auch keinen fürchten. Das Glück hat dich entlastet, wenn du's zu schätzen weißt, und sicherer gestellt. Für Schaden hältst du's? Ein Heilmittel ist's. Du weinest, du seufzest, du schreist dich für unglückselig aus, daß du um Reichthümer gekommen bist. — Es ist deine Schuld, daß dir dieser Verlust so traurig ist. Du würdest dich nicht

so unglücklich fühlen, wenn du sie besessen hättest, als könntest du sie verlieren. — „Ich habe mein Geld verloren.“ — Nämlich Das, was erst ein Anderer verloren haben mußte, damit du es haben konntest. —

„Ich habe die Augen verloren.“ Auch die Nacht hat ihre Lust. „Ich habe die Augen verloren.“ — Wie vielen Begierden ist damit der Weg abgeschnitten? Von wie Vielem wirst du verschont bleiben, um deßwillen man sich wohl, auf daß man es nicht sehe, die Augen ausreißen sollte! Siehst du nicht ein, daß Blindheit ein Schritt zur Unschuld ist? Den Einen weisen seine Augen zum Ehbruch, den Andern zur Blutschande, dem Einen ein Haus, dessen er sich gelüsten lasse, dem Andern die Stadt und all ihr Unheil. Wenigstens sind sie Anreizungen zu Lastern und Wegweiser zu Schandthaten.

„Ich habe meine Kinder verloren.“ Thor du, wie kannst du klagen über das Sterben sterblicher Wesen? Was ist denn Das Neues oder Auffallendes? Wie selten ist ein Haus ohne diesen Unfall? Willst du denn einen Baum unglücklich nennen, wenn seine Früchte fallen, und er stehen bleibt? Und das ist ja deine Frucht. — Es ist kein Mensch, den diese Wunde nicht treffen könnte. [Kein Mensch steht ausserhalb der Schußweite solcher Wunden.] — Frühe Leichen führt man aus dem Plebejerhause hinweg, aber eben so gut aus Königspalästen. Der Tod führt seine Reihen nicht nach der Altersordnung. Nicht je nachdem er kam, wird Jeder auch entlassen. — Was willst du denn dagegen haben? Was ist denn gegen dein Erwarten geschehen? Es sind *Vergängliche* dahingegangen. — „Aber ich hatte

wünscht, sie sollten mich überleben." — Doch hatte dir das Niemand zugesagt! — „Meine Kinder sind gestorben." — Sie hatten Einen, dem sie mehr angehörten, als dir, bei dir weilten sie nur Vergünstigungsweise. Zur Erziehung hatte sie dir das Schicksal übertragen. Es hat sie zurückgenommen, nicht entrissen.

„Ich habe Schiffbruch gelitten." — Denke nicht, was du verloren hast, sondern daß du entkommen bist. — „Entblößt von Allem bin ich davon gekommen." — Doch bist du davon gekommen. — „Ich habe Alles verloren." — Aber du hättest auch sammt Allem verloren seyn können.

„Ich bin unter Räuber gefallen." — Ein Anderer aber unter Ankläger, ein Anderer unter Diebe, ein Anderer unter Betrüger. Der [Lebens-] Weg ist voll Laurer. Jammere nicht, daß du unter sie gefallen bist, wünsche dir Glück, daß du entkamst. — „Ich habe einflußreiche Feinde." — So wie du gegen reissende Thiere dich nach Schutzmitteln umsiehst, so wie gegen Schlangen: so besinne dich gegen Feinde auf Hülfsmittel, um sie entweder abzuhalten, oder zu dämpfen, oder, was das Beste wäre, sie zu verhöhnen. — „Ich habe Feinde." Das Schlimmere ist Das, daß du keine Freunde hast.

„Ich habe einen Freund verloren?" Ist's denn auch gewiß, daß du an ihm Einen hattest? — „Ich habe einen Freund verloren." — Suche dir einen Andern, suche ihn da, wo er zu finden seyn könnte. Suche ihn unter den edeln Wissenschaften, suche ihn bei edler und redlicher Pflichterfüllung, suche ihn bei angestrengter Thätigkeit. Es ist *das nicht Etwas, das* man bei der Tafel gewinnt, — suche

die einen Rechtschaffenen. — „Ich habe einen Freund verloren.“ — Habe getrosten Muth, wenn es nur Einer ist; schäme dich, wenn es der Einzige war. — Was verließest du dich denn unter so gewaltigen Stürmen auf einen einzigen Anker?

„Ich habe eine rechtschaffene Gattin verloren?“ — Hattest du sie als eine Rechtschaffene gefunden, oder sie zu einer solchen gebildet? Hattest du sie als eine solche schon gefunden, so erkenne daraus, daß du sie hattest, du könnest auch jetzt noch eine solche haben. Hattest du sie so gebildet, so hoffe getrost. Dein Werk ist dahin, der Künstler lebt noch. — „Ich habe eine gute Gattin verloren.“ — Was gefiel dir an ihr? Ihre Züchtigkeit? Wie viel sind Ihrer nicht, welche dieselbe nach langer Bewahrung doch noch verloren? — Ihr anständiges Benehmen? Wie Manche unter den Bewährten des Matronenstandes haben am Ende doch noch angefangen, unter die Beispiele von Veränderlichkeit zu gehören? — Beglückte dich ihre Treue? Wie Manche sehen wir, die aus den besten Gattinnen die schlechtesten wurden, aus den gewissenhaftesten die ungeordnetsten? Die Gemüthsart aller Unerfahrenen, [Leute ohne Philosophie] doch am meisten die der Weiber, ist wandelbar. Gesetzt, du hattest eine rechtschaffene Gattin, du kannst doch nicht behaupten, daß sie bei dieser Gesinnung geblieben wäre. Nichts ist so beweglich, als der Wille der Weiber, Nichts so unstät. Wir wissen von Aufkündigungen alter Ehen, und, was noch ärger ist als Scheidung, von Unfrieden bei unglücklichen Verbindungen. Wie manches Weib hat den Mann, den sie in der Jugend lieb hatte, verlassen, obwohl sie mit

einander älter würden! Wie manchmal haben wir über alte Leute gelacht, die ihre Ehe getrennt haben. Bei wie manchem Weibe hat sich eine stadtkundige Liebe in noch stadtkundigern Haß verwandelt!

„Aber die Meinige ist nicht nur rechtschaffen gewesen, sondern sie wäre es auch geblieben, wenn sie das Leben gehabt hätte.“ — Ihr Tod hat dich in den Stand gesetzt, daß du dieß ohne Gefahr behaupten kannst.

„Ich habe eine rechtschaffene Gattin verloren.“ — Die wird wieder zu finden seyn, wenn du Nichts anders suchst; als daß sie rechtschaffen sey. Laß dich nur nicht von Rücksichten leiten, auf Ahnen-Bilder und Abstammung, oder Vermögen, welchem die edle Abkunft selbst nachgesezt wird. Dergleichen, zu sammt der Schönheit, wird nicht lange Stand halten. Ein Gemüth, das sich nicht mit Eitelkeiten bläht, wirst du eher lenken. Wenn Eine zu viel von sich selbst hält, die ist nahe daran, den Mann zu verachten. Heirathe du eine wohl Erzogene, und die nicht schon von der Mutter her in Lastern steckt: nicht Eine, in deren Ohrläppchen von jedem ein Heirathgut herabhängt! nicht Eine, die mit Perlen überladen ist, und die dir weniger mitbringt, als ihre Kleider werth sind die in offener Sänfte in der Stadt umhergetragen, von aller Welt überall so gut beschaut wird, als von ihrem Ehemann, und für deren Gepäcke das Haus nicht weit genug ist. Eine Solche, die noch nicht vom allgemeinen Ton verdorben ist, wirst du leicht nach dem deinigen stimmen.

„Ich habe eine rechtschaffene Gattin verloren.“ — *Schämst du dich nicht, zu* weinen und deinen Verlust unter-

träglich zu nennen? Wenn Das das Einzige ist, was dir fehlt, sollst du sie dann betrauren, oder nicht? Wenn du bedenkst, daß du Gatte bist, so bedenk' auch, daß du Mann bist.

„Ich habe eine rechtschaffene Gattin verloren." — Eine gute Schwester ist nicht wieder zu bekommen, oder eine Mutter. Eine Gattin ist ein Gut, das die Zeit bringt; sie gehört nicht zu Dem, was Jedem nur einmal zu Theil wird. — „Ich habe eine rechtschaffene Gattin verloren." — Ich kann dir Manche aufzählen, die nach der Trauer um eine vortreffliche Gattin eine noch vortrefflichere bekommen haben.

Tod, Verbannung, Trauerfälle, Schmerz — sind nicht Strafen, sondern eine Abgabe, die man dem Leben bezahlen muß. Keinen Menschen läßt das Schicksal unangefochten durchkommen. Glücklich ist, nicht Der Andern so vorkommt, sondern Wer sich selbst dafür hält.

Bruchstücke
aus
verloren gegangenen Schriften
des
L. A. Seneca. *)

Bei Quintilian VIII, 3.

Wenn man bei uns im Zusammenfügen oder Ableiten der Worte einmal einen kühnen Griff thut, so findet man dabei kaum die gehörige Anerkennung. So erinnere ich mich noch aus meinen frühen Jünglingsjahren, daß Pomponius **) und Seneca sich in Vorreden darauf eingelassen haben, ob es bei Attius ***) in der Tragödie eine gute Re-

*) Diese Fragmente finden sich außer Quintilian, Plinius, Suetonius und Gellius, hauptsächlich bei den Kirchenvätern Lactantius, Hieronymus und Augustinus, und bei den Grammatikern Servius und Priscianus.

**) Publius Pomponius Secundus, ein Tragödiendichter zu den Zeiten des Caligula und Claudius.

***) *Attius oder Accius*, ein Tragödiendichter vor Cicero.

densart sey, wenn es heißt: „er setzt den Schritt über die Schwelle.“

Bei Ebendemselben VIII, 5.

Manche Redensarten bekommen einen Sinn erst durch den Gegensatz, wie ein solcher bei Seneca vorkommt, in der Schrift, die Nero nach Ermordung seiner Mutter an den Senat schickte, da er den Schein haben wollte, als hätte er in Gefahr geschwebt: „daß ich noch in Sicherheit sey, [heißt es dort] das kann ich weder glauben, noch mich darüber freuen.“

Bei Ebendemselben IX, 2.

Die Neuern aber, und hauptsächlich Die, so sich in's Redenhalten einüben wollen, haben eine gar kecke und etwas leidenschaftliche Phantasie, wie Seneca *) in dem Streitfall, dessen Hauptinhalt ist, daß ein Vater seinen Sohn und dessen Stiefmutter im Ehebruch ergriff und tödtete, geleitet von seinem andern Sohn. — „Führe mich hin, ich folge; fasse diese greise Hand und drücke sie hin, wo du willst.“ — Und bald darauf [spricht der Sohn]: „Da sieh, was du lange nicht geglaubt hast.“ — „Nein, [erwiedert der Vater] ich sehe Nichts, — Nacht schwimmt vor meinen Augen und dichte Finsterniß.“ — Diese Darstellung hat gar zu viel Anschaulichkeit. Denn es ist nicht mehr, als ob der Verfall erzählt würde, sondern als ob es Wirklichkeit wäre.

*) Hier ist Seneca der Rhetor, der Vater unsers Philosophen gemeint.

Ebendaselbst.

Ueberhaupt steht es einem Manne von Gewicht nicht zu, zu schwören, außer wo es seyn muß. Und Seneca spricht sich darüber gar schön aus: es sey das nicht Sache Derer, die Einen in Schutz zu nehmen haben, sondern nur Zeugen stehe Das zu.

Bei Plinius, Naturgesch. VI, 17.

Seneca — denn man hat auch bei uns eine Beschreibung von Indien unternommen, — gibt sechzig Ströme dieses Landes an, und Völkerschaften einhundertundachtzehn. Eine gleich mühsame Arbeit möchte es seyn, die Gebirge aufzuzählen.

Bei Ebendemselben IX, 53.

Von dem Lebensalter der Fische haben wir kürzlich ein merkwürdiges Beispiel vernommen. Pausilypum ist ein Landgut in Campanien, nahe bei Neapolis. Dort sey, schreibt Annäus Seneca, in den Kaiserlichen Fischteichen ein von Vedius Pollio eingesetzter Fisch, sechzig Jahre nachher gestorben, während zwei von gleichem Alter mit ihm und von der nämlichen Gattung damals noch lebten.

Suetonius im Leben des Tiberius 73.

Seneca meldet von ihm [dem Tiberius], er habe, als er merkte, daß ihm die Sinne schwinden, den Ring vom Finger gezogen, und, als wollte er ihn Jemanden geben,

eine Zeitlang gehalten, dann aber wieder an den Finger gesteckt u. s. w.

Aulus Gellius Attische Nächte XII; 2.

Seneca im zwei und zwanzigsten Buch der moralischen Briefe, die er an Lucilius richtete, sagt von Quintus Ennius, es habe derselbe auf den Cethegus, *) einen Mann von alterthümlicher Art, folgende lächerliche Verse gemacht:

— — ihn hieß sein Volk vor Zeiten, ihn hießen
Einst die Menschen, die damals waren und Jahre verlebten,
Erstlingsblüthe dem Volk entsprossen, und kräftige Suada.

Und hernach schreibt er über dieselbigen Verse Folgendes: es wundert mich, daß Männer von der größten Beredtsamkeit, wenn sie auch für Ennius eingenommen waren, solch lächerliches Zeug als etwas Vorzügliches gepriesen haben. Wenigstens führt Cicero auch diese Verse von ihm als gute an. **) — Und so spricht er auch von Cicero. Es wundert mich nicht, sagt er, daß Einer diese Verse schreiben konnte, da sich auch Jemand fand, der sie lobte; es muß dem großen Redner Cicero nur um sich selbst zu thun gewesen seyn, wenn er solche Verse für gute angesehen wissen wollte.

*) Marcus Cornelius Cethegus, um's Jahr 200. vor Chr. Consul zu Rom mit Sempronius Tuditanus, legte sich in seinem hohen Alter erst auf die Redekunst, worin er es noch sehr weit brachte.

**) Siehe Cicero's Brutus C. 15.

Bald nachher sagt Seneca: Man findet auch bei Cicero selbst Manches in seinem prosaischen Vortrag, woraus zu erkennen ist, er habe den Ennius nicht vergeblich gelesen. Er legt sofort Einiges dar, was er als Ennianisch bei Cicero tadelt, daß derselbe in seinen Büchern über den Staat folgendermaßen schrieb: z. B. der Lacedämonier Menelaus hatte eine süßredende *) Anmuth; und daß er in einer andern Stelle sagt: er soll sich der Redekürze im Ausdruck befleißigen. Weiter sagt Seneca: der Fehler lag nicht an Cicero, sondern am Zeitgeschmack. Denn man mußte freilich so sagen, da man ja solche Ausdrücke las. Ferner fügt er noch bei: Cicero habe gerade solche Ausdrücke eingeschaltet, um der üblen Nachrede einer gar zu schmuckreichen und polirten (zierlichen) Sprache zu entgehen.

Auch über Virgilius spricht er sich in der nämlichen Stelle folgendermaßen aus: Unser Virgilius hat aus keinem andern Grunde manche harte und ungeregelte und Manches in's Breite ziehende Verse mit einfließen lassen, als damit des Ennius Anhänger in der neuen Poesie etwas Alterthümliches finden möchten. — Bald darauf sagt er [nämlich A. Gellius] auch aus Seneca noch: Manche Gedanken des Ennius sind so großartig, daß sie, obwohl sie zur Zeit der Leute von Bocksgeruch **) geschrieben sind,

*) Es wird hier der lateinische Ausdruck suaviloquens jucunditas getadelt, wie gleich darauf der Ausdruck breviloquentia in dicendo.

**) Anspielung auf die alten Römer, die sich viel mit Viehzucht, namentlich mit Bocks- und Ziegenzucht beschäftigten, und *Gegensatz gegen* die Parfümerien der spätern Römer.

doch wohl auch bei den Pomadeherren Gefallen finden können. Und nachdem er die oben angeführten Verse des Ennius getadelt, sagt er: Die, welche solche Verse gern haben, die mögen sich wohl auch die Bettstellen von Meister Sotericus laben. *) — Doch du magst dir nun auch Einiges Wenige anführen und vorbringen lassen, was von eben jenem Seneca **) doch gut gesagt ist, wie z. B. Das, was er auf einen geizigen und gierigen und nach Geld dürstenden Menschen sagt: „Was liegt denn daran, wie viel du hast; es ist ja doch weit mehr, das du nicht hast.“

Bei Tertullian über die Seele. Kap. 42.

Viel gedrängter noch sagt Seneca: nach dem Tode hat Alles ein Ende, auch der Tod selbst.

Bei Lactantius, Unterweisungen über das Göttliche. I, 4.

Wie oft erhebt auch Annäus Seneca, der unter den Römern wohl der eifrigste Stoiker war, die Gottheit mit gebührendem Lob! Wenn er zum Beispiel von dem frühzeitigen Sterben spricht, sagt er: Erkennst du nicht die Erhabenheit und Majestät deines Richters? Er ist der Beherrscher des Erdkreises und des Himmels und aller Götter, Gott —, von ihm sind alle jene höheren Wesen abhängig, die wir anbeten und denen wir dienen.

*) Ohne Zweifel ein schlechter Tischler zu Seneca's Zeit.

**) Von welchem Gellius sonst nicht viel hält, vergl. Noct. Att. XII, 2. zu Anfang.

Eben Derselbe in seinen „Ermahnungen“: Dieser [Gott] da er den ersten Grund zu dem herrlichen Weltgebäude legte, und Das anordnete, was das Allergrößte und Vortrefflichste ist, das die Natur auszurichten weiß, hat dennoch, damit Alles unter einer besondern Leitung ginge, obwohl er selber sich über den ganzen Weltenbau verbreitet hat, als Diener seines Reiches die Götter hervorgebracht. — Und wie Manches hat er [Seneca] sonst noch gesagt, das mit unsern Ansichten Aehnlichkeit hat, und wovon ich jetzt nicht weiter handeln will, weil es anderswo besser an seinem Orte ist.

Kap. 7.

Es hat auch damit seine Richtigkeit, was ich oben als einen Ausspruch Seneca's in seinen „Ermahnungen“ angeführt habe, daß Gott Diener *) seines Reiches geschaffen habe.

Ebendaselbst.

Das hat Seneca, der scharfblickende Mann, wohl eingesehen in seinen „Ermahnungen.“ — Wir sind, sagt er, nicht unabhängig. Darum blicken wir auf Einen, dem wir zu verdanken haben, was das Beste an uns ist. Wir sind von einem Andern geschaffen, von einem Andern versorgt. Gott hat sich selbst gemacht.

*) Darunter versteht dann freilich Lactantius nicht, wie Seneca, Untergötter, sondern Engel.

Kap. 16.

Nicht ohne Witz sagt Seneca in seinen Büchern der Moralphilosophie: Was ist denn der Grund, warum nach den Dichtern der geile Jupiter aufgehört haben soll, Kinder zu zeugen? Ist er etwa ein Sechziger geworden, und hat ihm das Papische Gesetz *) eine Klammer [an die Zeugungstheile] angelegt? Oder hat er das Drei-Kinder-Recht bekommen? **) Oder ist ihm endlich einmal [der Spruch] eingefallen: Du hast von deinem Nächsten zu erwarten, was du ihm gethan hast? Und fürchtet er, es möchte es ihm Einer machen, wie er's dem Saturnus ***) gemacht hat?

Im zweiten Buch. Kap. 2.

Mit Recht sagt daher Seneca in seinen Büchern, der Moral-Mann verehrt die Bilder der Götter, man fleht zu ihnen auf den Knieen, man betet sie an; man sitzt oder steht Tage lang vor ihnen; man wirft ihnen ein Stück Geld hin und schlachtet ihnen Opferthiere. Und während man

*) Die lex Papia Poppaea von den Consuln M. Papius Mutilus und Poppäus unter Kaiser Augustus sprach aus, daß Männer von 60 Jahren als unfähig zum Kinderzeugen angesehen werden sollten; vergl. Sueton. Claudius 23.

**) Väter von drei Kindern hatten vor Andern, welche weniger oder keine Kinder hatten, Vorrechte, namentlich in Bewerbung um Aemter. Die Kaiser schenkten dieses Recht bisweilen auch Solchen, die nicht drei Kinder hatten.

***) Jupiter stieß nach dem Mythus seinen Vater Saturnus vom Thron.

vor diesen so hohe Achtung hat, verachtet man die Meister, von denen sie gemacht wurden.

Kap. 4.

Mit gutem Grund spottet nun Seneca auch über die Thorheit der Greise. Nicht nur zweimal, sagt er, sind wir Kinder, wie es gewöhnlich heißt, sondern immer. Der Unterschied ist aber der, daß unsre Spiele in's Große gehen.

Kap. 9.

Eine bessere Ansicht hat Seneca, der scharfsinnigste unter allen Stoikern, welcher einsah, daß die Natur nichts Anders ist, als Gott. Sollen wir nun, sagt er, Gott nicht preißen, da ihm die Tugend etwas Natürliches ist. Er hat sie freilich von Niemand gelernt. Allerdings, wir wollen ihn preißen; denn obwohl sie ihm etwas Natürliches ist, so hat er sie sich doch selber gegeben, weil Gott selbst die Natur ist.

Im dritten Buch. Kap. 15.

Von dem nämlichen Irrthum verleitet, sagt Seneca, denn Wer sollte wohl auf dem richtigen Weg bleiben, wenn ein Cicero irrt? — : Die Philosophie ist nichts Anderes, als die rechte Art zu leben, oder: die Einsicht, wie man tugendhaft leben müsse, oder: die Kunst, das Leben auf die rechte Weise zu führen. Nicht unrecht sind wir daran, wenn wir sagen: die Philosophie sey die Vorschrift zu einem guten und tugendhaften Leben. Und Wer da sagt, sie sey *eine Richtschnur* für das Leben, der gibt ihr wohl ihre gehörige Benennung.

Ebendaſelbſt.

Ferner ſagt Seneca in ſeinen „Ermahnungen“: Die meiſten Philoſophen ſind von der Art, daß ſie zu ihrer eigenen Schande predigen. Denn wenn man ſie gegen den Geiz, gegen die Wolluſt, gegen die Rangſucht donnern hört, ſo muß man denken, ſie wollen ein Bekenntniß über ſich ſelbſt ablegen; ſo ſpringen die Schmähworte, die ſie gegen die Welt ausſtoßen, auf ſie ſelbſt zurück. Man hat dieſe Leute nicht anders anzuſehen, denn als Aerzte, die nach ihrem Hausſchild Heilmittel haben, in ihren Büchſen aber Gift.

Ebendaſelbſt.

Der Weiſe wird, ſagt eben dieſer Seneca, [in manchen Fällen] Etwas thun, was er ſelber nicht gut heißen kann, wenn es auch nur darum wäre, um dadurch eine höhere Thätigkeit einzuleiten; den edeln Charakter wird er nie verläugnen, wohl aber ſich in die Zeit ſchicken; und was Andere zu ihrem Ruhm oder zu ihrem Vergnügen benützen, daraus wird er Gelegenheit nehmen, wirkſam zu ſeyn. Und bald nachher: Der Weiſe wird Alles auch thun, was die Genußmenſchen thun und die Unverſtändigen, aber nichts auf eben dieſelbe Weiſe, nicht in eben denſelben Abſichten.

Kap. 16.

Und Seneca ſagt: es ſind noch nicht tauſend Jahre, ſeitdem man die erſten Grundſätze der Philoſophie Seneca

gelernt hat. Viele Jahrhunderte hat also die Menschheit gelebt, ohne über sich selbst zu denken.

Kap. 23.

Es habe, behauptet Seneca, einen Stoiker gegeben, welcher sich in Untersuchungen einließ, ob er annehmen sollte, daß auch die Sonne ihre Bewohner habe; es sey Das nämlich eine unnöthige Bedenklichkeit von ihm gewesen.

Kap. 25.

Ein gewisser Aniceris, erzählt man, habe den Plato um acht Sestertien losgekauft. Darüber schimpft nun Seneca den Loskaufer, daß er den Plato um einen Spottpreis angeschlagen habe.

Im fünften Buch. Kap. 9.

Wer Alles wissen will, nehme Seneca's Schriften zur Hand, welcher der richtigste Zeichner des öffentlichen Sittenverderbnisses und der strengste Tadler desselben war.

Kap. 14.

Mit Recht sagt daher Seneca, indem er den Menschen ihre Widersprüche gegen sich selbst zum Vorwurf macht: Muth halten sie für die höchste Tugend, und dennoch erklären sie Den, der den Tod verachtet, für einen Rasenden. Das ist doch gewiß der höchste Grad von Verkehrtheit.

Im sechsten Buch. Kap. 17.

So ist's auch mit dem Ausspruch Seneca's in seinen Büchern der Moralphilosophie: Das ist der ehrenwerthe

Mann, nicht durch die Priestermütze ausgezeichnet oder durch den Purpur, oder durch den Lictoren-Dienst, aber deßhalb in keiner Hinsicht minder groß; der, wenn er dem Tod in's Antlitz sieht, nicht bestürzt wird, als schaute er etwas Ungewöhnliches; der, wenn er am ganzen Körper Martern erleiden, wenn er die Flammen sein Antlitz umlodern lassen, oder seine Arme am Galgen ausbreiten muß, nicht darnach fragt, was er leide, sondern wie gut er's zu ertragen wisse. Wer aber die Gottheit ehrt, duldet solches und fürchtet's nicht.

Kap. 24.

Halte es doch Keiner für Gewinn, wenn kein Mensch um sein Verbrechen weiß. Denn Alles weiß Der, unter dessen Augen wir leben; [halte es auch Keiner für Gewinn] wenn man sich vor der ganzen Menschheit verborgen halten kann: ihm kann ja Nichts verborgen, Nichts ein Geheimniß seyn. Seine „Ermahnungen" hat Seneca mit einem herrlichen Ausspruch geschlossen: Etwas unerklärbar Großes, und größer, als man's denken kann, ist die Gottheit; ihr, der wir durch unser Leben dienen, wollen wir uns wohlgefällig machen. Es hilft Nichts, daß unser Bewußtseyn [in uns selbst] verschlossen ist: vor Gott stehen wir offen da. —

Was könnte von Einem, der Gott kennt, Wahreres gesagt werden, als [in den angeführten Worten] der Mann sagte, der die wahre [christliche] Religion nicht kannte? —

Ebendaselbst.

Derselbige sagt im ersten Buche des nämlichen Werkes: Was machst du? Was hast du im Sinne? Was verhehlst du? Dein Aufseher geht mit dir. Den Einen mag dir ein anderweitiger Aufenthalt aus den Augen gerückt haben, den Andern der Tod, einen Dritten sein Uebelbefinden: aber Einer ist dir auf dem Nacken, den du nicht los werden kannst. Was suchst du dir einen abgelegenen Ort aus, und willst der Zeugen los seyn? Du meinst, es sey dir gelungen, Aller Augen zu entgehen? Thor du, was nützt dich's, keinen Mitwisser zu haben, da du ein Gewissen hast?

Kap. 25.

Wie viel besser und richtiger sagt Seneca: Wollt ihr euch Gott denken? [denket ihn euch] groß und freundlich, und in milder Erhabenheit ehrwürdig, als einen Freund, der euch stets nahe ist; der nicht verehrt seyn will durch Opfer und Blutströme, — denn wie sollt' er Freude haben an dem Niederschlachten schuldloser Geschöpfe, — sondern durch ein reines Herz und edle, tugendhafte Vorsätze. — Nicht Tempel von hoch aufgethürmtem Gestein will er sich gebauet wissen: in seiner Brust soll ihm ein Jeglicher einen Altar errichten.

Im siebenten Buch. Kap. 13.

Sinnig theilt Seneca die Zeiten der Stadt Rom nach den Menschenaltern ein. Das früheste Kindesalter, sagt *er, sey unter* dem König Romulus gewesen, von welchem

Rom sein Daseyn habe, und auch gleichsam groß gezogen worden sey; sodann das Knabenalter unter den übrigen Königen, unter denen es größer geworden und durch unsere Kenntnisse und Einrichtungen gebildet worden sey; aber unter des Tarquinius Regierung, da es schon angefangen habe, in die Jünglingsjahre einzutreten, sey ihm die sclavische Unterwerfung unerträglich geworden; da habe es das Joch der Zwingherrschaft abgeworfen und lieber Gesetzen als Königen gehorchen wollen. Und als seine Jünglingsperiode mit dem Ende des Punischen Krieges geschlossen war, da habe es endlich mit erstarkten Kräften angefangen, in das beste Mannesalter zu treten. Denn nach Karthago's Zerstörung, welcher Staat so lange um die Weltherrschaft mitbuhlte, streckte es seine Hände über den ganzen Erdkreis zu Wasser und zu Land; bis es, nachdem es alle Könige und Nationen unter das Joch seiner Oberherrschaft gebracht hatte, und es nun an Stoff zu Kriegen fehlte, seine Kraft mißbrauchte, mit der es sich selber verzehrte. Das war der Anfang seines Greisenalters, als es durch Bürgerkriege zerrissen und an innerem Verderben leidend, wieder zu der Regierungsform einer Alleinherrschaft zurücksank, und gleichsam in seine zweite Kindheit zurückversetzt wurde. Denn nach dem Verlust der Freiheit, um welche es unter Brutus Anführung und Leitung noch gefochten, ward es so altersschwach, als ob es sich selber nicht mehr aufrecht zu halten vermöchte, wenn es sich nicht auf die Stütze seiner Beherrscher lehnte.

Bei dem h. Hieronymus im ersten Buche gegen Jovinianus.

Als die Vestalin Claudia in den Verdacht der Entehung gekommen war, und die Bildsäule der Idäischen Muter [Cybele] auf einer Furt in der Tiber stecken blieb, o soll sie, um ihre unentweihte Ehre zu beweisen, mit ihem Gürtel das Schiff herausgezogen haben, welches viel: ausend Menschen nicht hatten von der Stelle bringen könen. Besser, sagt der Oheim des Dichters Lucanus [Seeca], wäre sie doch daran gewesen, wenn dieser Erfolg ie Krone anerkannter Ehre gewesen wäre, statt daß er eine Ehrenrettung gegen den Zweifel daran war.

In ebendemselben Buch.

Es haben Aristoteles, Plutarchus und unser Seneca, Schriften über die Ehe geschrieben, aus welchen schon ben Einiges vorkam, und auch Das steht, was wir jetzt och anführen. — Liebe um der schönen Gestalt willen wird ald vergessen und ist nicht viel anders, als Verrücktheit, in häßliches und mit einem gesunden Gemüth im Widerpruch stehendes Laster. Sie verwirret die Gedanken: sie erderbt edle und hohe Gesinnungen und zieht von großen Gedanken zu den niedrigsten herab: sie macht die Menschen nzufrieden, leidenschaftlich, unbesonnen, hart im Gebieten nd sklavisch schmeichelnd, unfähig zu Allem, am Ende ar Liebe selbst. Denn indem sie von unersättlicher Sucht *ach Genuß brennt*, bringt sie die meiste Zeit in Eifersucht,

in Thränen und Klagen hin, macht sich verhaßt und ist sich am Ende selber verhaßt.

Etwas weiter unten.

Ueberdieß führt Seneca an, er habe einen Gecken gekannt, der, wenn er ausgehen wollte, die Brust seiner Frau mit einem Gurt verwahrte, und [zu Hause] auch nicht einen Augenblick ohne ihre Gegenwart seyn konnte; der Mann und die Frau tranken keinen Tropfen, ohne daß das Getränke zuvor von den Lippen des Andern berührt war; darnach noch andere eben solche Thorheiten, die sie begingen, zu denen die blinde Gewalt einer glühenden Leidenschaft sie hinrieß.

Am Schluß.

Und was ist, heißt es bei Seneca, von solchen Männern zu sagen, welche in Armuth stecken, und von welchen ein großer Theil dazu sich miethen läßt, um den Namen eines Ehemanns zu führen, zur Verhöhnung der Gesetze, die gegen die Ehelosen gegeben sind? Was kann ein Solcher für einen Einfluß auf die Sitten haben, und Züchtigkeit verlangen und Mannesehre behaupten gegen eine Person, gegen die er das Weib ist.

Bei dem h. Augustinus: Vom Reiche Gottes. VI, 10.

Die Freiheit freilich, welche Dieser (Varro) nicht hatte, so daß er es nicht wagen konnte, jene Gotteslehre

in Rom, die der des Theaters ganz ähnlich war, öffentlich wie diese zu tadeln, wurde, wenn auch nicht durchaus, doch einigermaßen dem Annäus Seneca zu Theil, von welchem wir einige Spuren finden, daß er zu den Zeiten unserer Apostel geblüht habe. Er genoß diese Freiheit im Schreiben, wenn sie ihm auch im Leben fehlte. Denn in dem Buch, das er gegen den Aberglauben in der Religion schrieb, tadelt er jene Volks- und Stadt-Götterlehre viel unumwundener und heftiger, als Varro die theatralische und dichterische. Wo er nämlich von den Götterbildern handelt, sagt er: Die heiligen, unsterblichen und unantastbaren Götter stellt man in schlechtem und bewegungslosem Stoff dar. In Menschen- und Thier- und Fischgestalten kleidet man sie ein, manchmal wohl gar in ein Gemisch aus verschiedenen Körpern. Göttliche Wesen nennt man, was, wenn es auf einmal Leben bekäme und vor uns träte, als ein Ungethüm erscheinen würde.

Etwas später sodann, nachdem er die natürliche Götterlehre preisend, die Ansichten einiger Philosophen aus einander gesezt hat, legt er sich selbst eine Frage vor, und sagt: Hier möchte Jemand einwenden: Wie? ich soll glauben, daß der Himmel und die Erde Götter seyen, und einige über, andere unter dem Mond? Ich soll mir gefallen lassen, was Plato oder der Peripatetiker Strato sagt, von denen der Eine die Gottheit ohne Körper, der Andere ohne Seele annimmt? — Und darauf antwortend sagt er: Nun, scheinen dir denn richtiger die Träumereien eines *Titus* Tatius oder Romulus oder Tullus Hostilius? —

Titus Tatius *) stellte eine Göttin Cluacina **) auf, Romulus den Picus ***) und den Tibergott, Hostilius den Pavor und Pallor [Schrecken und Bläße aus Angst], diese so abscheulichen Gemüthszustände der Menschen, wovon der eine die Erschütterung einer erschreckten Seele ist, der andere — nicht etwa eine Krankheit des Körpers, sondern gar nur eine Verfärbung desselben. — Willst du etwa lieber diese für göttliche Wesen halten und in den Himmel aufnehmen? — Und über die grausam schmählichen [gottesdienstlichen] Gebräuche, — wie frei schreibt er über diese! Der Eine, sagt er, verstümmelt sich an den männlichen Theilen, der Andere zerschneidet sich die Arme. Wie kann man sich noch vor dem Zorn der Götter fürchten, wenn man sich auf solche Weise ihre Gunst verdient hat? Die Götter aber selbst sollte man auf keine Weise mehr verehren, wenn sie unter Anderm so verehrt seyn wollen. So groß ist der Wahnsinn eines verstörten und verrückten Verstandes, daß man die Götter auf eine Weise versöhnen will, wie nicht einmal Menschen wüthen. Die abscheulichsten Tyrannen, von deren Grausamkeit man in Liedern singt und sagt, haben wohl Diesem oder Jenem die Glieder zerfleischen lassen, aber Keinem befohlen, sie selbst zu

*) Titus Tatius, der Sabinerkönig, der nach gemachtem Vergleich wegen des geschehenen Weiberraubs friedlich mit einem Theil seines Volks nach Rom zog.

**) Cluacina oder Cloacina, ein Beiname der Venus; ihr Standbild wurde in der cloaca maxima gefunden, daher ihr Name.

***) Picus, ein fabelhafter König der Aboriginer, welcher von Circe in einen Specht verwandelt wurde. Vergl. Virgil's Aen. VII, 189.

zerhacken. Zur Befriedigung des königlichen Gelüstens sind wohl Manche entmannt worden, aber noch kein Mensch hat auf eines Herrschers Geheiß Hand an sich selbst legen müssen, um kein Mann mehr zu seyn. — In Tempeln metzeln sie sich selbst nieder, und senden unter eigener Verwundung und Verblutung ihre Gebete empor. Wenn sich Einer dazu verstehen mag, mit anzusehen, was sie thun, und was sie ausstehen, so wird er Dinge finden, so unziemend für Leute von Ehre, so unwürdig für freie Menschen, so widersprechend dem gesunden Verstande, daß Niemand zweifeln würde, sie seyen toll, wenn der Tollheitsgenossen weniger wären; so aber ist's die Menge der Verrückten, was ihnen noch den gesunden Verstand zuspricht.

Was er dann weiter erzählt, daß auch auf dem Capitolium vorgehe, und was er ohne Scheu die Leute im Allgemeinen zeiht, Wer sollte doch glauben, daß solches anders als etwa zum Hohn [des Heiligen] oder im Wahnsinn geschehe? Nachdem er seinen Spott darüber gehabt, daß bei den Aegyptischen Gottesdiensten um den Osiris*) Klage angestellt werde, als wäre er verloren, bald aber über sein Wiederfinden große Freude sey, da das Verlieren und das Finden desselben nur erdichtet ist, dennoch aber Schmerz und Freude darüber von Leuten die weder Etwas verloren, noch Etwas gefunden haben, als wäre Alles wirklich, ausgedrückt wird; so sagt er dabei, dieser Unsinn hat doch seine bestimmte Zeit. Das ist noch erträglich, wenn man einmal des Jahrs ein Narr ist. Komme ich auf's Capitolium, so muß ich mich der an den Tag gelegten Thorheit vor aller Welt schämen, und des Dienstes, den sich eitler Wahnsinn zur Pflicht macht. Der Eine gibt der Gottheit Nebengötter bei, der Andere zeigt dem Jupiter die Stunden an, der Eine

*) Ueber den Osirismythus vergl. Fr. Creuzer's Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen; im Auszuge von G. H. Moser. Leipzig und Darmstadt 1822. S. 85 ff.

macht den Amtsdiener, der Andere den Salbeneinreiber und d mit bloßer Bewegung der Arme, als salbte er ein. Manche sorgen der Juno und Minerva den Haarputz, aber weit w stehen sie nicht nur von dem Götterbild, sondern sogar vom Te pel, machen aber doch die Bewegung mit den Fingern, als krä selten sie. Andere halten ihnen den Spiegel; Andere sprechen d Götter zu Bürgen an; Andere halten ihnen ihre Klagschrifte vor, und unterrichten sie von ihren Prozessen. Ein geschickte Oberpantomime spielte als ein abgelebter Greis täglich auf dem Capitolium seine Rolle, als würden ihm die Götter gerne zu sehen, da er bei den Menschen nichts mehr galt. Künstler aller Art bringen dort ihre Zeit zu, und weihen den unsterblichen Göttern ihre Dienste.

Und bald darauf sagt er: Diese jedoch weihen der Gottheit einen, wenn auch unnöthigen, doch nicht schändlichen und ehrlosen Dienst. Aber es sitzen auch Weiber auf dem Capitolium, die da meinen, Jupiter sey in sie verliebt, und die sich nicht einmal durch die Scheu vor der — wenn man den Poëten glaubt — hoch erbitterten Juno abschrecken lassen.

Eine solche Freiheit hatte Varro nicht; nur die Götterlehre der Dichter getraute er sich zu geißeln, nicht aber die des Staates, welche Dieser ganz zernichtet hat. Doch wenn wir auf das Wahre sehen, so sind Tempel, wo solche Dinge vorgehen, schlimmer entweiht, als Theater, wo man dergleichen darstellt. Darum hat Seneca in Bezug auf die Religion der öffentlichen Götterlehre dem Weisen eigentlich die Rolle zugetheilt, daß er im Herzen nicht daran glaube, doch aber im Aeußern sich darnach richte. Er agt nämlich: Das Alles wird der Weise beobachten, als Etwas, as durch Gesetze geboten, nicht aber als Etwas, das den Göt=rn lieb ist.

Und bald hernach heißt es: Schließt man denn nicht gar ch Ehen zwischen den Göttern, und erst nicht wie sich's ge=hrt, nämlich zwischen Brüdern und Schwestern, dem Mars gibt n die Bellona zur Gattin, dem Vulcan die Venus, dem Nep-

tum die Salacia;*) Einige jedoch läßt man ehelos, als ob es an Gelegenheit gefehlt hätte, besonders bei Einigen im Wittwenstande, z. B. bei der Populonia, oder Fulgora und bei der vergötterten Rumina,**) wo mich's übrigens nicht wundert, daß kein Freier kommen wollte. Alles, was zu diesem unachtbaren Götterschwarm gehört, den durch die Länge der Zeit der lange Aberglaube zusammengehäuft hat, wollen wir, sagt er, so anbeten, daß wir nicht vergessen, ihre Verehrung sey nicht sowohl wesentlich, als sie zur Sitte gehöre. Es war also bei jenen Gesetzen und dem Gebrauch in der Volksgötterlehre freilich nicht auf Das abgesehen, was den Göttern lieb wäre und wesentlich zur Sache gehörte: allein jener Mann [Seneca], den die Philosophen eigentlich zu einem freien Mann gemacht haben, hat dennoch, weil er ein Senator des erlauchten Römischen Volkes war, verehrt, was er mißbilligte, gethan, was er verwarf, und angebetet, was er als verderblich erkannte.

Kap. 11.

Dieser [Seneca] tadelt unter andern Religionsmeinungen der Volksgötterlehre auch die Gottesdienste der Juden und besonders die Sabbate, indem er behauptet, es sey eine zwecklose Sache, daß sie vermöge des jedesmaligen siebenten Zwischentages so ziemlich den siebenten Theil ihrer Lebenszeit mit Nichtsthun verschleudern, und Manches, wo es auf den Augenblick ankomme, dadurch, daß man's nicht thue, zu Schaden gehe. Der Christen jedoch, die damals schon mit den Juden im größten Zwiespalt waren, hat er sich auf keine Weise zu erwähnen getraut, um nicht auf der einen Seite durch ihr Lob der alten Gewohnheit seiner Va-

*) Salacia, eine Meergöttin, vielleicht Amphitrite oder Thetys. Vergl Servius zu Virgil Georg. I., 31.

**) Die Populonia halten Einige nur für einen Beinamen der *Juno*; *Fulgora* ist die Göttin der Blitze; Rumina die Göttin der Säugenden.

terstadt zu nahe zu treten, oder auf der andern durch ihren Tadel vielleicht gegen seine eigene Ueberzeugung zu reden.

Ebendaselbst.

Da er auf jene Juden *) zu sprechen kommt, sagt er: Nachdem der Verkehr mit jenem verworfenen Volk mit der Zeit so um sich gegriffen hat, daß es bereits in allen Ländern Eingang gefunden, so haben sie, die Besiegten, den Siegern Gesetze gegeben. — Es ist dies ein Ausspruch der Verwunderung, und er wußte nicht, was durch göttliche Schickung [mit jenem Volke] vorging. Deutlich fügt er aber seine Ansicht bei, wodurch er zu erkennen geben wollte, was er von der Beschaffenheit ihrer Religionsgebräuche dachte. Er sagt nämlich: Jene haben doch den Grund ihrer gottesdienstlichen Gebräuche gewußt: aber der größere Theil unsers Volkes thut Etwas, wovon es nicht weiß, warum?

Bei dem Biographen des P. Virgilius Maro.

Seneca meldet, der Dichter Julius Montanus **) habe gesagt: er möchte dem Virgil manches stehlen, wenn er sich auch seinen Vortrag und seine Miene und seine Geberden denken könnte; denn die nämlichen Verse klingen gut, wenn Jener sie vortrage; ohne ihn aber seyen sie ohne Leben, wie stumm.

Bei Servius zum sechsten Buch der Aeneide.

Seneca schrieb über die Lage und über die Gottesdienste der Aegypter. Er sagt: In der Gegend von Syene, ***) dem

*) Unter diesen Juden versteht Seneca die Christen.

**) Julius Montanus, ein elegischer Dichter zur Zeit des Kaisers Tiberius, schrieb auch über den Aufgang der Sonne

***) Syene in Oberägypten am Nil, an der Aethiopischen Grenz

äußersten Theile Aegyptens, sey ein Ort, den man Philä nennt, das heißt: die Freundinnen; darum, weil dort Isis von den Aegyptern versöhnt wurde, auf die sie böse war, weil sie die Glieder ihres Gemahls Osiris nicht fand, den sein Bruder Typhon getödtet hatte. Nachdem sie dieselben aber nachher gefunden hatte und begraben wollte, wählte sie dazu die gesicherte Stelle eines nahen Sumpfes, wovon gewiß ist, daß man nicht leicht hinüberkommen kann. Er ist nämlich schlammig und mit Papyrusstauden verwachsen.

Bei Ebendemselben zum neunten Buch der Aeneide.

Der Ganges ist ein Fluß in Indien, der nach Seneca in seiner Schrift über die Lage Indiens in neun Rinnsalen strömt, nach Mela aber in sieben, übrigens bemerkt Dieser zugleich, es sagen Einige, er fließe in dreien.

Bei Priscianus im siebenten Buch.

Seneca, dem Ovidius *) folgend, [sagt]:

„Wählt sie ein grobes Gewand, lobe das grobe Gewand."

Im Concilium von Tours II, XV.

Manche Laien, während sie verschiedentlich Ehebruch verüben, vermuthen bei Andern Das, wessen sie sich von sich selbst bewußt sind, wie Seneca sagt: die schändlichsten Laster seyen an Denjenigen zu finden, welche meinen, die Tollheiten, welche sie treiben, seyen auch die Leidenschaft Anderer.

---

*) Ovidius von der Kunst zu Lieben II, 300.

Lucius Annäus Seneca des Philoſophen

Werke.

Vierte Abtheilung.

Ueberſetzt

von

Auguſt Pauly,
Profeſſor am obern Gymnaſium zu Stuttgart.

Stuttgart,
Verlag der J. B. Metzler'ſchen Buchhandlung.
Für Oeſtreich in Commiſſion von Mörſchner und Jaſper in Wien.
1838.

Lucius Annäus Seneca des Philosophen

Werke.

Zwölftes Bändchen.

Briefe

übersetzt

von

August Pauly,

Professor am obern Gymnasium zu Stuttgart.

Erstes Bändchen.

Stuttgart,

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

Für Oestreich in Commission von Mörschner und Jasper in Wien.

1832.

Einleitung

Die Grundsätze seiner eclectisch-stoischen Moralphilosophie, welche Seneca in einzelnen Abhandlungen ausführlicher erörtert hatte, sind in seinen Briefen, als in einem moralischen Handbuche, aber ganz in der zwanglosen Weise zusammengestellt, zu welcher ihn die glücklich gewählte Form belehrender und paränetischer Zuschriften berechtigte. Diese sind sämmtlich an einen Lucilius gerichtet, unter welchem wir uns schwerlich einen fingirten Freund, sondern den geistreichen Verfasser des sonst dem Cornelius Severus zugeschriebenen didactisch-pittoresken Gedichtes Aetna zu denken haben, wie durch Wernsdorf und Andere

sehr wahrscheinlich gemacht worden ist. Lucilius, durch Verbindungen und öffentliche Stellung der großen Welt angehörend, wird von dem Freunde angelegentlich aufgefordert, einer schlechten Zeit sich auszusondern, und zur Philosophie und zu sich selbst zurückzukehren. Dieß ist als die Grundtendenz dieser ganzen Briefsammlung zu betrachten. Aber sie ist nicht blos an Lucilius, sie ist an die ganze Mitwelt, und mehr noch, weil Seneca mit dieser zerfallen scheint, an die Nachwelt gerichtet. „Der Nachwelt Angelegenheit betreibe ich: für sie schreibe ich Etliches, was ihr nützen mag *)."

Offenbar also in der Absicht öffentlicher Bekanntmachung geschrieben, tragen diese Aufsätze das treueste Gepräge der Eigenthümlichkeit Seneca's mit ihren Tugenden und ihren so schwer gerügten, doch meist genialen Fehlern. Der Ton derselben ist mehr oder minder rhetorisch, und gar oft wird der Leser mehr geblendet als überzeugt und erwärmt. Nicht selten ist der Zusammenhang schwer zu verfolgen: die Rede

*) M. s. den achten Brief und den ein und zwanzigsten.

ist oft nachlässig hingeworfen, manches Bild grell, hie und da das Bestreben übertrieben, die Gedanken durch Contraste zu beleuchten. Aber eben so oft ist Seneca erhaben durch Enthusiasmus für sittliche Größe, lehrreich durch seine Kenntniß des menschlichen Herzens, und höchst anziehend durch die Reize einer glänzenden, in hohem Grade rhythmisch-melodischen Sprache.

Die Abfassung dieser Briefe fällt in die spätern Jahre des Schriftstellers. Einige sind noch in Nero's bessern Zeiten geschrieben *), vielleicht mit absichtlicher Beziehung auf den moralischen Unterricht des jungen Kaisers; andere aber scheinen schon auf die Schreckensherrschaft zu deuten.

Vorliegende Uebertragung bedarf nachsichtiger Beurtheilung. Seneca ist lichtvoll und leicht zu lesen; aber schwer, oft beinahe unmöglich ist es, in seiner Eigenthümlichkeit ihn nachzubilden, zumal wo die Spitze antithetischer Einfälle auf einem Wortspiele oder gar einem bloßen Gleichklange beruht.

*) M. s. z. B. den siebenten. Vergl. dagegen den vierzehnten.

Uebrigens darf dem Freunde ernſter Lectüre wohl dieſes Buch in einer Zeit empfohlen werden, welche in mancher Beziehung an jene Seneca's gemahnt.

Rühmend habe ich noch meines Vorgängers Olshauſen zu erwähnen, deſſen ſehr ſorgfältige Ueberſetzung ich an manchen Stellen dankbar benützt habe.

Der Text, dem ich folge, iſt im Ganzen der Schweighäuſer'ſche (Strasburg, 1809. 2 Bde. 8.) uno der in meiner Ausgabe auserwählter Briefe (Stuttgart. Metzler, 1825. 8.) gegebene.

Pauly.

Seneca's Briefe.

Erſter Brief.

Werth der Zeit.

Thue alſo, mein Lucilius; rette Dich Dir ſelbſt; ſammle und bewahre die Zeit, welche bis jezt Dir bald geraubt, bald entwandt ward, bald entſchlüpfte. Glaube mir, es iſt ſo, wie ich ſchreibe: ein Theil der Zeit wird uns entriſſen, ein anderer unvermerkt entzogen, ein dritter zerrinnt uns. Doch der ſchimpflichſte Verluſt iſt der, welcher aus Nachläßigkeit erwächst; und betrachten wir's genauer, ſo verfließt der größte Theil der Zeit den Menſchen, indem ſie Uebels thun, ein großer, indem ſie Nichts thun, das ganze Leben, indem ſie andere Dinge thun, als ſie ſollten. Wen willſt Du mir nennen, der einigen Werth auf die Zeit legte? der den Tag ſchazte? der es einſähe, daß er täglich ſtirbt? Das iſt unſer Irrthum, daß wir den Tod in der Zukunft ſchauen: er iſt zum großen Theile ſchon vorüber; was von unſerem Leben hinter uns liegt, hat der Tod. Alſo, mein Lucilius, thue, wie Du ſchreibſt; halte alle Stunden zuſammen; ergreife den heutigen Tag, ſo wirſt du weniger von dem morgenden hängen. Indem man das Leben verſchiebt, eilt es vor

Alles, mein Lucilius, ist fremdes Eigenthum, nur die Zeit ist unser. Dieses so flüchtige, so leicht verlierbare Gut ist der einzige Besitz, in welchen die Natur uns gesetzt, und doch verdrängt uns daraus, Wer da will. Und so groß ist die Thorheit der Sterblichen, daß sie das Geringste und Armseligste, wenigstens das Ersetzbare, haben sie es empfangen, sich aufrechnen lassen, dagegen Niemand sich in Schuld glaubt, wenn er Zeit erhalten, während diese doch das Einzige ist, was auch der Dankbare nicht erstatten kann. Du fragst vielleicht, was ich denn selbst thue, der ich Dir diese Lehren gebe? Ich will es Dir offen gestehen. Es ist bei mir, wie bei Dem, der vielen Aufwand macht, aber sorgfältig Buch hält; die Rechnung über meine Ausgabe ist in Ordnung. Ich kann nicht sagen, daß mir Nichts zu Grunde gehe; aber Was zu Grunde gehe, und warum und wie, vermag ich zu sagen; die Gründe meiner Armuth kann ich angeben. Allein es geht mir, wie den Meisten, die ohne ihr Verschulden in Dürftigkeit gerathen sind; Jeder verzeiht, Niemand hilft ihnen. Doch — was ist's? Ich halte Den nicht für arm, dem das Wenige genügt, das er übrig hat. Dir aber rathe ich, spare was Du hast, und fange *) bei guter Zeit an. Denn, wie unsere Alten meinten, „zu spät ist es, die Neige zu sparen." Denn nicht bloß Wenig ist es, sondern auch das Schlechteste, was auf dem Boden bleibt.

*) *Nach der Vulg. incipias.*

Zweiter Brief.

Wie soll man seine Lectüre einrichten?

Nach Dem, was Du mir schreibst, und nach Dem, was ich höre, fasse ich eine gute Hoffnung von Dir. Du wanderst nicht hin und her, und zerstreust Dich nicht durch häufigen Wechsel des Aufenthaltes. Ein solches Sichhinundherwerfen deutet auf ein krankes Gemüth. Auf Einer Stelle bleiben, und bei sich verweilen zu können, das halte ich für das erste Merkmal eines geordneten Sinnes. — Siehe dagegen wohl zu, ob jenes Lesen vieler Schriftsteller und verschiedenartiger Bücher nicht etwas Unstätes und Flüchtiges zeige. Bei gewissen einzelnen Geistern mußt Du verweilen, und aus ihnen Dich nähren, wenn Du Etwas gewinnen willst, das treu in der Seele hafte. Nirgends ist, Wer überall ist. Die ihr Leben auf Reisen zubringen, haben gemeiniglich viele Gastfreunde, aber keinen Freund. Dasselbe begegnet nothwendig Dem, der an keines Mannes Geist vertraulich sich anschließt, sondern in eiligem Laufe über Alles hingeht. Keine Speise ist gedeihlich und geht in den Körper über, welche sogleich nach dem Genusse wieder abgeht. Nichts hindert so sehr die Genesung, als häufiger Wechsel der Arzneien. Die Wunde vernarbt nicht, an welcher viele Mittel versucht werden: die Pflanze erstarkt nicht, die häufig versetzt wird: es gibt Nichts so Wirksames, daß es im Vorbeigehen nützte. Die Menge der Bücher zerstreut. Da Du also nicht *so viele lesen kannst*, als Du haben möchtest, so genügt es *so viele zu haben*, als Du lesen kannst. „Allein," sagst Du, „*ich mag nun einmal bald in diesem Buche blättern, bald*

jenem." Es verräth einen verdorbenen Magen, an Vielem herumzukosten: dieses verschiedenartige Mancherlei verunreinigt ihn und nährt nicht. Lies daher immer nur bewährte Schriftsteller, und wenn Du je einmal Lust hast auch bei Anderen einzusprechen, so kehre immer wieder zu jenen ersteren zurück. Erwirb Dir täglich Etwas, was gegen die Armuth, gegen den Tod, nicht minder gegen die andern Uebel Dich zu stärken vermag: und aus dem Vielen, was Du durchlaufen, hebe Eines aus, um es an diesem Tage zu verdauen. Das thue ich selbst auch. Von Mehrerem, was ich gelesen, halte ich etwas Einzelnes fest. Das Heutige ist ein Satz, den ich bei Epicur getroffen. (Denn ich pflege auch in Feindes Lager hinüber zu gehen, nicht als ein Ueberläufer, sondern als Kundschafter.) Epicur sagt: Es ist etwas Ehrenvolles um die vergnügte Armuth. Allein — ist die Armuth vergnügt, so ist sie nicht mehr Armuth. Nicht Wer Wenig hat, sondern Wer Mehr begehrt, ist arm. Denn Was liegt daran, wie Viel Jener in seiner Truche, wie Viel auf seinen Speichern liegen hat, wie viele Heerden, wie viele Kapitalien er besitzt, wenn er nach Fremdem giert, und zusammenzählt, nicht Was erworben ist, sondern Was noch erworben werden soll? Welches das Maaß des Reichthums sey, fragst Du? Für's Erste, zu haben Was nöthig, hiernächst, Was genug ist.

Dritter Brief.

Von dem Zutrauen gegen Freunde.

Du hast mir Deine Briefe durch Deinen Freund, wie du sprichst, *überbringen* lassen. Hernach warnst Du mich

ihm nicht Alles Dich Betreffende mitzutheilen, weil nicht einmal Du selbst Dieß zu thun pflegest. So hast Du in einem und demselben Briefe gesagt, er sey Dein Freund, und wieder, er sey es nicht. Du hast demnach dieses Wort so im allgemeinen Sinne genommen, und hast ihn Freund genannt, wie wir Alle, die sich um Aemter bewerben, „vortreffliche Männer" nennen, oder die uns Begegnenden, wenn uns ihr Name nicht beifällt, mit „Herr" begrüßen. In sofern mag es hingehen. Allein, wenn Du Jemand, Dem Du nicht eben soviel anvertraust, als Dir selbst, wirklich für Deinen Freund hältst, so irrst Du sehr und kennst das Wesen der wahren Freundschaft nur unvollkommen. Berathe Dich vielmehr über Alles mit deinem Freunde, doch vorher noch über ihn selbst. Nach dem Freundschaftsbunde mußt Du trauen, vor demselben beurtheilen. Diejenigen aber verkehren die Ordnung der Pflichten, welche, gegen Theophrasts Vorschrift, erst lieben, dann beurtheilen, und nicht lieben, nachdem sie beurtheilt haben. Bedenke es lange, ob Einer in Deine Freundschaft aufzunehmen sey: findest Du für gut, daß es geschehe, dann öffne ihm Dein ganzes Herz, dann sprich mit ihm so frei, als mit Dir selbst. Nur lebe so, daß Du Dir selbst Nichts zu vertrauen habest, was Du nicht sogar Deinem Feinde anvertrauen könntest. Allein, da Manches eintritt, woraus die Sitte Geheimnisse gemacht hat, so theile mit dem Freunde alle Sorgen, alle Deine Gedanken. Halte ihn für treu, so machst Du ihn dazu. Manche lehren hintergehen, indem sie fürchten, hintergangen zu werden, und durch ihren Argwohn geben sie Andern ein Recht, an ihnen zu sündigen. Wie sollte ich also auch nur mit Einem Worte gegen

Freund zurückhalten? warum, wenn ich nur mit ihm zusammen bin, nicht glauben, allein zu seyn? Es gibt Leute, die Jedem, der ihnen in den Weg kommt, Dinge erzählen, welche nur dem Freunde zu vertrauen sind, und Was immer sie drückt, in jegliches Ohr entladen. Andere hinwider scheuen sogar das Mitwissen Derer, die ihnen die Liebsten sind, und — sich selbst Nichts vertrauend, wenn sie könnten — schließen sie in ihr Innerstes jegliches Geheimniß. Keines von Beiden soll man thun, denn Beides ist ein Fehler, Allen trauen und Keinem: nur ist das Eine, möchte ich sagen, ein edlerer Fehler, das Andere ein minder gefährlicher. Eben so werden Beide zu tadeln seyn, sowohl Die, welche immer unruhig sind, als Die, welche immer ruhen. Denn jene Geräusch liebende Unruhe ist nicht Thätigkeit, sondern das Umhertreiben eines leidenschaftlich aufgeregten Gemüthes: und es ist nicht Ruhe, wenn man jede Bewegung für Beschwerde achtet, sondern Trägheit und Erschlaffung. Merken wir uns also, was ich bei Pomponius *) las: „Manche haben sich dergestalt in ihre Schlupfwinkel zurückgezogen, daß sie glauben, Alles sey im Gedränge, was im Lichte ist.“ Man muß Beides verbinden, mit der Ruhe die Handlung, mit der Handlung die Ruhe. Befrage den Rath der Natur; sie wird Dir sagen, sie habe wie den Tag, so die Nacht geschaffen.

*) Ein tragischer Dichter dieses Namens lebte unter Augustus und Tiberius.

Vierter Brief.

Aufmunterung zum fortgesetzten Streben nach Weisheit: sie befreit von der Todesfurcht.

Beharre bei Dem, was Du begonnen, und eile, so sehr Du kannst, damit Du desto länger eines gebesserten und geordneten Gemüthes Dich freuen mögest. Du freuest Dich zwar schon, so lange Du Dich besserst, so lange Du Dich ordnest: doch ein ganz anderes Vergnügen ist es, Das wir bei der Beschauung einer von allen Schwächen reinen und fleckenlosen Seele genießen. Es ist Dir gewiß noch im Gedächtniß, welche Freude Du empfandest, als Du das Knabenkleid abgelegt, das Männergewand angethan hattest und auf's Forum geführt wurdest. Eine größere Freude wartet Deiner, wenn Du den knabenhaften Sinn abgelegt und die Weisheit Dich unter die Männer geschrieben haben wird. Noch immer blieb in uns, zwar nicht Knabenalter, aber, was schlimmer ist, Knabensinn zurück. Und um so trauriger ist Dieß, da wir das Ansehen der Greise, die Fehler der Knaben haben, und nicht nur der Knaben, sondern der Kinder. Jene zittern vor unbedeutenden, diese vor eingebildeten Uebeln: wir vor Beiden. Schreite vorwärts, und Du wirst erkennen, daß Manches eben deßwegen weniger zu fürchten ist, weil es große Furcht erregt. Nichts, so groß es sey, ist zu fürchten, wenn es das Letzte ist. Der Tod kommt zu Dir; zu fürchten wäre er, wenn er bei Dir seyn könnte; *nothwendig ist er entweder noch nicht da, oder schon vorüber.* „Aber schwer ist's", sagst Du, „die Seele zur Verachtung *der Freiheit zu vermögen!"* Siehst Du nicht, welche u

dige Ursachen sie öfters hat, diese Verachtung? Einer erhing sich vor der Thüre seiner Geliebten; ein Anderer stürzte sich vom Dache, um seinen scheltenden Herrn nicht länger hören zu müssen; ein Dritter, um nicht von der Flucht zurückgebracht zu werden, stieß sich einen Dolch in den Leib. Und dem Mannessinne sollte nicht gelingen, Was der Angst gelang? Ein ruhiges Leben wird Keinem zu Theil, der zu sehr auf seine Verlängerung denkt, der unter die höchsten Güter viele Consuln rechnet. Das sey Dein tägliches Trachten, wie Du mit Gleichmuth ein Leben verlassen mögest, das Viele umklammern und festhalten, wie Die, welche ein Gießbach fortreißt, Gesträuche und Felsen. Gar Viele treiben kläglich zwischen Todesfurcht und den Qualen des Lebens: leben wollen sie nicht, und zu sterben wissen sie nicht. Schaffe Dir also ein heiteres Leben, indem Du alle Besorgniß um dasselbe verbannest. Kein Gut frommt seinem Besitzer, außer auf dessen Verlust sein Gemüth gefaßt ist. Keines Dinges Verlust aber ist leichter, als dessen, Das, wenn es verloren ist, nicht vermißt wird. Also gegen Alles, was auch die Mächtigsten treffen kann, ermuthige und verhärte Dich. Ueber des Pompejus Kopf haben ein Unmündiger und ein Verschnittener das Urtheil gesprochen; über Crassus ein grausamer und übermüthiger Parther; ein Lepidus mußte auf des Kaisers Cajus Geheiß seinen Nacken dem Tribun Dexter darbieten, und Cajus selbst bot den seinigen dem Chärea. Niemanden hat das Glück so hoch gestellt, daß es ihm nicht eben so Vieles drohte, als es gewährte. Traue nicht dieser Windstille. In einem Augenblicke thürmt sich das Meer auf: an demselben Tage, wo das Fahrzeug auf den Wellen spielte,

ward es verschlungen. Bedenke, ein Räuber, ein Feind ko
das Schwert Dir an die Kehle setzen: und es bedarf nic
einmal überlegener Gewalt; in jedes Sclaven Willkür ste
Dein Leben oder Dein Tod. Ich behaupte: Wer sein eige
Leben verachtet, ist des Deinigen Herr. Erinnere Dich a
die Beispiele Derer, denen offene Gewalt oder Arglist meu
terischer Hausgenossen den Untergang gebracht, und Du wirst
finden, daß nicht Wenigere fielen durch erboste Sclaven als
durch den Zorn der Könige. Was kann Dir also daran lie-
gen, wie mächtig Der sey, Den Du fürchtest, da Das, weß-
wegen Du Ihn fürchtest, Jeder thun kann? „Aber, wenn
ich dem Feinde in die Hände falle, so wird der Sieger mich
zum Tode führen lassen —" zum Tode, ja, wohin Du doch
geführt wirst. Warum täuschest Du Dich selbst und wirst
erst jezt gewahr, Was Dir längst schon geschieht? Ich sage
Dir: seit Deiner Geburt wirst Du zum Tode geführt. Mit
diesem und Aehnlichem müssen wir unsere Seele beschäftigen,
wenn wir in Ruhe jene lezte Stunde erwarten wollen, de-
ren Furcht alle Uebrigen unruhig macht.

Doch — damit ich schließe — hier hast Du, was mir
hte besonders gefiel (und auch Dieß ist einem fremden Gar-
ten entnommen): „Großem Reichthum gleich ist eine nach
Gesetz der Natur geordnete Armuth." Jenes Gesetz der
ur aber, weißt Du, welche Gränzen es uns bestimmt?
zu hungern, nicht zu dürsten, nicht zu frieren. Um
er und Durst zu vertreiben, ist es nicht nöthig, vor die
len der Paläste sich zu lagern, hochmüthige Blicke und
himpfende Gnade sich gefallen zu lassen; es ist nicht
uf's Meer sich zu wagen oder den Fahnen zu fol-

Leicht zu bekommen und vor uns liegt, was die Natur begehrt. Das Ueberflüssige nur kostet Schweiß, und Dieses ist's, was unser Gewand abnutzt, was uns zwingt, in Feldlagern zu ergrauen, was an ferne Küsten uns schleudert. Zur Hand ist, Was genug ist. Wer mit seiner Armuth sich gut verträgt, ist reich.

Fünfter Brief.

Man trage seine Philosophie nicht zur Schau, und vermeide auffallende Tracht und Lebensweise.

Daß Du anhaltend Dir Mühe gibst, und mit Hintansetzung alles Andern auf das Eine bedacht bist, wie Du täglich besser werden mögest, das lobe ich, darüber freue ich mich; und ich ermahne Dich, dabei zu beharren, ja ich bitte Dich darum. Nur rathe ich Dir, nicht nach der Weise Derer, die nicht weiter kommen, sondern sich sehen lassen wollen, etwas Auffallendes in Tracht und Lebensart anzunehmen. Groben, unsaubern Anzug, ungeschorenes Haar, vernachläßigten Bart, beständiges Losziehen auf das Geld, das Nachtlager auf der bloßen Erde, kurz alle jene verkehrten Mittel der Eitelkeit vermeide. Der Name Philosoph ist für sich schon gehässig, auch wenn er noch so anspruchlos auftritt; *Was würde erst werden*, wenn wir ganz aus der hergebrachten *Weise der Leute heraustreten* wollten? Unser Innere *muß ein Anderes seyn*: unser Aussehen passe zu der Menge; *Glänzen soll unser Kleid* nicht; aber es sey nicht unsau-

Keine Silbergefäße, eingelegt mit Bildwerken aus gediegenem Golde, wollen wir besitzen: aber halten wir es nicht für den Beweis der Genügsamkeit, gar kein Gold und Silber zu haben. Unsere Aufgabe sey, eine bessere Lebensweise zu befolgen, als die der Welt, nicht eine entgegengesetzte; sonst stoßen wir Die, welche wir bessern wollen, von uns ab und verscheuchen sie. Auch bewirken wir, daß sie gar Nichts an uns nachahmen wollen, da sie befürchten, Alles nachahmen zu müssen. Das Erste, was die Philosophie verspricht, ist ein verständiger Sinn. Leutseligkeit und Geselligkeit: es paßt nicht zu dieser Ankündigung, den Sonderling zu spielen. Hüten wir uns, daß Das, wodurch wir uns Bewunderung verschaffen wollen, nicht vielmehr lächerlich und widerwärtig erscheine. Unser Zweck ist ja, der Natur gemäß zu leben. Aber es ist gegen die Natur, seinen Körper zu quälen, auch einen wohlfeilen äußern Anstand zu verschmähen, die Unsauberkeit aufsuchen, und nicht nur einer geringen, sondern ekelhafter und garstiger Kost sich bedienen. Wie es Ueppigkeit heißt, nach Leckerbissen trachten, so ist, auch das Gewöhnliche und leicht zu Bekommende vermeiden, Unsinn. Genügsamkeit verlangt die Philosophie, nicht Kasteiung: es gibt aber eine anständige Genügsamkeit. Dieß ist das Maaß, welches mir gefällt. Unser Leben halte eine weise Mitte zwischen den strengen Sitten und denen der Welt: achten müsse Jeder unser Leben, aber sich daran finden. — „Wie denn also? Sollen wir *es machen*, wie die Anderen? Soll kein Unterschied *seyn zwischen* uns und ihnen?" — Ein sehr groß *Unähnlich der Menge* sollen wir Jedem erscheinen, der *näher betrachtet.* Wer in unser Haus eintritt, soll v

uns, als unser Geräthe bewundern. Groß ist der Mann, der irden Geschirr gebraucht wie Silberzeug: aber wahrlich nicht kleiner auch Der, welcher sein Silbergeschirr gebraucht, als ob es irden wäre. Schwachen Gemüthes ist, Wer den Reichthum nicht ertragen kann.

Doch, um den kleinen Gewinn auch des heutigen Tages mit Dir zu theilen, so fand ich bei unserem Hecato *), daß es unter die Mittel wider die Furcht gehöre, seinen Begierden ein Ende zu machen. Er sagt: „Du wirst aufhören zu fürchten, wenn Du aufgehört haben wirst, zu hoffen." Du wirst sagen: wie können diese so verschiedenen Dinge so übereinkommen? Es ist so, mein Lucilius; indem sie sich zu widersprechen scheinen, sind sie verbunden. Wie dieselbe Kette den Bewachten und die Wache verbindet, so gehen auch jene Dinge, welche so unähnlich sind, gleichmäßig zusammen. Die Furcht begleitet die Hoffnung. Und ich wundere mich nicht, daß es so ist: beide sind Zustände eines schwebenden Gemüthes, Zustände einer unruhigen Erwartung des Künftigen. Die wichtigste Ursache von beiden aber ist, daß wir uns nicht in die Gegenwart fügen, sondern unsere Gedanken in die Ferne schicken. Und so ist das Vorhersehungsvermögen, dieses große Gut des menschlichen Wesens, in ein Uebel verkehrt. Das Thier flieht vor der Gefahr, die es vor sich sieht: wenn es entronnen, ist es sorgenfrei. Wir quälen uns *über das Künftige* und über das Vergangene. Viele unserer *Vorzüge schaden uns:* unser Gedächtniß führt uns die Pein

*) *Aus Rhodus, Schüler des Stoikers Panätius.*

der Furcht zurück; unser Vorhersehungsvermögen bereitet sie uns voraus. Niemand ist nur durch die Gegenwart unglücklich.

Sechster Brief.

Seneca's Wachsthum in der Besserung seiner selbst: sein Wunsch, gemeinschaftlich mit seinem Freunde darin fortzuschreiten.

Ich finde, mein Lucilius, daß ich mich nicht nur bessere, sondern umschaffe; nicht als versicherte oder erwartete ich, daß Nichts in mir zurück sey, was zu ändern wäre. Wie sollte ich nicht noch Manches an mir haben, was gestärkt oder gedämpft oder gehoben zu werden bedarf? Aber eben das ist ein Zeichen eines zum Besseren übergegangenen Gemüthes, daß es seine Fehler, die es bisher nicht kannte, einsieht. Gewissen Kranken wünscht man Glück, wenn sie anfangen sich krank zu fühlen. Ich wünschte, diese meine so rasche Veränderung mit Dir zu theilen; alsdann könnte ich unserer Freundschaft mit Zuversicht eine noch festere Dauer versprechen, einer ächten Freundschaft, die nicht Furcht, nicht Hoffnung, nicht die Sorge um eigenen Vortheil zerreißt — einer Freundschaft, mit welcher man stirbt, und für welche man stirbt. Manchen will ich Dir nennen, Dem es nicht an einem Freunde, aber an der Freundschaft fehlte. Dieß kann nicht geschehen, wenn gleiche Richtung des Willens auf das Gute die Herzen zum Vereine zieht. Wie sollte es auch [illegible] sie wissen, daß sie Alles, und besonders das Widrige, [illegible] haben. — Du kannst Dir nicht vorstellen, welchen

tigen Gewinn ich jeden Tag mir bringen sehe. „Nun denn," sagst Du, „sende auch mir, Was Du an Dir so wirksam erfahren." Ja, mich selbst verlangt, es Alles in Dich überzugießen; und schon darum freue ich mich, Etwas zu lernen, damit ich's lehren könne; und wie wird mich irgend Etwas vergnügen, wie trefflich und heilsam es auch sey, wenn ich es für mich allein wissen soll? Würde mir alle Weisheit unter der Bedingung verliehen, sie verschlossen zu halten und nicht auszusprechen, ich würde sie zurückweisen. Keines Gutes Besitz ist ohne Mitgenossen erfreulich. Ich werde Dir also die Bücher selbst schicken; und damit Du nicht viele Mühe zu verwenden habest, das zerstreute Nützliche aufzusuchen, so werde ich Zeichen einlegen, um Dich sogleich auf Dasjenige zu führen, was meinen Beifall und meine Bewunderung hat. Doch das lebendige Wort und unser Zusammenleben wird Dir noch mehr nützen, als meine schriftliche Rede. Daher komm und siehe. Denn einmal glauben die Menschen lieber ihren Augen, als ihren Ohren; sodann ist lang der Weg durch Vorschriften, kurz und wirksam durch Beispiele. Cleanthes wäre nie ein Abbild des Zeno geworden, wenn er Diesen nur gehört hätte. Er hatte mit ihm gelebt; er hatte sein Innerstes durchschaut; er hatte beobachtet, ob er nach seiner Lehre lebte. Plato und Aristoteles, und die ganze nach verschiedenen Seiten hin sich wendende Schaar der Weisen, hat mehr aus des Socrates Charakter, als aus seinen Worten gewonnen. Einen Metrodorus, Hermarchus, Polyänus hat nicht Epicurs Schule, sondern sein Umgang zu großen Männern gemacht. — Aber nicht darum allein berufe ich Dich, daß Du lernen, sondern auch, daß Du mir nutzen sollest

Denn gar Viel werden wir Einer zu des Anderen Besten beitragen.

Indessen, weil ich Dir Dein kleines Taggeld schulde, so will ich Dir sagen, welcher Satz bei Hecato mir heute Freude machte. „Du fragst," sagte er, „Was ich gelernt habe? Mein Freund zu seyn." Er hat Viel gewonnen; er wird nie allein seyn. Wisse, ein Solcher ist der Freund Aller.

Siebenter Brief.

Vermeide die Menge; vermeide ihre Schauspiele, zumal die blutigen. Trachte nicht nach dem Beifall der Vielen.

Was Du hauptsächlich zu meiden habest? fragst Du mich. Das Menschengewühl. Noch kannst Du Dich in dasselbe nicht mit Sicherheit einlassen. Ich wenigstens will Dir meine Schwäche gestehen. Nie komme ich in derselben sittlichen Verfassung nach Hause, in welcher ich ausging: Manches, was ich in Ordnung gebracht, wird aufgeregt, Manches, was ich verbannt hatte, kehrt wieder. Wie den Kranken, die ein langdauerndes Siechthum so schwächte, daß sie nie ohne Schaden ins Freie gebracht werden können, also ergeht es uns, deren Gemüther aus langer Krankheit sich erholen. Feindlich wirkt der Verkehr mit der Menge. Keiner ist, der uns nicht einen Fehler empfähle, oder aufdränge, oder unvermerkt anhienge. Gewiß, je mehr des Volkes, das wir uns mischen, desto größer ist auch die Gefahr.

aber ist so schädlich für die guten Sitten, als vor irgend
nem Schauspiele zu sitzen; denn alsdann beschleichen
unter der Ergötzlichkeit die Laster um so leichter. Gla
Du es wohl? Ich kehre habgieriger zurück, ehrsüchti
sinnlicher, ja grausamer sogar und unmenschlicher, wei
unter Menschen war. Zufällig gerieth ich des Mittag
das Theater, Scherze erwartend und witzige Einfälle
irgend eine Erheiterung, wobei der Menschen Augen
Menschenblut ausruhen möchten. Ich fand das Gegent
alles vorangegangene Kämpfen war Barmherzigkeit gew
Keine ergötzlichen Künste mehr — reines Gemetzel ist es
sie haben Nichts, um sich zu decken; mit dem ganzen Kö
dem Streiche bloßgestellt, führen sie keinen Hieb umsi
Dergleichen sehen die Meisten lieber, als die ordentli
Paare kunstmäßiger *) Fechter. Und wie sollten sie ni
Hier wehrt kein Helm, kein Schild den Stahl ab. W
denn Schutzwehren? wozu Fechterkünste? Alles Der
chen hält den Tod nur auf. Des Morgens wirft
Menschen den Löwen und Bären, des Mittags ihren
schauern vor. Wer eben gemordet, wird zum Morde e
Andern vorgeworfen: den Sieger spart man zu einem
ten Todschlag. Das Ende für alle Kämpfende muß der
seyn; mit Feuer und Schwert geht man zu Werke. Un

*) Postulatitii, Virtuosen in ihrer Kunst, die auf Pr
kosten des Kaisers unterhalten, und vom Volke jed
namentlich erbeten wurden. Des Mittags fochten,
paarweise, sondern in ungeordnetem Kampfe, die Un
richteten (catervarii, meridiani. Suet. Aug. 45. C
Claud. 34.) Dieß galt für lächerbüßendes Zwische

treibt man's, bis der Kampfplatz leer ist. — „Aber Dieser hat einen Straßenraub begangen." Nun, so hatte er verdient, gehangen zu werden. „Jener hat einen Menschen ermordet." Wer mordete, verdient Dasselbe zu erleiden. Aber Was hast Du verdient, Elender, *) dieses mit anzusehen? — „Hau' ein! prügle, brenne ihn! **) Warum rennt er so zaghaft dem Schwert entgegen? Warum haut Dieser so gar nicht herzhaft drein? Warum stirbt Jener so ungern?" — Mit Knüttelschlägen werden sie ins Blutbad getrieben, um mit nackter, entgegengehaltener Brust die wechselseitigen Hiebe zu empfangen. Die Spiele sind ja unterbrochen: indessen werden Menschen geschlachtet, damit nicht gefeiert werde. — Aber sehet ihr denn nicht, daß böse Beispiele auf Diejenigen zurückwirken, die sie geben? Danket den unsterblichen Göttern, daß ihr Den grausam seyn lehret, der es nicht lernen kann. ***) Ferne halten vom Volke muß man das zarte, im Guten noch zu wenig feste Gemüth: leicht tritt man zur Mehrheit über. Einen Socrates, Cato und Lälius sogar hätte eine unähnliche Menge aus ihrer Haltung bringen können: so wenig wird irgend Einer von uns, wie sehr wir bemüht sind, unserem Gemüthe die rechte Verfassung zu geben, den Andrang von Lastern auszuhalten vermögen, die mit so mächtigem Gefolge gegen uns anrücken. Ein einziges Beispiel der Schwelgerei oder der Habsucht stiftet viel Unheil:

---

*) *Nämlich der* du diese Abscheulichkeiten rechtfertigen willst.

**) *Die Zaghaften* wurden mit Feuerbränden in den Saal *getrieben.*

***) *Den jungen* Nero.

ein Weichling, mit dem wir leben, entnervt uns allmählig und erschlafft uns; ein reicher Nachbar macht unsere Begierden rege; ein bösartiger Gefährte setzt auch an der reinsten und einfachsten Seele seinen Rost ab. Was, glaubst Du, wird bei einem Gemüthe werden, auf welches das ganze Volk seine Angriffe richtet? — Nothwendig müßtest Du entweder nachahmen oder hassen. Beides aber ist zu meiden: Du sollst weder den Schlechten ähnlich werden, weil ihrer Viele sind, noch der Feind der Vielen, weil sie Dir unähnlich sind. Ziehe Dich in Dich selbst zurück, so viel Du kannst: verkehre mit Solchen, die Dich besser machen werden; laß Solche sich an Dich anschließen, die Du besser machen kannst. So tritt eine Wechselwirkung ein: man lernt, indem man lehrt. Laß Dich also nicht von Ruhmbegierde, um der Welt dein Talent zu offenbaren, in die Mitte des Volkes führen, daß Du ihm Vorlesungen hältest oder Unterredungen: ich wollte selbst, Du thätest Dieß, wenn Du eine Waare hättest, die dieser Pöbel gebrauchen könnte. Niemand ist, der Dich begriffe. Vielleicht daß Einer oder der Andere Dir aufstieße; allein auch Diesen wirst Du erst heranbilden und anleiten müssen, damit er Dich begreifen lerne. — „Für Wen aber habe ich das Alles gelernt?" — Du darfst nicht fürchten, deine Mühe verloren zu haben: Du hast es für Dich gelernt.

Aber damit ich heute nicht für mich allein gelernt habe, so will ich Dir drei mir aufgefallene vortreffliche Aussprüche, *ungefähr desselben Sinnes*, mittheilen: mit dem einen derselben *mag dieser Brief* seine Schuld bezahlen; die beiden anderen *empfange als* Vorausbezahlung. Democritus sagt: „*Einer gilt mir für das Volk*, und das Volk für Einen."

— Gut antwortete auch Jener (Wer es gewesen, ist ungewiß), der auf die Frage, was er beabsichtige bei so großem Fleiß in einer Kunst, die er nur bei sehr Wenigen an den Mann bringen würde, sagte: „Mir genügen Wenige, mir genügt Einer, mir genügt auch gar Keiner.“ — Vortrefflich ist endlich dieser dritte Satz, den einst Epicurus an einen seiner wissenschaftlichen Freunde schrieb: „Dieß nicht für die Vielen, sondern für Dich: denn wir sind Einer dem Andern Publikum genug.“ Solches, mein Lucilius, mußt Du in deiner Seele niederlegen, um die aus dem Beifall der Menge entspringende Lust zu verachten. Viele loben Dich. Hast Du Grund, mit Dir zufrieden zu seyn, wenn Du der Mann bist, den die Vielen verstehen? Nach Innen müssen deine Vorzüge schauen.

Achter Brief.

Die thätige Muße des Weisen.

„Du willst,“ sagst Du, „daß ich das Menschengewühl meide, daß ich mich zurückziehe, und mir an meinem Bewußtseyn genügen lasse. Wo sind nun jene eure Vorschriften, welche gebieten, thätig zu seyn bis zum Tode?“ — Wie? glaubst Du etwa, ich sitze müßig? Darum habe ich mich verborgen und meine Thüren verschlossen, damit ich recht Vielen nütze. Kein Tag vergeht mir in Unthätigkeit; einen Theil der Nächte wahr' ich den Studien; ich nehme w nicht Zeit für den Schlaf, ich unterliege ihm; meine Bru ermattet durch Wachen und zufallend, hefte ich auf di

heit. Ich habe mich zurückgezogen nicht nur von den Menschen, sondern auch von den Dingen, und zuerst von den meinigen. Der Nachwelt Angelegenheit betreib' ich: ich schreibe Einiges nieder, was ihr vielleicht nützen kann; heilsame Mahnungen, gleichsam die Rezepte zu wohlthätigen Arzneien, übergebe ich dem Papiere; daß sie wirksam sind, habe ich an meinen eigenen Schäden erfahren, die, wiewohl noch nicht völlig geheilt, doch aufgehört haben, um sich zu greifen. Den rechten Weg, den ich selbst spät erst und müde vom Irren gefunden, zeige ich Andern. Ich rufe: „meidet, Was dem Volke gefällt, und Was der Zufall bietet! Bei jedem ungefährren Gut verweilet argwöhnisch und schüchtern! Gewild und Fische werden durch irgend eine lockende Hoffnung berückt. Ihr glaubt, Dergleichen seyen Geschenke des Glücks? Es sind Schlingen. Wer immer von euch ein ungefährdet Leben führen will, vermeide, so viel er kann, jene Wohlthaten an der Leimruthe, in denen wir uns so kläglich täuschen; wir meinen sie zu haben, und man hat uns. *) In Abgründe führt ein solcher Lauf: das Ende eines so hoch wandelnden Lebens ist Fallen. Sofort hilft kein Widerstand, wessen Fahrzeug das Glück in die Quere zu führen begonnen. Entweder gerade Fahrt, oder schnellen Untergang! **) Aber das Geschick stürzt das Schiff nicht mit Einemmale um, sondern dreht es im Wirbel und wirft es an die Klippen. Befolge also diese vernünftige und heilsame Lebensregel: dem Körper

*) *Hibemur statt* haeremus.

**) *Wahrscheinlich sprüchwörtlicher Wunsch der Schiffer. S. Schweigh. zu d. St.*

nur so viel zuzugestehen, als zur Gesundheit nöthig ist. Er muß etwas hart gehalten werden, damit er der Seele nicht ungehorsam sey: die Speise stille den Hunger, der Trank lösche den Durst, das Kleid wehre der Kälte, die Wohnung sey eine Schutzwehr gegen Alles, was den Körper bedroht. Ob diese Wohnung aus Rasen aufgeführt ist, oder aus mancherlei Gestein entlegener Länder, ist gleichgültig; glaube mir, ein Strohdach deckt den Menschen so gut, als ein goldenes. Verachte Alles, was eine überflüssige Mühe zur Pracht und Zierde ausgestellt hat. Denke, daß Nichts, als der Geist, Bewunderung verdient; ist er selbst groß, so ist ihm Nichts groß." Wenn ich so mit mir, so mit der Nachwelt rede, glaubst Du nicht, daß ich nützlicher beschäftigt bin, als wenn ich in die Gerichtshöfe liefe, um Bürgschaft zu leisten, oder Testamentsurkunden meinen Siegelring aufdrückte, oder Bewerbern im Senat meine Hand und meine Stimme liehe? Glaube mir, Wer Nichts zu thun scheint, thut oft sehr Wichtiges: Menschliches und Göttliches beschäftigt ihn zugleich.

Allein ich muß schließen, und, wie ich zu thun pflege, Etwas für diesen Brief erlegen. Dieß soll nicht von dem Meinigen genommen werden: noch immer entrolle ich den Epicurus, bei welchem ich heute diesen Satz fand: „Du mußt der Philosophie dienstbar werden, damit Dir die wahre Freiheit zu Theil werde." Es wird nicht von einem Tag auf den anderen vertröstet, Wer ihr sich unterwarf und zu eigen gab. Er wird sogleich in Freiheit gesetzt; denn eben Dieß, der Philosophie dienen, ist Freiheit. Vielleicht fragst Du mich, warum ich so viele schöne Sprüche von Epicurus, und nicht vielmehr von den Unsern, anführe? — als ob

Gedanken nur Epicurs Eigenthum, und nicht Gemeingut wären! Wie Vieles sagen Dichter, was von Philosophen entweder gesagt worden ist, oder doch gesagt werden sollte! Ich will nicht der Tragiker gedenken, noch unserer Schauspiele, in welchen der Römer in seiner Toga auftritt (denn auch Diese behaupten einen gewissen strengen Ernst, und stehen zwischen Lust- und Trauerspielen in der Mitte) — wie viele der treffendsten Gedanken sind nicht unter den Mimen zerstreut? wie Vieles von Publius *) eignet sich mehr für den Cothurn, als für die Socken? Einen Vers von ihm, der sich auf die Philosophie bezieht, und zwar gerade auf den Gegenstand derselben, der uns so eben beschäftigte, und worin er warnt, das Zufällige für unser Besitzthum zu halten, will ich hier anführen:

Was uns durch Wünschen kam, bleibt immer fremdes Gut.

Ich erinnere mich, daß Du diesen Gedanken um Vieles besser und angemessener so ausdrücktest:

Nicht Dein ist, was zu Deinigem das Glück gemacht.

Auch diesen noch besseren Ausspruch von Dir will ich nicht übergehen:

Was man Dir geben kann, kann man Dir nehmen.

Dieß rechne ich Dir aber nicht als Zahlung an: ich gebe es Dir von dem Deinen.

*) Mit dem Beinamen Syrus, ein Mimendichter im Zeitalter Augusts.

Neunter Brief.

Der Weise ist sich selbst genug: gleichwohl wünscht er sich Freunde.

Du begehrst zu wissen, ob Epicur Recht habe, in einem seiner Briefe Diejenigen zu tadeln, welche sagen, der Weise genüge sich selbst, und bedürfe deßwegen keines Freundes. Dieser Tadel Epicurs galt dem Stilpo und Denen, welchen eine unanregbare [impatiens] Seele als das höchste Gut erscheint. (Man verfällt unvermeidlich in eine Zweideutigkeit, wenn man ἀπάθεια kurz mit Einem Worte ausdrücken, und impatientia sagen will. Denn man kann darunter gerade das Gegentheil von Dem, was man ausdrücken wollte, verstehen. Wir wollen mit impatiens Denjenigen bezeichnen, der jede Empfindung von Leiden für Nichts achtet; und man wird sich dabei einen Menschen denken, der gar kein Uebel leiden (vertragen) könne. Siehe also zu, ob es nicht angemessener seyn wird, von einer unverwundbaren Seele zu sprechen, von einer Seele, die über alles Leiden hinaus ist?) Das ist der Unterschied zwischen uns und Jenen: unser Weiser besiegt zwar jedes Ungemach, aber er empfindet es; der ihrige empfindet es nicht einmal. Darin kommen wir mit Jenen überein, daß der Weise sich selbst genug sey. Allein einen Freund, einen Nachbar, einen Hausgenossen will er dennoch haben, wiewohl er sich selbst genügt. Und siehe, wie sehr er sich selbst genug ist! Ihm genügt bisweilen schon ein Theil seiner selbst. Wenn eine Krankheit oder ein Feind ihn um eine Hand gebracht, wenn ein

fall *) ihm ein Auge ausgestoßen, so begnügt er sich mit Dem, was ihm übrig geblieben, und ist bei beschädigtem und verstümmeltem Leibe so vergnügt, als er bei unverletztem war. Lieber will er zwar, daß ihm Nichts fehle: aber fehlt ihm Etwas, so vermißt er es nicht. In so weit ist der Weise sich selbst genug, nicht daß er ohne Freund seyn will, sondern daß er es kann. Ich sage, er kann es; denn wenn er ihn verlieren, so trägt er es mit Gleichmuth. Ohne Freund wird er übrigens nie seyn; er hat es in seiner Gewalt, wie schnell er ihn ersetzen will. Wie ein Phidias, dem eine Bildsäule verdorben worden, sich sofort eine andere schaffen wird; so wird auch er, der Meister in der Kunst, Freundschaften zu stiften, einen Anderen an die Stelle des Verlorenen setzen. Du fragst, wie er so schnell einen Freund sich verschaffen könne? Ich will es Dir sagen, wenn Du es zufrieden seyn wirst, daß ich Dir nun gleich meine Gebühr entrichte, und für diesen Brief die Rechnung mit Dir abschließe. Hecato sagt: „Ich will Dir ein Liebesmittel anzeigen, keinen Trank, kein Kraut, nicht den Spruch irgend einer Zauberin. Es heißt: willst Du geliebt seyn, so liebe!" Aber nicht nur eine Freundschaft, die schon alt und bewährt ist, gewährt großen Genuß, sondern auch das Erwerben und Schließen einer neuen. Wie sich verhält der einerntende Landmann zum aussäenden, also auch Der, welcher sich einen Freund schon erworben, zu Dem, der ihn erst erwirbt. Der Philosoph Attalus pflegte zu sagen, einen Freund gewinnen, sey angenehmer, als einen besitzen; wie es für den Künstler angenehmer sey, zu malen, als gemalt zu haben. Der Künstler, dessen sorgsamer Sinn

*) S. Schweighäuser zu d. St.

g mit seinem Werke beschäftigt ist, empfindet hohen Genuß dieser Beschäftigung selbst. Sein Vergnügen ist nicht mehr selbe, wenn er von dem vollendeten Werke die Hand abgezo- hat: dann genießt er nur der Frucht seiner Kunst; er gewoß Kunst selbst, während er malte. Fruchtreicher ist die reifere gend unserer Söhne, aber lieblicher ihre Kindheit.

Kehren wir nun zu unserem Satze zurück. Der Weise l, auch wenn er sich selbst genügt, gleichwohl einen Freund en, wäre es auch aus keinem anderen Grunde, als um undesliebe zu üben, damit eine so wichtige Tugend nicht ch liege: nicht wie Epicur in dem oben erwähnten Briefe t, um Jemand zu haben, der ihm zur Seite sitze, wenn krank liegt, oder ihm, wenn er gefangen ist oder Noth et, mit Hülfe beispringe; sondern um Jemand zu haben, dessen Krankenbette er selber sitze; den er, wenn feind- e Wachen ihn umringen, in Freiheit setze. Wer nur sich ücksichtigt, und um seiner willen eine Freundschaft schließt, rkt schlecht: wie er anfängt, so wird er enden. Er hat einen Freund verschafft, der ihn gegen Fesseln schützen : sobald die Kette klirrt, wird er davon gehen. Das sind Freundschaften, welche das Volk die zeitwährender nt. Wer um des Nutzens willen angenommen worden, wird lange gefallen, als er nützen kann. So kommt es, daß ein hwarm von Freunden die Glücklichen umlagert: um die stürzten her ist's gar einsam; wo der Freunde eine Prü- ng wartet, machen sie sich davon. So kommt es, daß *viele abscheuliche* Beispiele haben von Solchen, die *uns aus Furcht* im Stich ließen, oder Solchen, die *Furcht* verriethen. Es kann nicht fehlen, daß Ei

zum Anfang passen. Wer Eines Freund zu werden angefangen, weil es ihm so vortheilhaft war, Dem wird, wenn ihm an der Freundschaft noch sonst Etwas außer ihr selbst gefällt, auch irgend ein Preis *gegen* sie gefallen. Wozu gewinne ich mir einen Freund? Um Jemand zu haben, für den ich sterben kann, Jemand zu haben, den ich in die Verbannung begleite, für dessen Leben ich das meinige einsetze, dem ich mich opfere. Was Du meinst, ist nicht Freundschaft, sondern Speculation, die nur ihrem Vortheil nachgeht, und berechnet, Was zu gewinnen sey. Ungezweifelt hat der Affect der Liebe Aehnlichkeit mit der Freundschaft: man könnte jenen eine rasend gewordene Freundschaft nennen. Liebt nun wohl Jemand aus Gewinnsucht, oder um Ehre und Ruhm zu erlangen? Die Liebe an und für sich, alles Andere hintansetzend, entzündet in den Herzen das Verlangen nach dem schönen Gegenstande, nicht ohne die Hoffnung auf gegenseitige Zärtlichkeit. Und nun, die Ursache, aus welcher der unedlere Affect entsteht, sollte die edlere seyn? — Doch es handelt sich ja hier nicht darum, ob die Freundschaft um ihrer selbst oder irgend eines anderen Zweckes willen wünschenswerth sey. Ist sie es um ihrer selbst willen, so kann mit ihr in Verbindung treten, auch Wer sich selbst genug ist. Und wie wird er mit ihr in Verbindung treten? Als mit einem Gegenstande von höchster Schönheit, nicht von Gewinnsucht befangen, auch nicht geschreckt durch den Wechsel des Schicksals. Es entkleidet die Freundschaft ihrer hohen Würde, Wer sie nur auf den Fall des Glückes stiftet.

Der Weise ist sich selbst genug. Dieser Satz, mein Lucilius, wird von den Meisten sehr falsch ausgelegt. Man

schließt den Weisen von allen Seiten aus, und drängt ihn auf sich selbst zurück. Allein man muß unterscheiden, wozu und wie weit dieser Satz verbindlich macht. Der Weise ist sich selbst genug, um glücklich zu leben, nicht um zu leben. Denn zu diesem lezteren bedarf er noch vieler anderer Dinge; zu Jenem nur einer gesunden und erhabenen Seele, welche auf den Glückswechsel herabsieht. Noch will ich Dich auf eine Unterscheidung von Chrysippus aufmerksam machen. Er sagt: „dem Weisen mangelt Nichts; dennoch braucht er manche Dinge. Der Unweise braucht Nichts, denn er weiß Nichts zu gebrauchen; aber ihm mangelt Alles." Der Weise braucht Hände, Augen und vieles Andere, was das tägliche Leben erfordert; aber ihm mangelt Nichts. Denn Mangel wird gesagt von einem nothwendigen Bedürfnisse, und der Weise kennt kein solches. Also, so sehr er sich selbst genug ist, braucht er doch Freunde, und er wünscht, deren möglichst Viele zu haben; nicht um glücklich zu leben, denn er lebt auch ohne Freunde glücklich. Das höchste Gut bedarf keiner äußeren Hülfsmittel; es wird im Innern gepflegt, es besteht ganz in sich selbst. Dem Zufall beginnt unterworfen zu seyn, Wer einen Theil seiner selbst außer sich sucht. Doch — wie wird es mit dem Leben des Weisen stehen, wenn er von Freunden verlassen im Gefängnisse liegt, oder einsam unter einem fremden Volke sich befindet, oder auf langwieriger Seefahrt zurückgehalten oder an ein ödes Gestade geworfen wird? Wie mit dem Leben Jupiters, wenn die Welt sich *aufgelöst haben*, alle Götter in Einen übergegangen sey *werden, die Natur* einen Stillstand machen, und Jupi *seinen Gedanken hingegeben*, in sich ruhen wird. So

der Weise: er birgt sich in sich selbst, er ist mit sich allein. So lange er nun freilich nach eigenem Gefallen seine Lage einrichten kann, thut er es, und ist dabei sich selbst genug: er vermählt sich, und — ist sich selbst genug, wird Vater, doch ist er sich selbst genug; gleichwohl wird er nicht leben wollen, müßte er ohne Menschen leben. Zur Freundschaft zieht ihn nicht eigener Vortheil, sondern ein natürlicher Reiz hin. Denn wie nach anderen Dingen ein gewisses süßes Verlangen uns angeboren ist, so auch nach der Freundschaft. Wie die Einsamkeit uns zuwider ist, dagegen aus Verlangen nach Geselligkeit der Mensch dem Menschen sich anschließt, so ist es auch ein von Natur uns inwohnender Trieb, der uns Freunde wünschen läßt. Nichts desto weniger, wiewohl er aufs Zärtlichste seine Freunde liebt, wiewohl er sie so hoch als sich selbst, ja noch höher hält, wird er doch all sein Gut auf sich selbst beschränken und sagen, was einst Stilpo sagte, derselbe Stilpo, gegen welchen Epicurs Brief gerichtet ist. Seine Vaterstadt war erstürmt; er hatte seine Kinder, seine Gattin verloren; einsam und doch glücklich verließ er die große Brandstätte, und als Demetrius, der seinen Beinamen, Poliorcetes, von der Städte Verwüstung trug, ihn fragte, ob er Verlust erlitten hätte, sprach er: „Ich habe alle meine Güter bei mir.“ O ein Mann voll Kraft und Muth! Er hat seines Feindes Sieg besiegt. „Ich habe Nichts verloren“, war seine Antwort; und so hat er ihn zu zweifeln *genöthigt, ob er* gesiegt habe. „Ich habe das Meine alles bei *mir: meine Tugend*, meinen rechtlichen Sinn, meine Weisheit, *und eben Das*, daß ich Nichts für ein Gut halte, was *Dir nicht mir nehmen kann.*“ Wir sehen mit Verwunderung zu

wisse Thiere, welche, ohne sich zu beschädigen, mitten durch das Feuer gehen: um wie viel wunderwürdiger ist der Mann, der unverletzt und unbeschädigt durch Todeswaffen, Trümmer und Flammen wandelt? Du siehest, wie viel leichter es ist, ein ganzes Volk, als Einen Mann zu überwinden. Dieß Wort hat er mit dem Stoiker gemein, der auch, wie Jener, seine Güter unberührt durch eingeäscherte Städte trägt. Er ist sich selbst genug: in diese Gränze schließt er seine Glückseligkeit ein. Und glaube nicht, daß nur wir (Stoiker) eine so großartige Sprache führen: sogar Stilpon's Tadler, Epicurus, hat eine ähnliche Aeußerung gethan, die Du als eine Zugabe hinnehmen magst, wiewohl ich mich für heute schon abgefunden habe. Epicurus sagt: „Wem das Seine nicht das Herrlichste dünkt, der ist unglücklich, und wäre er Herr der ganzen Welt." Oder, wenn es so ausgedrückt Dir besser scheint (denn wir haben uns an die Gedanken, nicht sclavisch an die Worte zu halten): „Unglücklich ist, Wer sich nicht für den Glücklichsten hält, und wenn er der ganzen Welt geböte." Und damit Du Dich überzeugest, daß diese Ansicht eher eine allgemeine ist, welche der natürliche Verstand selbst ausspricht, so finden wir bei dem Comiker (Syrus) die Worte:

Nicht glücklich ist, Wer es zu seyn nicht glauben will.

Denn was liegt daran, wie dein Zustand beschaffen sey, wenn Du ihn selbst für schlimm hältst? — „Wie aber", hör' ich Dich fragen, „wenn jener Mensch, der mit Schanden reich ist, welcher Herr ist Vieler, aber noch Mehrerer Sclave, sagt, er sey glücklich: wird er es dadurch, daß er es glaubet? Nicht Was er sagt, sondern Was er fühlt, entscheidet; nicht Was er heute, sondern Was er immer fühlt. Du

ob die Gottheit es sähe; sprich so mit der Gottheit, als ob die Menschen es hörten.

Eilfter Brief.

Die Schamröthe. Naturfehler lassen sich nicht völlig ändern. — Man nehme in Gedanken musterhafte Männer zu Zeugen aller seiner Handlungen.

Ich unterhielt mich mit deinem Freunde, einem jungen Manne von guter Gemüthsanlage. Gleich das erste Gespräch verrieth, welche Vorzüge des Herzens und Geistes er besitzt, und welche Fortschritte er schon gemacht hat. Er gab mir einen Vorschmack, dem er entsprechen wird: denn er sprach mit mir nicht vorbereitet, sondern unversehens überrascht. Auch nachdem er sich gesammelt hatte, konnte er sich doch seiner Verschämtheit — ein gutes Zeichen an einem Jüngling — kaum entschlagen: er war über und über roth geworden. Diese Röthe wird ihn, so viel ich vermuthe, auch wenn er sich gekräftigt und aller seiner Fehler sich entäußert haben wird, auch als Weisen noch begleiten. Keine Weisheit vermag Naturfehler des Körpers oder der Seele zu beseitigen: Was angeschaffen und angeboren ist, kann durch Kunst vermindert, nicht überwunden werden. Es gibt Männer voll *Festigkeit und Kraft*, welchen, gleich Erschöpften und Erhitzten, *im Angesicht* der Volksgemeinde der Schweiß ausbricht; *anderen zittern die Kniee*, wenn sie öffentlich reden sollen; *anderen klappern die Zähne*, ihre Zunge stammelt, ihre Lip

pen beben. Dergleichen wird weder durch Anweisung noch durch Uebung verbannt: die Natur übt ihre Macht, und mahnt durch solche Schwächen auch die Stärksten an sich. Dahin gehört auch diese Röthe, welche unversehens sogar Männer von großer Charakterstärke überläuft. Stärker freilich tritt sie bei Jünglingen zu Tage, die mehr Lebenswärme und eine zartere Stirne haben: nichts desto weniger befällt sie auch vielerfahrene Greise. Es gibt Leute, die nie mehr zu fürchten sind, als wenn sie roth geworden; als ob sie damit alle Verschämtheit abgelegt hätten. Sulla übte seine Gewalt am grausamsten, wenn ihm das Blut in das Gesicht getreten war. Es gab kein zarteres Gesicht, als das des Pompejus; immer erröthete er in Gegenwart Vieler, zumal wenn er vor dem Volke sprach. Noch erinnere ich mich, wie Fabianus *) erröthete, als er, um ein Zeugniß abzulegen, in den Senat eingeführt ward: und diese Verschämtheit stand ihm ungemein gut. Nicht Schwäche des Geistes war's, Was dieses bewirkte, sondern das Ungewohnte der Lage: der Ungeübte wird dadurch, wenn seine körperliche Anlage leicht dazu hinneigt, wenn auch nicht außer Fassung gebracht, doch bewegt; denn während Andere ein gutes [ruhiges] Blut haben, besitzen diese ein leicht aufwallendes, bewegliches, das schnell in's Gesicht tritt. Keine Weisheit vermag, wie gesagt, Dieß zu vertreiben: sonst hätte sie ja die Natur selbst in ihrer Gewalt, wenn sie alle Gebrechen austilgen könnte. Was die angeborene körperliche Beschaffenheit, das *Temperament, mit sich* bringt, wird haften bleiben, wie viel wir

*) Philosoph und Rhetor.

lange auch das Gemüth, sich zu regeln, bemüht war. Nichts dergleichen läßt sich beseitigen, so wenig, als herbeiziehen. Bühnenkünstler, welche die Affecte nachahmen, Furcht und Angst ausdrücken, Traurigkeit darstellen, geben sich das Ansehen der Schaam durch allerhand Zeichen: sie senken das Haupt, dämpfen die Stimme, heften die Blicke niederwärts zur Erde: nur die Röthe können sie sich nicht erzwingen. Diese kann man weder hindern noch annehmen. Gegen dergleichen Dinge verspricht die Weisheit Nichts und vermag Nichts: sie gehören sich selbst an, und ungeheißen kommen sie, ungeheißen gehen sie.

Aber nun fordert dieser Brief seinen Schlußsatz. Hier ein schöner und heilsamer, den Du deinem Herzen einprägen mögest: „Wir müssen uns irgend einen edlen Mann aussuchen, den wir stets vor Augen haben, damit wir leben, als schaue er uns zu, und immer handeln, als sehe er es." Dieß ist Epicurs Lehre, mein Lucilius: er gibt uns einen Hüter, einen Sittenaufseher; und er thut Recht daran. Eine große Zahl von Sünden fällt weg, wenn dem Sünder ein Zeuge zur Seite steht. Trage Einen im Herzen, um ihn mit einer Scheu zu verehren, die auch dein Innerstes heilige. O glücklich Der, Welcher nicht nur durch seine Gegenwart, sondern an Welchen schon der Gedanke bessert! Glücklich aber auch Der, Welcher Einen so zu scheuen weiß, daß er sich schon nach dessen Andenken regelt und bildet! Wer *einen Andern so verehren kann, wird bald selbst verehrungswürdig seyn.* Wähle Dir also einen Cato: oder, wenn Dir *Dieser zu schroff seyn sollte, wähle einen Mann von mildem Sinne, einen Lälius;* wähle irgend Einen, dessen Wan-

bel und Rede Dir gefiel, der eine liebenswürdige Seele in einen Mienen trug: ihn, deinen Hüter, dein Musterbild, halte fortwährend deinen Blicken vor. Ich sage Dir, wir bedürfen Jemandes, nach Welchem sich unser Charakter bilde. Ohne Richtschnur wirst Du das Verkehrte nicht ins Gleiche bringen.

Zwölfter Brief.

Die eilende Zeit und ihr weiser Gebrauch.

Wohin ich mich wende, erblicke ich Beweise meines Alters. Ich war auf mein Gut gekommen, und beklagte mich über die Kosten des baufälligen Landhauses. Der Verwalter versicherte, die Schuld liege nicht an einer Vernachläßigung von seiner Seite: er thue Alles; allein das Gebäude sey alt. Und diese Villa war unter meinen Händen entstanden! Was wird's mit mir werden, wenn Mauersteine, so alt als ich, schon mürbe sind? Voll Verdruß ergreife ich die nächste Gelegenheit, mich auszulassen. „Es ist offenbar", sage ich, „diese Platanen werden vernachläßigt: sie haben kein Laub; wie knotig und verschrumpft sind die Zweige! wie verkümmert und dürr die Stämme! Das wäre nicht so, wenn man ihren Boden umher auflockerte, wenn man sie begösse!" Der Mann schwört bei meinem Schutzgeist, er thue Alles, er lasse es nirgends an seiner Sorgfalt fehlen; allein die Platanen seyen schon alt. Unter uns gesagt — ich selbst hatte sie gepflanzt, ich hatte ihre ersten Blätter gesehen. Zur Thüre gewendet frage ich: „Wer ist der Alte da? Sicht ist er an die Thüre gestellt; er schaut schon

aus.*) Wo hast Du doch Den her? Wie konnte Dir's Vergnügen machen, eine fremde Leiche aufzunehmen?" Aber Jener fragte mich: „Kennst Du mich nicht? Ich bin Felicio, dem Du die Bilderchen zu bringen pflegtest, des Verwalters Philostus Sohn, dein Liebling." — „Der Mensch ist verrückt," versetzte ich. — Er war noch ein kleiner Knabe, als er mein Liebling geworden. — „Das kann ganz wohl seyn: er verliert nur eben seine Zähne." — So verdanke ich es meinem Landgute, daß es mir, wohin ich blicken mochte, mein hohes Alter unter die Augen gestellt hat. Heißen wir es willkommen, dieses Alter, halten wir es lieb und werth! es ist reich an Genuß, wenn wir es zu nützen wissen. Die Früchte schmecken am süßesten, wenn sie zu Ende gehen; am reitzendsten ist der Knabe, der eben aufhört, Knabe zu seyn; dem Zecher schmeckt am besten der letzte Schluck, der ihn deckt, der seine Trunkenheit vollendet. Das Lieblichste, was jede Lust in sich hat, spart sie auf das Ende. Das angenehmste Lebensalter ist das, welches sich schon abwärts neigt, doch noch nicht jählings stürzt; und auch jenes, das auf der letzten Stufe steht, hat, dünkt mich, seine Genüsse; oder es tritt an deren Stelle eben Das, keiner Genüsse zu bedürfen. Wie wohlthuend, seine Begierden müde gemacht, und hinter sich gelassen zu haben! „Aber es ist lästig," sagst Du, „den Tod so nahe vor sich zu sehen." Für's Erste muß ihn der Jüngling so gut vor Augen haben, als der Greis, denn wir werden nicht nach Altersclassen abgerufen: sodann ist ja Niemand so alt,

*) Die Todten wurden im Atrium, mit dem Gesicht gegen die Hausthüre, ausgestellt.

daß es ihm Frevel wäre, noch auf Einen Tag zu hoffen. Ein Tag aber ist eine Stufe des Lebens; die ganze Lebenszeit besteht aus Theilen und Kreisen, von welchen die weiteren sich um die engeren schließen. Der äußerste, der alle übrigen umfaßt und einschließt, zieht sich von der Geburtsstunde bis zum letzten Tage: ein anderer schließt die Jahre des Jünglingsalters ein: ein dritter ist, der die ganze Kindheit umfangend begränzt; hierauf der Jahreskreis selbst, der alle die Zeiten in sich begreift, aus deren Vervielfältigung das Leben sich zusammensetzt. Den Monat umgürtet ein engerer Cirkel, und den engsten Umkreis hat der Tag: doch auch dieser zieht sich vom Anfang bis zum Ende, vom Aufgange bis zum Niedergange. Daher sagte Heraclitus, der den Beinamen Scotinus von seiner dunkeln Sprache hatte: „Ein Tag ist gleich allen." Dieß nahm der Eine so, der Andere anders. Einer sagte: Ein Tag ist allen übrigen gleich an Stunden; und er hat nicht Unrecht: denn wenn der Tag ein Zeitabschnitt ist von vier und zwanzig Stunden, so müssen nothwendig alle Tage unter sich gleich seyn, weil die Nacht hat, was der Tag verloren. Ein Anderer sagt: Ein Tag ist allen gleich vermöge ihrer Aehnlichkeit: denn auch der längste Zeitraum hat Nichts, Was man nicht auch in dem einzelnen Tage anträfe, Licht und Nacht; und bald länger bald kürzer, je nach dem wechselnden Kreislaufe der Welt, macht er nur mehrere solcher Abschnitte, nicht verschiedene. Man richte also jeden Tag so ein, als ob er die Reihe *schlösse, die Summe* der Lebenstage voll machte. Dacianus *der Syrien durch langen* Mißbrauch zu seinem Eigenth *gemacht hatte,* ließ sich, wenn er beim Zechgelage un

üppigem *) Schmause sich selbst gleichsam das Todtenopfer gebracht, von der Tafel in das Schlafgemach tragen, während unter dem Geklatsche der Genossen seiner Lüste zur Musik gesungen ward: *Βεβίωται, βεβίωται!* [Es ist ausgelebt! es ist ausgelebt!] Und jeden Tag begrub er sich so. Was Dieser bei bösem Gewissen that, das wollen wir bei gutem thun, und schlafen gehend, froh und freudig sprechen:

Ja! ich lebt', und vollbrachte den Lauf vom Geschicke beschieden! **)

Fügt die Gottheit den morgenden Tag noch hinzu, so nehmen wir ihn fröhlich an! Der ist der glücklichste, sorgenfreieste Besitzer seiner selbst, der den Morgen ohne Unruhe erwartet. Wer sagen kann: Ich habe gelebt, steht täglich zum Gewinn auf.

Doch ich muß jezt meinen Brief beschließen. Und wie? fragst Du; so ohne allen Sparpfennig soll er in meine Hände kommen? Sey unbesorgt; er bringt Etwas mit. Doch warum sage ich, Etwas? Er bringt Viel. Denn Was wäre köstlicher als die Worte, die ich ihm für Dich mitgebe: „Es ist ein Uebel, in Noth zu leben; aber in Noth zu leben, ist nie Noth." Und warum es nie Noth sey? Von allen Seiten führen der Wege viele zur Freiheit, kurze und leicht zu wandelnde. Danken wir der Gottheit, daß Niemand im Leben gehalten werden kann: die Noth selbst können wir niedertreten. „Epicurus sagte Dieß", entgegnest Du: „Was thust *Du mit fremdem* Gute?" Was wahr ist, gehört mir; ich

*) *Funereis epulis*, eig. Leichenschmausereien, bei welchen viel thörichter Aufwand gemacht wurde.

**) *Virgil Aeneid. IV, 653.*

bleibe dabei, den Epicur Dir vorzuführen: damit Die, welche nur auf die Worte [ihres Meisters] schwören, und nicht fragen, Was einer sagt, sondern Wer es sagt, wissen mögen, Was gut ist, sey Gemeingut.

Dreizehnter Brief.

Mittel wider die Furcht.

Ich weiß, daß Du Muth hast. Noch ehe Du Dich mit heilsamen und alles Harte überwindenden Weisheitslehren ausrüstetest, warest Du mit Dir selbst zufrieden dem Schicksale gegenüber; noch weit mehr aber, nachdem Du mit demselben wirklich in Kampf gerathen und deine Kräfte versucht hast, auf die man sich nie sicher verlassen kann, so lange nicht vieles Mißliche von da und dort erschienen, und uns bisweilen wirklich recht nahe getreten ist. So erst wird der echte Muth, der nie in fremde Willkür gerathen wird, bewährt; Dieß ist sein Probierstein. Nie wird der Athlete, der noch keinen blauen Fleck bekam, großes Feuer mit auf den Kampfplatz bringen. Der aber sein Blut schon gesehen; Dessen Zähne knackten unter Faustschlägen; Der, niedergerungen, des Gegners Last auf seinem Leibe trug; Dem, obwohl er sank, der Muth nicht sank; Der, so oft er fiel, trotziger sich wieder erhob: Der schreitet mit großer Hoffnung in den Kampf. Und nun, um dieß Gleichniß zu verfolgen: schon *oft lastete das Schicksal* über Dir, und doch ergabst Du Dich *ihm nicht, sondern* sprangst empor und stelltest Dich nur u *so fester wieder auf.* Denn Tapferkeit, die man ange-

steigert sich. — Doch, wenn Du willst, empfange auch von mir einige Hülfsmittel, mit welchen Du Dich verwahren mögest. Der Dinge, die uns schrecken, mein Lucilius, sind mehr, als die uns drücken; und öfter leiden wir in der Einbildung, als in der Wirklichkeit. Ich rede zu Dir nicht die stoische Sprache, sondern eine mehr herabgestimmte. Denn wir Stoiker sagen, alles Das, Was Seufzer auspreßt und Wehklagen, ist unbedeutend und nicht zu achten. Aber lassen wir diese großen Worte, so wahr sie, bei den Göttern! sind. Nur diese Lehre gebe ich Dir: sey nicht unglücklich vor der Zeit; denn wofür Dir bangt, weil es Dir droht, Das wird vielleicht nie kommen, ist wenigstens noch nicht da. Einiges quält uns mehr, als es soll; Anderes quält früher, als es soll; wieder Anderes quält, Was uns überhaupt nicht quälen sollte. Entweder — wir vergrößern unsern Schmerz, oder wir erdichten ihn, oder wir nehmen ihn voraus. Jener erste Punkt bleibe, weil über die Sache erklärter Streit obwaltet, für jezt ausgesezt. Denn Was ich unbedeutend nenne, wirst Du für das Aergste halten: ich kenne Welche, Die unter Geißelhieben lachen, und Andere schreien auf bei einem Backenstreich. Später werden wir sehen, ob diese Dinge aus eigener Kraft, oder durch unsere Schwäche stark sind. Nur Das versprich mir, wenn die Leute herzulaufen und Dich überreden wollen, daß Du unglücklich seyst, alsdann nicht zu beachten, Was Diese sagen, sondern Was Du empfindest, dein eigenes Gefühl in Berathung zu ziehen, und Dich selbst, der Du ja, Was Dich angeht, am besten kennest, *zu fragen:* Was ist es doch, daß Diese weinen über mich, *daß sie so ängstlich thun*, daß sie sogar mich zu berühren

fürchten, als ob mein Unglück auf sie überspringen könnte? Ist etwa hier ein Uebel? oder ist die Sache mehr verrufen als schlimm? Frage Dich selbst: gräme ich mich vielleicht und bekümmere ich mich ohne Ursache, und mache Etwas zu einem Uebel, Was es nicht ist? — Aber Du fragst: „wie soll ich inne werden, ob nichtig oder wirklich ist, Was mich ängstigt?" Darüber laß Dir diese Regel geben: Wir quälen uns entweder über Gegenwärtiges, oder über Zukünftiges, oder über Beides zugleich. Ueber das Gegenwärtige ist das Urtheil leicht. Ist dein Körper frei, ist er gesund, und schmerzt Dich keine Kränkung, so erwarten wir, Was da kommen wird; für heute hat es Nichts auf sich. „Aber das Schlimme steht noch bevor!" Für's erste untersuche, ob sichere Merkmale vorhanden sind von einem kommenden Uebel: denn meistens sind es Vermuthungen, die uns zu schaffen machen; und Was Kriege zu entscheiden pflegt, und weit mehr noch über Einzelne entscheidet, das Gerücht, treibt sein Spiel mit uns. Ja, mein Lucilius: zu eilig treten wir dem Wahne bei; wir prüfen nicht, Was uns in Furcht sezt, und untersuchen es nicht, sondern zittern und wenden den Rücken, wie Die, welche eine Staubwolke, von einer Viehheerde aufgejagt, aus dem Feldlager treibt, oder die irgend ein Gerede, ohne Gewährsmann ausgesprengt, in Schrecken versezt hat. Sonderbar! das Grundlose ist es mehr, was uns bestürzt macht. Das Wirkliche hat sein Maß: aber Was im Ungewissen liegt, ist ein Spiel der Vermuthungen eines zagenden Gemüthes. Keine Furcht ist daher so verderblich, so unheilbar, als die eines kranken Gehirns: jede andere ist *unvernünftig*, aber diese ist unsinnig. Untersuchen wir also

die Sache genauer. Es ist wahrscheinlich, daß ein Uebel erfolgen wird: — aber wahr ist es darum noch nicht. Wie Vieles ist unerwartet gekommen? wie Vieles Erwartete ist nie erschienen? Auch wenn es wirklich bevorsteht, Was hilft es, seinem Schmerz entgegen zu gehen? Du wirst ihn früh genug empfinden, wenn er einmal da seyn wird; bis dahin versprich Dir das Bessere. „Was Du damit gewinnest?" Zeit! Vieles kann inzwischen eintreten, wodurch die heranrückende Gefahr, so nahe sie Dir gekommen, aufgehalten, gehoben, oder auf ein anderes Haupt abgeleitet werden kann. Mitten aus Flammen öffnet sich oft ein rettender Ausweg: Manchen haben sinkende Trümmer sanft zur Erde getragen: nicht selten ward dem Schwert noch über dem Nacken Einhalt geboten: Mancher überlebte seinen Henker. Auch das Unglück behauptet seinen Unbestand. Vielleicht tritt es ein, vielleicht tritt es nicht ein; inzwischen ist es noch nicht da: drum stelle Dir das Bessere vor. Oft, ohne daß Vorzeichen erschienen, welche ein Unheil verkündigten, schafft die Seele sich nichtige Bilder, oder wendet ein Wort von zweifelhafter Bedeutung ins Schlimme, oder denkt sich den Groll eines Anderen größer als er ist, und fragt nicht, wie sehr er erzürnt sey, sondern was der Erzürnte vermöge. Es wäre kein Grund mehr, im Leben zu verweilen, es wäre des Elendes kein Maaß, wenn man fürchtete, was man alles fürchten könnte. Hier *helfe die Weisheit*; hier setze Dich mit starkem Geiste auch *über die Furcht des* Augenscheinlichen weg; wo nicht, so ver*treibe Schwäche mit* Schwäche, und dämpfe die Furcht mit *er Hoffnung.* Von Allem, was wir fürchten, ist Nichts so *wiß, daß es nicht noch* gewisser wäre, daß das Gefürchtete

ausbleiben und die Hoffnung uns täuschen kann. Also Hoffnung und Furcht prüfe genau, und so oft Alles ungewiß ist, begünstige Dich selbst; glaube, Was Dir lieber ist. Auch wenn Du mehr Stimmen hast für die Furcht, so neige Dich nichts desto weniger auf die andere Seite, und höre auf, Dich zu beunruhigen. Und dabei erwäge, daß der größere Theil der Menschen, ohne daß ein wirkliches Uebel sie drückt oder mit Gewißheit ihnen bevorsteht, ängstlich und rastlos sich geberdet. Denn Niemand, einmal aufgeregt, gebietet sich Ruhe, oder bringt seine beängstigenden Vorstellungen auf die Wahrheit zurück. Niemand spricht: „der Gewährsmann verdient keinen Glauben; er hat es erdichtet, oder er hat sich belügen lassen.“ Wir überlassen uns dem Erzählenden; wir zittern vor Zweifelhaftem als vor Gewissem; wir halten kein Maaß, und eine kleine Bedenklichkeit wird sogleich zur Angst.

Doch ich schäme mich, so mit Dir zu sprechen, und mit so wohlfeilen Mitteln Dich kräftigen zu wollen. Laß Andere sagen: vielleicht kommt es nicht! Sage Du: und Was ist es denn, wenn es kommt? Wir werden sehen, Wer siegen wird; vielleicht ist es für mich, wenn es kommt, und es wartet meiner ein Tod, der mein Leben adeln wird. Der Schierlingsbecher hat des Socrates Größe vollendet. Entwinde dem Cato sein Schwert, das die Freiheit ihm wahrte, und Du hast ihm einen großen Theil seines Ruhmes entzogen. — Wozu aber eine so lange Ermunterung, da Du nur erinnert, nicht aufgemuntert zu werden brauchst? Der *Weg, den ich Dich führe*, ist nicht verschieden von dem der *Natur: Du bist geboren zu Dem, was ich sage. Um mehr erhöhe und verschönere dein Gutes.*

Ich schließe nun, und drücke meinem Brief das Siegel auf, das heißt, ich vertraue ihm irgend ein großes Wort an, um es Dir zu überbringen. „Unter andern Uebeln des Thoren ist auch Dieß: er fängt immer an, zu leben.“ Ueberlege, mein trefflicher Lucilius, Was dieses Wort sagen will, und Du wirst finden, wie schmählich die Gedankenlosigkeit der Menschen ist, welche jeden Tag einen neuen Grund zu ihrem Leben legen, und auch am Ausgange noch auf's Neue anfangen, zu hoffen. Betrachte die Menschen um Dich her: Du wirst Greise treffen, die sich recht ernstlich anschicken zur Bewerbung um Aemter, zu weiten Reisen, zu Handelsunternehmungen. Was ist häßlicher, als ein Greis, der zu leben anfängt? — Ich würde den Eigenthümer dieses Ausspruchs nicht beifügen, wenn es nicht Epicur wäre, dessen wohlbekannte Sprüche ich zwar sonst anzuführen und mir anzueignen mir erlaube, unter welchen aber vorliegender minder bekannte sich nicht befindet.

Vierzehnter Brief.

Weise Sorge für das Wohl und die Sicherheit des Körpers.

Ich gestehe, es ist uns Liebe für unsern Körper angeboren; ich gestehe, daß wir Vorsorge für ihn tragen sollen; ich läugne nicht, daß wir ihm Schonung und Pflege schuldig sind: aber daß wir sein Sclave seyn sollen, läugne ich. Denn der *Sclave Vieler ist*, Wer seines Körpers Sclave ist, Wer für *ihn zu ängstlich besorgt* ist, Wer auf ihn Alles bezieht. Wie

müssen uns nicht so verhalten, als ob wir um des Körpers willen leben müßten, sondern als ob wir es ohne ihn nicht könnten. Eine übertriebene Liebe zu demselben beunruhigt uns durch Schreckniſſe, beläſtigt uns mit Sorgen, giebt uns Beſchimpfungen preis. Das Ehrenhafte iſt Dem wohlfeil, dem der Körper zu theuer iſt. Man nehme ihn in recht ſorgfältige Obhut, doch ſo, daß, wenn Vernunft, wenn Ehre, wenn Freundespflicht es fordert, man bereit ſey, ihn den Flammen zu überantworten. Gleichwohl ſollen wir, ſo viel wir vermögen, auch Ungemächlichkeiten, nicht blos Gefahren, vermeiden, und ins Sichere uns zurückziehen, indem wir darauf denken, wie wir ferne halten mögen, was zu fürchten iſt. Deſſen aber ſind drei Arten, wie mich dünkt: man fürchtet Mangel, man fürchtet Krankheiten, man fürchtet die Gewaltſtreiche des Mächtigern. Von allem Dieſem erſchüttert uns nichts mehr, als womit fremde Gewalt uns bedroht; denn es kommt mit großem Geräuſch und Lärm. Jene natürlichen Uebel, die ich nannte, Mangel und Krankheiten, ſchleichen ſich ſtill heran, ohne ſchreckenden Eindruck auf Aug' und Ohr. Gewaltig aber iſt das Gefolge dieſes dritten Uebels: Stahl und Flammen hat es um ſich, und Ketten und eine Schaar Beſtien, um ſie auf Menſchenleiber zu hetzen. Da treten Kerker, Kreuz, Folter, eiſerne Haken Dir vor die Seele, und jener Pfahl, der durch des Menſchen Mitte getrieben, zum Munde heraustritt, und Glieder, zerfetzt durch auseinander rennende Wagen, und jenes Hemde, durchwoben und beſtrichen mit Nahrung der Flammen und was ſonſt noch grauſame Wuth erſonnen hat. Es iſt ſonach nicht zu verwundern, wenn die Furcht vor einer Sache ſo groß iſt, deren Mannigfaltig-

keit groß und deren Zurüstungen gräßlich sind. Wie nämlich der Folterer um so mehr ausrichtet, je mehr Werkzeuge der Qual er zur Schau legt — denn von dem Anblick wird überwältigt, auch Wer dem wirklichen Leiden widerstanden hätte — so sind auch von allen den Dingen, welche die Seele beugen und bezwingen, diejenigen die wirksamsten, welche der Anschauung etwas zu bieten haben. Jene Drangsale sind nicht minder schwer, ich meine Hunger und Durst, innerliche Geschwüre, Fieberhitze, welche die Eingeweide ausdörrt; aber sie sind unsichtbar, sie tragen nichts vor sich her, was drohend in die Augen fiele. Diese dagegen siegen, wie große Kriegsheere, schon durch ihren Anblick und ihre Rüstung. Laß uns daher auf unserer Hut seyn, und Niemand zu nahe treten. Bald ist es das Volk, welches wir zu fürchten haben; bald sind es, wenn die Staatsverfassung von der Art ist, daß Alles vom Senate ausgeht, die in demselben einflußreichen Männer; bald sind es Einzelne, denen die Gewalt des Volkes — gegen das Volk — gegeben ist. Alle Diese zu Freunden zu haben, wäre sehr schwer; es genügt, sie nicht zu Feinden zu haben. Sonach wird der Weise nie den Zorn der Mächtigen hervorrufen; er wird ihn vielmehr zu meiden suchen, wie auf einer Seefahrt den Sturm. Als Du nach Sicilien reistest, setztest Du über die Meerenge. Der unbesonnene Steuermann verachtete die Drohungen des Südwinds — denn dieser ist's, welcher die Sicilischen Gewässer empört *und in Wirbeln* umtreibt — er hielt sich nicht an das linke *Ufer, sondern an* dasjenige, in dessen Nähe Charybdis die Ge*wässer in ihren* Strudel zieht. Aber der Behutsame fragt *der Gegend Kundigen, wie sich's mit der Strömung ver-*

halte, welche Zeichen aus dem Gewölke zu entnehmen seyen, und nimmt seine Richtung ferne von jener durch ihre Wirbel berüchtigten Gegend. Dasselbe thut der Weise: er meidet den Gewaltigen, der ihm schaden könnte, hütet sich aber, daß er nicht scheine ihn zu meiden. Denn zum Theil beruht unsere Sicherheit auch darauf, daß wir es nicht Wort haben, wie sehr wir dieselbe suchen; denn Was man flieht, verdammt man. Wir haben also darauf zu denken, wie wir uns vor der Menge sichern mögen. Fürs Erste müssen wir nie das Gleiche mit ihr begehren (denn unter Mitbewerbern herrscht Zank); hiernächst Nichts besitzen, auf was ein Anderer lauern und es zu seinem großen Vortheil uns entreißen könnte. Trage an Deinem Leibe möglichst wenig, was zur Beute werden könnte. Niemand oder sehr Wenige trachten nach Menschenblut um dieses selbst willen: Mehrere sind, die rechnen, als die hassen. Den Nackten läßt der Räuber ziehen: auch auf umlagerter Straße wandelt der Arme im Frieden.

Drei Dinge sind es ferner, die man, nach einer alten Regel, meiden muß: Haß, Neid, Verachtung. Wie Dieß geschehen könne, zeigt allein die Weisheit. Denn schwer ist hier das Mittelmaas zu treffen, und es ist zu besorgen, es möchte die Furcht vor dem Neide uns in Verachtung gerathen lassen, und wir möchten, indem wir selbst nicht hoch auftreten wollen, die Leute glauben machen, sie dürfen uns auf die Köpfe treten. Für Viele, die sich fürchten konnten, war Dieß die Ursache, daß sie sich wirklich fürchten mußten. Ziehen wir uns also von allen Seiten zurück: nicht minder scheuet es, verachtet, als verdächtig zu seyn. Zur Philosophie nehme man seine Zuflucht: diese Wissenschaft wirkt als

Priesterbinde *) nicht nur bei den Guten, sondern auch bei den Halbschlechten. Denn die öffentliche Redekunst, so wie jedes Andere, was auf das Volk wirkt, hat seine Gegner; die Philosophie aber, ruhig und nur mit sich beschäftigt, kann nie in Verachtung sinken; ihr gestehen alle anderen Wissenschaften, auch bei den Schlechtesten, Ehre zu. Nie wird die Nichtswürdigkeit so sehr erstarken, nie wird sie sich so gegen die Tugenden verschwören, daß der Name Philosoph nicht ein ehrwürdiger und heiliger bliebe. Uebrigens muß die Philosophie selbst in anspruchloser Stille und Ruhe betrieben werden. „Aber wie?" fragst Du; „philosophirt etwa M. Cato nur in bescheidener Stille, indem er einen Bürgerkrieg mit seiner Stimme niederschlug? indem er sich mitten zwischen die Waffen wüthender Parteihäupter stellte? indem er, während Andere bei Pompejus anstoßen, Andere bei Cäsar, beide zugleich gegen sich aufbringt?" Man könnte allerdings darüber rechten, ob der Weise in jenen Zeiten an den öffentlichen Geschäften hatte theilnehmen sollen. Man könnte fragen: „was willst du denn, M. Cato? Es handelt sich nun nicht mehr um die Freiheit, sie ist längst untergegangen; nur ob Cäsar oder Pompejus den Staat besitzen solle, fragt sich noch. Was hast mit diesem Zanke du zu thun. Keine der Parteien ist die deinige. Es handelt sich um einen Herrn: was kann dir daran liegen, welcher von beiden siegt? Es kann der Bessere siegen; doch nothwendig wird zum Schlechteren, Wer gesiegt hat." Ich berührte hier die lezte Rolle,

*) *Eine Kopfbinde* (infula), welche die Person des Priesters *oder des Schutzflehenden*, der sie trug, unverletzlich machte.

welche Cato spielte: allein auch die früheren Jahre waren nicht von der Art, um dem Weisen die Theilnahme an einer Staatsverwaltung zu erlauben, die in Räuberhände gefallen war. Was hat Cato Anderes gethan, als seine Stimme laut, aber vergeblich erhoben, indem er vom Volke bald auf den Händen getragen, bald vollgespuckt und vom Forum weggeschleppt, bald aus dem Senat in den Kerker geführt ward?

Doch ein andermal davon, ob der Weise auch vergebliche Mühe sich geben soll: für jezt weise ich Dich zu Denjenigen, welche von öffentlichen Geschäften sich ausgeschlossen, und sich zurückgezogen haben, um die Wissenschaft des Lebens zu pflegen, und Gesetze zu entwerfen für das Menschengeschlecht, ohne irgend einem Machthaber zum Anstoße zu gereichen. Der Weise wird nie die herrschende Sitte stören: er wird nie durch eine befremdende Lebensweise des Volkes Aufmerksamkeit erregen. Wie nun? wird also Der unfehlbar geschert seyn, wer diese Vorschrift befolgt? Verbürgen kann ich Dir Dieß eben so wenig, als dem Mäßigen Gesundheit: und doch ist Mäßigung die Quelle der Gesundheit. Auch im Hafen geht hie und da ein Schiff unter: was, dünkt Dich, kann nicht Alles auf hoher See geschehen? Wo nicht einmal die Muße Sicherheit gewährt, um wie viel näher müßte die Gefahr dem Vielgeschäftigen, Vieles unternehmenden stehen? Bisweilen kommen Unschuldige um; Wer wollte es läugnen? Doch häufiger die Schuldigen. Der Fechter bleibt ein Künstler, auch wenn ihn seine Rüstung nicht schüzte. Endlich sieht der Weise in allen Dingen auf die Absicht, nicht auf den Erfolg. Das Eingehen in eine Sache steht in unserer Gewalt; über den Ausgang entscheidet das Glück, dem ich keine Stimme

über mich einräume. Es kann mir Plagen, kann mir Widerwärtiges zuschicken. Aber mein Herr ist darum der Raubmörder nicht, wenn er mich tödtet.

Nun streckst Du die Hand aus, die tägliche Beisteuer zu empfangen. Wohl, ich will sie Dir mit einer goldenen füllen. Und weil ich von Golde spreche, so vernimm, wie Gebrauch und Nutzung desselben Dir um so werther werden kann. „Der genießt des Reichthums am meisten, der am wenigsten des Reichthums bedarf." Du willst, ich soll den Gewährsmann nennen. Damit Du siehst, wie ich so gar nicht eigennützig bin, hab' ich mir vorgenommen, Fremdes zu loben. Es sind Epicurus Worte, oder Metrodor's, oder irgend Eines aus jener Werkstätte. Was liegt auch daran, Wer sie sprach? Sie sind zu Allen gesprochen. Wer des Reichthums bedarf, fürchtet für ihn; aber Niemand hat Genuß von einem Gute, für welches er in Sorgen ist: immer trachtet er, noch mehr hinzuzufügen, und indem er auf dessen Vermehrung denkt, vergißt er, es zu nützen: er läßt sich Rechnungen stellen, läuft das Forum *) aus, blättert im Zinsbuch, und wird aus dem Herrn der Verwalter.

Fünfzehnter Brief.

Ueber Leibesübungen, als Mittel zur Erhaltung der Gesundheit.

Es war eine alte Sitte, die sich bis auf meine Zeit erhielt, die Briefe mit den Worten anzufangen: „Wenn Du

*) Wo die Geldgeschäfte gemacht wurden.

Dich wohl befindest, so ist es gut; ich befinde mich wohl." Mit Recht sagen auch wir: „wenn Du philosophirst, so ist es gut." Denn Dieses erst heißt, sich wohl befinden; ohne Dieses ist die Seele krank; und auch der Körper, wenn er noch so kräftig ist, ist nur in derselben Weise gesund, wie es der Körper eines Wahnsinnigen und Verrückten ist. Also für diese Gesundheit sorge zunächst: sodann auch für jene andere, welche Dir nicht theuer zu stehen kommen wird, wenn es Dir blos darum zu thun ist, gesund zu seyn. Denn seine Arme üben, seine Schultern breit machen, seine Brust stählen, ist eine thörichte, am wenigsten für einen Gelehrten schickliche Beschäftigung. Schlüge die Athletenmast auch noch so gut bei Dir an, schwellten sich Deine Muskeln auch noch so kräftig, Du würdest doch nie die Kräfte eines feisten Stiers, noch sein Gewicht erreichen. Zudem bedrückt und lähmt den Geist eine größere Bürde des Körpers. So viel Du also kannst, beschränke den Umfang Deines Körpers und mache Deinem Geiste Raum. Viele Beschwerden begleiten Den, der nur für [athletische] Ausbildung des Körpers sorgt: zuerst die angestrengten Uebungen, wodurch die geistige Kraft ausgetrocknet und für ein anhaltendes und strengeres Studiren unbrauchbar gemacht wird; sodann ist die allzureichliche Nahrung der Feinheit des Geistes nachtheilig. Ferner sind es Sclaven der schlechtesten Art, die man zu Lehrern annimmt, Menschen, nur mit Oel und Wein beschäftigt, die ihren Tag nach Wunsch hingebracht, wenn sie tüchtig geschwitzt, und an die Stelle der vergossenen Säfte einen reichlichen Trunk durch die vertrocknete Kehle eingeführt haben. Trinken aber und *schwitzen ist das* Leben eines Magenkranken. — Allein

giebt Uebungen, die eben so leicht als kurz sind, und, indem sie dem Körper sofort Erholung verschaffen, die Zeit schonen, auf welche vorzüglich Rücksicht zu nehmen ist: Laufen, Bewegungen der Arme mit Gewichten, Sprünge, entweder in die Höhe, oder in die Weite, oder kürzere nach Art der hüpfenden Salier (Marspriester), oder, um eine unedlere Vergleichung zu gebrauchen, der Walker. Wähle hiervon, was Du willst; durch Gewohnheit wird es Dir leicht werden. Was Du aber auch thun magst, kehre bald vom Körper wieder zum Geiste zurück: diesen übe Tag und Nacht; mäßige Anstrengung erhält ihn. An dieser Uebung hindert weder Hitze noch Kälte, nicht einmal das Alter. Für das Gut sorge, welches durch die Länge der Zeit besser wird. Ich verlange nicht, daß Du immer über Deinen Büchern oder Deinen Papieren liegen sollst: man muß dem Geiste Zwischenräume gönnen, doch, daß er nicht erschlaffe, sondern sich erhole. Wenn man sich tragen läßt, empfindet der Körper einige Erschütterung, die dem Studiren nicht hinderlich ist: man kann lesen, dictiren, sprechen, zuhören, welches Alles selbst beim Spazierengehen sich thun läßt. Auch die Anstrengung der Stimme ist eine nicht zu verachtende Uebung; jedoch mißrathe ich Dir *) jenes künstliche Heben und Sinkenlassen derselben nach der Melodie und dem Zeitmaas. Wenn Du freilich Lust haben solltest, sogar zu lernen, wie man spazieren gehen soll, wohlan, nimm jene Leute an, die der Hunger neue Künste gelehrt hat: es wird sich gleich Einer finden, der Deine Schritte regelt, und beim Essen Dir auf Backen und Zähne Acht giebt,

*) *Als zu den müßigen* Pedanterien der Rhetorenschule gehörig.

und in seiner Dreistigkeit immer weiter gehen wird, je mehr Deine geduldige Leichtgläubigkeit ihm Vorschub thut. „Also soll die Stimme gleich mit Schreien und mit der höchsten Anstrengung beginnen?" Es ist so natürlich, allmälig lebhaft zu werden, daß auch Streitende mit Sprechen anfangen und in das Schreien übergehen. Niemand erhebt gleich den Nothschrei: Quiriten, zu Hülfe! Je nachdem also die Stimmung Deines Gemüthes es mit sich bringt und Deine Lunge Dich mahnt, declamire abwechselnd bald heftiger, bald gelassener. Gedämpft steige Deine Stimme, wenn Du ihr Einhalt thust, herab, statt zu fallen: sie behaupte immer die Mäßigung Dessen, der sie lenkt, und lasse sich nicht in ein rohes und bäurisches Toben aus. Denn wir gehen ja nicht darauf aus, die Stimme selbst, sondern durch die Stimme uns zu üben.

Somit habe ich Dir kein kleines Geschäft abgenommen. Möge zu diesem Dienste, den ich Dir erwiesen, noch eine kleine Gabe, ein nicht unwillkommenes Geschenk*) hinzutreten. Es ist der treffliche Lehrsatz: „Ein unweises Leben ist ein unerfreuliches, ängstliches; es ist gänzlich abhängig von Dem, was kommen wird." Wer Dieß gesagt hat? Derselbe, der das Obige. Welches Leben glaubst Du wohl daß hier ein unweises genannt werde? Etwa das eines Baba oder Ision?**) Nein, unser eigenes Leben heißt so, so lange eine blinde Begierde uns zu schädlichen, wenigstens nie zu sättigenden Din-

*) Munus gratum mit Muretus und Gruter. Schweighäusers unus gradus ist mir unverständlich.

**) Zwei uns unbekannte Menschen, aber ohne Zweifel berühmte Thoren zu Seneca's Zeit.

gen hinreißt; die wir genug hätten, wenn uns etwas genug seyn könnte; die wir nicht bedenken, wie süß es sey, nichts zu begehren, wie groß, volle Genüge zu haben und vom Glücke nicht abzuhängen. Erinnere Dich dann oft, mein Lucilius, wie vieles Du erreicht hast; und wenn Du noch Viele siehst, die Dir vorgehen, so gedenke auch der Vielen, die nach Dir sind. Wenn Du dankbar seyn willst gegen die Götter und gegen das Schicksal Deines Lebens, so denke daran, über wie viele Du hinausgekommen bist. Doch, was gehen Dich Andere an? Du bist über Dich selbst hinaus. Setze Dir eine Gränze, welche Du nicht überschreiten könntest, auch wenn Du wolltest: einmal werden sie doch von Dir weichen, jene tückischen Güter, die immer höher schäzt, Wer sie hofft, als Wer sie erreicht hat. Wäre etwas Haltbares an ihnen, so würden sie irgend einmal sättigen: so aber reizen sie nur den Durst, indem wir sie in uns gießen. Es wird anders werden mit all dem blendenden Prunk. Und worüber der Zukunft geheimnißvolles Loos entscheidet, warum sollte ich vom Schicksal erhalten wollen, es mir zu gewähren, statt von mir selbst, es nicht zu verlangen? Warum sollte ich es auch verlangen? Warum vergessen der menschlichen Gebrechlichkeit? Wozu Arbeit auf Arbeit häufen? Siehe, dieser Tag ist der lezte; und ob er es nicht ist, so ist er nahe dem lezten.

Sechszehenter Brief.

Nutzen der praktischen Philosophie.

Es ist Dir klar geworden, ich weiß es, mein Lucilius, *daß man nicht glücklich*, nicht einmal erträglich leben kann,

ohne das Studium der Weisheit; und daß ein glückliches Leben die Frucht nur des vollendeten Studiums derselben, ein erträgliches jedoch schon die des begonnenen sey. Dennoch muß Dieß, so klar es ist, noch fester begründet, und durch tägliches Erwägen uns noch tiefer eingeprägt werden. Die größere Aufgabe ist, Vorsätze zu bewahren, als das Gute sich vorzusetzen. Man muß beharren, man muß durch unablässiges Streben sich kräftigen, bis zum guten Sinne wird, was guter Wille war. Du hast bei mir demnach keine weitläuftigen Versicherungen nöthig: ich sehe, daß Du schon weit gekommen bist. Ich weiß, von wannen kommt, was Du schreibst; es ist nichts Erheucheltes, nichts Geschminktes. Doch verhehle ich Dir nicht, was ich denke: schon habe ich Hoffnung von Dir, Zuversicht noch nicht. Ich wünsche, es wäre bei Dir dasselbe: Du darfst noch nicht so rasch und so leichthin Dir glauben; entfalte Dich vor Dir selbst, erforsche und beobachte Dich auf alle Weise. Darauf sieh vor Allem, ob Du in der Philosophie oder im Leben selbst weiter gekommen seyst. Die Philosophie ist nicht ein Kunststück, um dasselbe vor dem Volke zur Schau zu tragen: sie besteht nicht in Worten, sondern in Handlungen. Sie wird auch nicht gebraucht, um unter angenehmer Unterhaltung den Tag hinzubringen, und, wenn wir Muße haben, vor langer Weile uns zu bewahren: sie bildet und gestaltet den Geist, sie ordnet das Leben, sie regelt die Handlungen, sie zeigt, was zu thun und zu lassen sey, sie sizt am Steuerruder, und lenkt die Fahrt durch Fluthen und Klippen. Ohne sie ist Niemand sorgenfrei. Unzähliges ereignet sich zu jeder Stunde, was den Rath *erfordert, der bei ihr zu suchen ist.* — Doch man wird mir

einwenden: „Was nüzt mir die Philosophie, wenn es ein Schicksal giebt? Was nüzt sie, wenn eine Gottheit die Welt regiert? Was nüzt sie, wenn der Zufall gebietet? Denn abgeändert kann das Gewisse nicht werden, und gegen das Ungewisse läßt sich nichts vorkehren, wenn entweder ein Gott meinen Entschließungen zuvorgekommen ist und beschlossen hat, was ich thun soll, oder ein Verhängniß meinem Willen nichts überläßt." Mag es das Eine oder das Andere seyn, mein Lucilius, oder mag Alles zugleich seyn — wir müssen nach Weisheit streben! Ob das Verhängniß seinem unerbittlichen Gesetze uns unterworfen hat, ob ein Gott das All nach seinem Willen ordnet, ob ohne Ordnung der Zufall die menschlichen Dinge in Bewegung sezt und hin und her wirft — die Philosophie muß uns in ihren Schuz nehmen. Sie wird uns mahnen, der Gottheit gerne zu gehorchen, dem Schicksal hartnäckig zu widerstehen: sie wird Dich lehren, Gott zu folgen, den Zufall zu ertragen. — Wiewohl, wir haben jezt nicht auf die Betrachtung überzugehen, Was uns zustehe, wenn eine Vorsehung das Ruder der Dinge führt, oder wenn die Kette der Verhängnisse uns dahin schleppt, oder wenn der blinde Zufall des Augenblicks waltet: ich komme für jezt auf Das zurück, daß ich Dich erinnere und ermahne, das Streben Deines Geistes nicht sinken, nicht erkalten zu lassen. Halte es fest, laß es sterig werden, damit zur Eigenschaft werde, was erst nur Streben war.

Gleich Anfangs hast Du, wenn ich Dich recht kenne, Dich darnach umgesehen, was wohl dieser Brief für ein Angebinde *mitbringen werde*. Durchsuch' ihn, und Du wirst es finden. *Du hast aber nicht* Ursache meine Freigebigkeit zu bewun-

dern; noch immer übe ich sie auf fremde Kosten. Doch — was sage ich, auf fremde Kosten? Was irgend jemand Gutes sagte, ist mein. So auch Dieß, was Epicurus aussprach: „Wenn Du nach der Natur lebst, wirst Du nie arm, wenn nach dem Wahn, nie reich seyn.“ Ein Geringes verlangt die Natur, der Wahn Ungemessenes. Man häufe auf Dich, was viele Begüterte zugleich besaßen; das Glück erhebe Dich weit über die Verhältnisse des reichsten Privatmannes, es bedecke Dich mit Gold und umkleide Dich mit Purpur; es versetze Dich in eine solche Fülle von Herrlichkeit, daß Du die Erde birgst unter Deinen Marmorbauten, daß Du im Stande bist, Kleinodien nicht nur zu besitzen, sondern darauf zu treten; *) dazu sollen noch Bildwerke kommen und Gemälde, und was sonst alles die Künste für den Luxus schaffen — Du wirst von diesem nur lernen, Größeres zu begehren. Natürliche Bedürfnisse haben ihre Gränzen: was der Irrwahn erzeugt, hat nicht, wo es ende. Wer auf der Straße geht, findet ein Ziel: das Irren ist endlos. Darum ziehe Dich zurück von dem Eiteln; und wenn Du wissen willst, ob, was Du verlangst, Gegenstand einer natürlichen oder einer blinden Begierde sey, so siehe, ob es damit irgendwo sein Bewenden haben werde. Wenn, so weit Du gehst, doch immer ein Weiteres übrig bleibt, so wisse, daß es nichts Natürliches ist.

*) Anspielung auf die kostbaren Mosaikfußböden aus edelm Gestein.

Siebenzehenter Brief.

Nach Weisheit ist vor Allem zu streben: die Sorge um äußere Güter darf daran nicht hindern.

Wirf jene Dinge alle von Dir, wenn Du vernünftig bist, oder vielmehr, um es zu werden; und strebe in vollem Lauf und aus allen Kräften einem weisen Sinne zu. Ist Etwas, das Dich aufhält, so wickle Dich los oder schneide es ab. — „Vermögens-Angelegenheiten," sagst Du, „beschäftigen mich noch: ich wünsche sie so zu ordnen, daß ich habe, was ich brauche, ohne Geschäfte zu treiben; damit weder die Armuth mir, noch ich irgend Jemand zur Last sey." Indem Du so sprichst, scheint es, daß Du die Bedeutung und die Wirksamkeit des Gutes, worauf Du denkst, noch nicht erkannt hast. Du siehst zwar im Allgemeinen ein, wie viel die Philosophie nütze: aber im Einzelnen hast Du Dich davon nicht gründlich genug überzeugt, und weißt noch nicht, wie viel sie uns überall hilft, wie sie, um Cicero's Worte zu gebrauchen, „in den wichtigsten Dingen uns fördert, und zu den geringfügigsten sich herabläßt." Folge mir, ziehe sie zu Rathe! Sie wird Dich abmahnen, über Deinen Rechnungen zu sitzen. Denn Das ist's, was Du suchst, und was du mit jenem Aufschub erlangen willst, daß Du die Armuth nicht zu fürchten habest. Wie aber, wenn sie zu wünschen wäre? Schon Vielen ist im Streben nach Weisheit ihr Reichthum hinderlich gewesen; der Arme ist ungehindert, ist sorgenfrei. Wenn die Trompete ertönt, so weiß er, daß es nicht ihm gilt: erhebt sich irgendwo *ein Nothgeschrei*, so sucht er, wie er davon komme, nicht, *was er fortbringe.* Geht es zu Schiffe, so ist kein Getöse

im Hafen; keine Begleitung füllt geschäftig das Gestade: er ist nicht umgeben von einem Schwarme von Sclaven, zu deren Fütterung man den überseeischen Gegenden Fruchtbarkeit wünschen muß. Es ist leicht, wenige und wohlgezogene Mägen zu befriedigen, die nichts weiter begehren, als gefüllt zu werden. Wenig kostet der Hunger, viel ein ekler Gaumen. Die Armuth begnügt sich, die nächsten Bedürfnisse zu befriedigen. Was ist es also, daß Du Dich weigern solltest, die Armuth zur Hausfreundin anzunehmen, deren Lebensweise der vernünftige Reiche nachahmt? Willst Du für den Geist leben, so mußt Du arm seyn, oder dem Armen ähnlich. Dein Streben kann nicht gedeihlich seyn ohne Genügsamkeit. Genügsamkeit aber ist freiwillige Armuth. Hinweg also mit Entschuldigungen, wie diese: „So viel genug ist, habe ich noch nicht; wenn ich es zu dieser Summe gebracht haben werde, so werde ich mich ganz der Philosophie hingeben.“ Gerade, was Du aufschiebst, was Du erst nach anderen Dingen zu thun Dir vornimmst, solltest Du vor allem Anderen thun; damit solltest Du beginnen. „Ich will mir verschaffen, wovon ich lebe,“ sagst Du. Lerne auch zugleich, es zu verschaffen. Verbietet Dir Etwas, gut zu leben — gut zu sterben, verbietet Dir Nichts. Armuth soll uns nicht von der Philosophie abrufen, nicht einmal die Noth. Denn Wer nach diesem Ziele eilt, muß sogar Hunger ertragen: erträgt man ihn doch bei Belagerungen. Und was ist dort der Lohn dieses Duldens anders, als nicht in des Siegers Hände zu fallen? Hier aber, welch ein höherer Lohn, wo uns verheißen wird, ewig frei zu seyn, vor keinem Menschen, keinem Gotte zittern zu dürfen? Dazu sollte man auch hungernd zu gelan-

gen suchen. Kriegsheere haben Mangel an allen Dingen ertragen, haben von rohen Wurzeln gelebt, haben mit Dingen, die zu nennen schon ekelhaft ist, ihren Hunger beschwichtigt. Und dieses Alles ertrugen sie — wunderbar genug — für die Herrschaft eines Andern: und man sollte sich nicht entschließen, die Armuth zu erdulden, um seinen Geist von Thorheiten zu befreien? Es ist also nicht Noth, erst zu sammeln; zur Philosophie kann man auch ohne Reisegeld gelangen. Oder willst Du erst, wenn Du alles Uebrige schon hast, hinterher auch die Weisheit haben? Diese soll unter den Hülfsmitteln zum Leben das lezte, und — so zu sagen — nur eine Zugabe seyn? Nein: hast Du Etwas, so philosophire; denn woher weißt Du, ob Du nicht schon zu viel hast? Hast Du nichts, so suche die Philosophie eher, als irgend etwas Anderes. „Aber es wird mir am Nothwendigen fehlen." Das wird nicht möglich seyn, weil die Natur sehr Weniges verlangt: der Weise aber richtet sich nach der Natur. Tritt aber der äußerste Nothstand ein, nun so enteilt er alsbald dem Leben, und hört auf, sich selbst zu beläſtigen. Sollte ihm jedoch nur Etwas übrig bleiben, sey es noch so gering und beschränkt, um das Leben zu fristen, so wird er damit vorlieb nehmen und ohne Kummer und Sorgen um Unnöthiges, seinem Leibe an Nahrung und Bedeckung das Seine geben, und dabei heiter und wohlgemuth lachen über die Geschäftigkeit der Reichen und über das Jagen und Rennen Derer, die es werden wollen, und sagen: „wozu hältst Du Dich selbst so lange auf? Willst Du auf den Ertrag Deines angelegten Geldes warten oder auf vortheilhafte Handelsgeschäfte, oder auf das Vermächtniß eines wohlhabenden Alten, da es doch bei Dir steht, sogleich reich zu seyn? Die Weisheit ist statt der

Schätze; sie schickt sie Dem, welchem sie dieselben entbehrlich macht." — Doch Dieß geht Andere an: Du stehst den Begüterten näher. Versetze Dich in ein anderes Zeitalter, und Du hast zu viel. Aber was genug ist, findet sich in jeglichem Zeitalter.

Ich könnte hier schließen, wenn ich dich nicht verwöhnt hätte. Den Parthischen Königen darf Niemand zur Begrüßung nahen, ohne ein Geschenk mitzubringen: von Dir kann man nicht unentgeldlich Abschied nehmen. Was Du bekommest? Ich habe es von Epicurus entlehnt. „Viele, die sich Reichthum erworben, haben dadurch ihrem Elend kein Ende gemacht, sondern demselben nur eine andere Gestalt gegeben." Und ich wundere mich darüber nicht: denn der Fehler liegt nicht in den Dingen, sondern im Gemüthe. Was die Armuth schwer zu ertragen machte, macht auch den Reichthum schwer. Wie es gleichgültig ist, ob Du den Kranken in ein hölzernes Bettgestelle, oder in ein goldenes legst — wohin Du ihn auch bringen magst, er wird sein Leiden mit sich nehmen — eben so macht es nichts aus, ob die kranke Seele in Reichthum oder in Armuth versetzt wird: ihr Gebrechen folgt ihr.

Achtzehenter Brief.

Man ziehe sich zurück von der wilden Lust der Menge: man übe sich in Entbehrungen, um gleichgültig zu werden gegen die Gunst des Glücks.

Wir stehen im Monat December, wo sich die Stadt gewaltig viel zu schaffen macht, wo der Schlemmerei ihr Recht

öffentlich eingeräumt ist, wo Alles voll ist vom gewaltigen Lärm der Zurüstungen — als ob noch ein Unterschied wäre zwischen den Saturnalien und den Werktagen. Und doch ist so gar kein Unterschied mehr, daß sich Derjenige nicht geirrt zu haben scheint, welcher sagte, „vormals sey der December ein Monat gewesen, jezt ein Jahr.“ Wenn ich Dich bei mir hätte, so würde ich mich gerne mit Dir darüber besprechen, was Du glaubest, daß wir zu thun hätten: ob wir an unserer gewohnten täglichen Weise nichts ändern, oder, um nicht zu sehr im Gegensatz mit dem allgemeinen Brauche zu erscheinen, gleichfalls lustiger tafeln und unsere Toga ablegen sollen? Denn was sonst einzig nur in Kriegsnöthen und betrübten Zeiten zu geschehen pflegte, thut man jezt um der lustigen Festesfeier willen — man wechselt die Tracht. Wenn ich Dich recht kenne, so würdest Du den Vermittler spielen und der Meinung seyn, wir sollen dem schwärmenden Haufen mit seinen Narrenmützen *) eben so wenig durchgängig gleichen, als völlig gegen ihn abstechen. Allein — ob nicht gerade in diesen Tagen dem Herzen die Forderung aufzuerlegen ist, alle Lust sich allein zu versagen, während alle Welt sich in dieselbe versenkt? Den untrüglichsten Beweis für seine Festigkeit erhält man, wenn man sich von Dem, was den Sinnen schmeichelt und zur üppigen Lust verlockt, so wenig hinziehen

*) Pileata turba. Die Sclaven, denen in den Tagen der Saturnalien vergönnt war, sich in den Freistand zu träumen, trugen dann das Symbol der Emancipation, den pileus, die spitzige Filzmütze, welche, überhaupt als Zeichen festlicher Lustbarkeit auch der Freien, in die Mütze unserer Pulcinelli übergegangen ist.

läßt, als ihm entgegen geht. Dazu gehört mehr entschlossene Kraft, mitten unter einem Volke, das sich berauscht und den Magen überladet, allein der Nüchterne und Vernünftige zu bleiben; mehr Mäßigung beweist es, sich nicht auszuschließen, um nicht aufzufallen, aber auch nicht unter Alle sich zu mischen; und Dasselbe vorzunehmen, aber nicht auf dieselbe Weise, indem man auch ohne eigentliches Wohlleben einen festlichen Tag begehen kann. Allein ich möchte nun einmal die Festigkeit Deiner Seele prüfen, und, nach dem Rathe großer Männer, auch Dir empfehlen, zwischen hinein etliche Tage festzusetzen, an welchen Du, Dich begnügend mit sehr schmaler und geringer Kost, mit einer groben und rauhen Kleidung, zu Dir selbst sagest: „Also Das war's, wovor man sich bange seyn ließ?" So lange das Herz sorgenfrei ist, bereite es sich auf das Schwere vor, und gegen die Unbilden des Geschicks kräftige es sich mitten unter dessen Gunstbezeugungen. Im tiefen Frieden, und ohne einen Feind zu haben, hält der Soldat seine Marschübungen, wirft Verschanzungen auf, und müht sich ab in überflüssigen Arbeiten, um den nothwendigen gewachsen zu seyn. Wer, wenn es gilt, nicht zittern soll, muß, ehe es gilt, geübt werden. Dieß befolgten Die, welche alle Monate die Armuth nachahmten und dem Mangel sich näherten, um nicht vor einer Sache zu erbeben, die sie längst gelernt hatten. — Glaube übrigens nicht, daß ich hier nur von . . . . .*) Mahlzeiten, und von Kammern der Armuth

*) Die Lesart ist hier unsicher. Die Vulg. hat nach Muretus: ad modicas coenas, mäßige Mahlzeiten. Des Turnebus Timoneas, das Schweigh. aufnahm, ist gewiß das Richtige nicht.

spreche, und was sonst noch die Lüsternheit, ihres Reichthums überdrüssig, bisweilen zum Zeitvertreibe aufsucht. Nein, es sey Dir Ernst mit dem harten Stuhl, dem groben Mantel, dem derben, schwarzen Brote. So halte es drei, vier Tage aus, bisweilen noch länger; denn es soll nicht ein Spiel seyn, sondern eine Probe. Und dann, glaube mir, Lucilius, wird es Dich hoch erfreuen, für einen Groschen gesättigt zu seyn; Du wirst begreifen, daß man, um sorgenfrei zu seyn, das Glück nicht braucht: denn, was unentbehrlich ist, wird es geben, *) auch wenn es zürnt. Glaube aber darum nicht, es sey etwas Großes, was Du thust: es wird nichts Anderes seyn, als was viele tausend Sclaven, viele tausend Arme thun. Insofern nur achte Dich, als Du es ungenöthigt thust, und als es Dir eben so leicht seyn wird, dasselbe immer zu ertragen, als es bisweilen zu versuchen. Wir müssen uns am Pfahl **) üben; und damit das Geschick uns nicht unvorbereitet treffe, werde die Armuth unsere Vertraute. Der Reichthum wird uns weniger Sorgen machen, wenn wir gelernt haben, wie so gar nicht schwer ist, arm zu seyn. Epicurus, jener Lehrer des Vergnügens, hatte bestimmte Tage, an welchen er seinen Hunger ärmlich stillte, um zu sehen, ob Etwas zum vollen und reinen Vergnügen, und wie viel ihm noch fehle, und ob dieß Fehlende werth sey, daß man es mit großer Mühe ergänze. Dieß sagt er wenigstens selbst in jenen Briefen, die er, während Charinus Archon war, an Polyänus schrieb. Und zwar rühmt er sich, mit einem nicht

*) Dabit vermuthe ich, statt debet.

**) *Dem hölzernen* Phantom eines Gegners, welches zu Waffenübungen diente.

vollen Aß sich zu bekösligen; Metrodorus, der es noch nicht so weit gebracht, brauche ein ganzes. *) „Und eine solche Kost, meinst Du, mache satt?" Vergnügen sogar macht sie; aber nicht jenes leichte, flüchtige, immer wieder aufzufrischende Vergnügen, sondern ein beständiges und zuverlässiges. Nicht als ob es etwas Angenehmes wäre um Wasser, Graupen und ein Stück Gerstenbrod: aber das höchste Vergnügen ist, sich im Stande zu wissen, auch an diesen Dingen Vergnügen zu finden, und sich dahin gebracht zu sehen, wo die Ungunst des Glückes uns nichts mehr anhaben kann. Mehr Auswahl hat selbst die Kerkerkost: ja Denen, welche die Strafe des Todes erwarten, reicht ihr Henker kein so kärgliches Mahl. Welche Seelengröße, aus freiem Willen sich zu Dem zu verstehen, was selbst Menschen, über welche das Aeußerste erkannt ist, nicht zu befürchten haben! Das heißt den Geschossen des Geschickes zuvorkommen.

Entschließe Dich denn, mein Lucilius, die Weise dieser Männer zu befolgen, und bestimme gewisse Tage, an welchen Du Dich losmachst von Deinem Besitzthum, und Dich mit dem möglichst Wenigen befreundest: entschließe Dich, mit der Armuth in Verkehr zu treten.

Wag' es, o Freund, zu verachten das Gold, und bilde Dich würdig Gottes. **)

Kein Anderer ist Gottes würdig, als Wer den Reichthum verachtet. Ich untersage Dir seinen Besitz nicht; aber ich wünsche zu bewirken, daß Du ihn mit Seelenruhe besitzest: und Dieß wirst Du nur dann erlangen, wann Du Dich überzeugt

*) Ein Aß = ½ g.Gr. oder $2^{145}/_{300}$ Kr.
**) *Virgil. Aen.* VIII, 364 f.

haben wirst, daß Du auch ohne denselben glücklich zu leben vermögest, und wenn Du ihn immer als etwas Vergängliches ansiehst.

Doch ich muß jezt meinen Brief zusammenlegen. — „Zahle vorerst Deine Schuld," hör' ich Dich sagen. Ich weise Dich an Epicurus: der wird Dir Zahlung leisten. „Unmäßiger Zorn erzeugt Wahnsinn." Wie wahr Dieß sey, mußt Du wissen, da Du einen Sclaven und einen Feind gehabt hast. Diese Leidenschaft entbrennt übrigens gegen Personen aller Art: sie entsteht eben so aus Liebe, als aus Haß, und nicht minder bei ernsten Dingen, als unter Spiel und Scherz. Und es kommt nicht darauf an, ob die Ursache wichtig sey, aus welcher sie entspringt, sondern welcher Art das Gemüth sey, dessen sie sich bemächtigt. So liegt nichts daran, wie groß ein Feuer sey, sondern wo es hingeräth; denn so viel auch dessen ist, nehmen es doch feste Körper nicht auf; dürre Stoffe hingegen und leicht ergriffene nähren auch das Fünkchen bis zur Brunst. So ist es, mein Lucilius: eines unbändigen Zornes Ende ist Wuth; und daher ist der Zorn zu vermeiden, nicht blos, um gemäßigt, sondern, um gesund zu bleiben.

Neunzehenter Brief.

Aufforderung, aus der glänzenden Unruhe des Staatsdienstes in die philosophische Muße sich zurückzuziehen.

Mit hoher Freude empfange ich jedesmal Deine Briefe: *denn sie erfüllen mich* mit guter Hoffnung; und sie versprechen

mir nicht nur, nein sie verbürgen mir das Beste von Dir. Thue so, mein Lucilius: ich bitte, ich beschwöre Dich (denn was gäbe es Besseres, um was ich den Freund bitten könnte, als um was ich ihn zu seinem eigenen Besten bitten will?): entziehe Dich, wenn Du kannst, jenen Beschäftigungen, wo nicht, so reiße Dich los. Lange genug haben wir die Zeit versplittert: jezt im höhern Alter wollen wir anfangen, an den Rückzug zu denken. Wird man es uns verübeln können? Wir haben auf hoher See gelebt: wir wollen im Hafen sterben. Doch möchte ich Dir nicht rathen, mit Deiner Zurückgezogenheit Dir einen Namen machen zu wollen: Du sollst damit so wenig groß thun, als es geheim halten. Indem ich den Unsinn der Welt verdamme, will ich Dich damit keineswegs so weit treiben, daß Du irgend einen Schlupfwinkel aufsuchest, um in Vergessenheit zu leben: benimm Dich so, daß Deine Zurückgezogenheit offenkundig sey, ohne aufzufallen. Wer sich noch nicht entschieden, Wer seine Entschließungen erst noch zu nehmen hat, mag darüber zu Rathe gehen, ob er sein Leben in Dunkelheit hinbringen will: Dir steht die Wahl nicht mehr frei. Dich hat Dein lebhafter Geist, Deine geschmackvollen Schriften, Deine ansehnlichen, glänzenden Verbindungen in die Welt eingeführt; schon hast Du eine Berühmtheit gewonnen: und magst Du jezt in weitester Ferne Dich bergen, ja gänzlich Dich verkriechen, doch wird Deine frühere Laufbahn auf Dich aufmerksam machen. Mit Dunkelheit kannst Du Dich nicht umgeben; wohin Du Dich auch flüchten wolltest, immer würde Dich viel des früheren Lichtes begleiten. Aber Ruhe kannst Du Dir schaffen, ohne Dich *Jemandes Haß oder* der Reue und innern Vorwürfen aus-

setzen. Denn Was wirst Du aufgeben, das aufgegeben zu haben, Dir je ein lästiger Gedanke werden könnte? Deine Clienten? Keiner derselben hängt Dir selbst an, sondern dem Vortheil, den Du ihm schaffst. Deine Freunde? In alten Zeiten war's die Freundschaft, die man suchte; jezt ist es die gute Beute. Einige Greise, die sich verlassen sehen, werden ihre Testamente ändern; Wer Dir aufwartete, wird zu andern Thüren wandern: allein eine wichtige Sache kann nicht wohlfeil seyn. Ueberlege, ob Du lieber Dich, oder etwas von dem Deinen aufgeben willst. O! daß es Dir vergönnt gewesen wäre, alt zu werden in den Verhältnissen Deiner Herkunft; daß doch nie das Schicksal Dich hoch gestellt hätte! Aber mit raschem Ungestüm hat das Glück Dich einem gefunden, harmlosen Leben weit entrückt — eine Provinz, eine Procuratur, und was diese Ehrenstellen noch weiter versprechen; immer höhere und wichtigere Dienste warten Deiner: von einer Stufe wirst Du auf die andere steigen. Was wird das Ende seyn? Auf was wartest Du, um aufzuhören? Bis Du hast, was Du wünschest? Die Zeit wird nie kommen. Wie wir sagen, daß die Ursachen eine Kette bilden, die sich zum Verhängniß verknüpft, so auch die Begierden: eine geht aus dem Ende der andern hervor. Du bist in ein Leben geworfen, das Deinen Beschwerden und Deiner Knechtschaft nie von selbst eine Gränze setzen wird. Entziehe dem Joche Deinen wundgeriebenen Nacken: besser sogar, er werde auf einmal abgehauen, als immer gedrückt. Zögest Du Dich ins Privatleben zurück, so wirst Du zwar in Allem weniger, aber *dennoch volle Genüge* haben: jezt aber sättigt auch das Viele *nicht, was von allen* Seiten Dir zuströmt. Was willst Du

nun lieber, satt seyn von Wenigem, oder hungern beim Ueberfluß? Das Glück ist so habgierig, als fremder Habgier ausgesezt. So lange Dir selbst Nichts genug ist, wirst Du es auch Andern nicht seyn. — „Aber wie soll ich heraustreten?“ fragst Du. — Wie Du immer kannst. Bedenke, wie vieles Mißliche Du gewagt für den Gelderwerb, wie viele Mühen Du bestanden hast um der Ehre willen. Nun ist auch Etwas für die Muße zu wagen, oder Du mußt unter den Anfechtungen auswärtiger Staatsämter, dann derer, die Dich in der Stadt erwarten, ergrauen, mitten im Tumult und im immer neuem Wogengedrang, dem Du nicht entgehen kannst, so anspruchlos, so geruhig Du Dich benehmen magst. Denn was hilft es, daß Du ruhig seyn willst? Deine Stellung will es nicht. Und noch immer willst Du sie steigern? Jeder Schritt höher ist ein Schritt weiter zur Furcht.

Ich will Dir hier eine Aeußerung des Mäcenas anführen, der die Wahrheit sagte, da er selbst auf der Folter lag.*) „Die Höhe selbst donnert an die Gipfel.“ In welchem Buche er Dieß sagte? In seinem Prometheus. Er wollte sagen: „Der Hohen Gipfel sind dem Donner ausgesetzt.“ Aber möchtest Du wohl, um alle Macht in der Welt, sprechen wie ein Berauschter? Mäcenas war ein Mann von Geist, der den Römern ein großes Vorbild der Wohlredenheit gegeben haben würde, wenn sein Glück ihn nicht entnervt, ja entmannt hätte. Dieser Ausgang wartet Deiner, wenn Du nicht schon jezt die Segel einziehest, und — was Jener zu spät wollte — Dich nahe am Ufer hältst.

*) D. h. da ihn die lästige Bürde seiner hohen Stellung drückte.

Ich könnte Dir dieſen Gedanken des Mäcenas an Zahlungs Statt anrechnen; allein Du würdeſt, wenn ich Dich recht kenne, Einſprache erheben, und meine Schuld nur in guter, grober Sorte empfangen wollen. Wie nun die Sache ſteht, muß ich von Epicurus borgen. „Es iſt eher darauf zu ſehen," ſagt er, „mit Wem man eſſe und trinke, als Was man eſſe und trinke. Denn ohne Freund iſt das Eſſen ein Fraß und das Leben eines Wolfes und Löwen." Einen Freund aber wirſt Du nicht haben, ſo lange Du Dich nicht zurückziehſt: ſonſt wirſt Du nur Gäſte haben, die aus dem Schwarme der Aufwartenden Dein Sclave, der Dir die Namen anzugeben hat, ausſonderte. Aber Der geht irre, der einen Freund im Vorzimmer ſucht, und an der Tafel erproben will. Kein größeres Uebel hat der vielbeſchäftigte und von ſeinem Glück in Beſitz genommene Mann, als daß er Die für ſeine Freunde hält, deren Freund er ſelbſt nicht iſt, und daß er ſeine Wohlthaten für wirkſam hält, ihm Freunde zu gewinnen, da es doch Leute giebt, die, je mehr ſie ſchuldig ſind, deſto mehr haſſen. Ein kleines Anlehen macht Schuldner, ein großes macht Feinde. — „Sonach würden durch Wohlthaten keine Freunde erworben?" — Sie werden es, wenn man die Empfänger wählen darf; wenn die Wohlthaten angebracht ſind, nicht ausgeſtreut. Inzwiſchen, bis Du beginnſt, Deinem eigenen Sinn anzugehören, folge dem Rathe der Weiſen, und glaube, daß mehr darauf ankomme, Wem, als Was Du giebſt.

Zwanzigster Brief.

Die Philosophie soll dem Charakter feste Haltung geben.

Wenn Du Dich wohl befindest und Dich würdig achtest, einmal der Deinige zu werden, so freue ich mich: denn mein wird der Ruhm seyn, Dich diesen Wogen, auf welchen Du ohne Hoffnung herauszukommen umhertreibst, entrissen zu haben. Nur um Das bitte ich Dich, mein Lucilius, dazu ermahne ich Dich, daß Du die Philosophie in die Tiefe Deines Herzens eindringen lassest, und Deine Fortschritte nicht an Deinen Reden oder Schriften, sondern an der Festigkeit Deines Willens und an der Abnahme Deiner Begierden erprobest. Bewähre Deine Worte mit der That! Deine Aufgabe ist nicht die des Declamators, der nach dem Beifalle seines Zuhörerkreises hascht, oder Dessen, der die Ohren junger und müßiger Leute mit einem bunten Vortrage und einer gewandten Darstellung unterhält. Die Philosophie lehrt handeln, nicht reden; sie fordert, daß Jeder nach seinen Vorsätzen lebe, daß das Leben den Worten nicht widerspreche, daß das Leben selbst, in sich zusammenhängend, ohne Widerstreit der Handlungen, Eine Farbe habe. Das ist die größte Aufgabe der Weisheit und ihr Kennzeichen, daß die Werke im Einklange stehen mit der Rede, und der Mann überall sich selbst gleich und stets der nämliche sey. Wer wird das leisten? Wenige: doch Einige. Es ist schwer; auch sage ich nicht, daß der Weise immer in gleichem Schritt gehe: doch geht er immer auf dem gleichen Wege. Beobachte Dich also, ob etwa Deine Kleidung und Deine Wohnung nicht zusammenstimmen; ob Du

etwa freigebig gegen Dich selbst, und karg gegen die Deinigen bist; ob Du haushälterisch speisest, aber verschwenderisch bauest? Ergreife ein für allemal eine Richtschnur, um nach ihr zu leben: und nach dieser bringe Dein ganzes Leben ins Gleiche. Manche schränken sich zu Hause ein; draußen machen sie sich breit und dehnen sich aus. Diese Ungleichheit ist ein Fehler und das Zeichen eines schwankenden Gemüthes, das noch nicht seine Haltung gewonnen hat. Nun will ich auch den Grund jener Unbeständigkeit, jener Verschiedenheit der Handlungen wie der Entschließungen, angeben. Keiner sezt sich vor, Was er will, oder beharrt dabei, Was er sich etwa vorgesezt, sondern springt davon ab: er ändert nicht nur seinen Entschluß, sondern kommt von ihm zurück, und verfällt wieder in Das, was er aufgegeben oder verurtheilt hat. Um daher die alten Begriffsbestimmungen von Weisheit zu beseitigen, und die Regel, nach welcher das menschliche Leben zu würdigen ist, mit Einemmale zu umfassen, kann ich mich mit dieser begnügen: Was ist Weisheit? Immer Dasselbe wollen, und Dasselbe nicht wollen. Dabei brauchst Du die Bedingung nicht anzufügen, daß recht seyn müsse, Was man wolle; denn unmöglich kann Einem eben dasselbe immer gefallen, wenn es nicht das Rechte ist. Die Menschen wissen nicht, was sie wollen, außer in dem Augenblick, da sie wollen; für immer hat sich Keiner über sein Wollen oder Nichtwollen entschieden. Täglich wechselt das Urtheil und wandelt sich in das Entgegengesezte um; und die Meisten bringen das Leben spielend hin. Halte denn mit Nachdruck ob Dem, was Du *Dir vorgelezt;* vielleicht daß Du's zum Höchsten bringst, oder *doch zu Dem, was Du* allein noch nicht für das Höchste er-

kennst. — „Aber," fragst Du, „was soll aus diesem Schwarme von Hausfreunden werden?" Dieser Schwarm wird sich selbst zu füttern wissen, wenn Du ihn nicht mehr futtern wirst: oder, was Deine Wohlthaten Dich nicht erfahren ließen, wirst Du durch die der Armuth erfahren. Diese wird die ächten und zuverlässigen Freunde übrig behalten: Wer nicht Dir, sondern etwas Anderem anhing, wird davon gehen. Ist also nicht schon um dieses Einen willen die Armuth zu lieben, weil sie zeigt, von Wem Du geliebt wirst? O wann wird jener Tag kommen, wo Keiner mehr Dir zu Ehren lügen wird! Dahin also seyen alle Deine Gedanken gerichtet; dafür sorge, Dieß wünsche, daß Du zufrieden seyest mit Dir und mit den Gütern, die aus Dir selbst kommen. Mit allen übrigen Wünschen magst Du die Gottheit verschonen. Wo gäbe es ein Glück, das näher zu haben wäre? Beschränke Dich auf das Geringe, aus dessen Besitz Du nicht vertrieben werden kannst; und daß Du Dieß um so williger thuest, dazu möge der Tribut beitragen, mit welchem ich diesen Brief zu begleiten habe, und den ich nun gleich entrichten will. Sieh' immer scheel dazu; auch diesesmal wird Epicurus gerne für mich zahlen: „Großartiger, glaube mir, erscheinen Deine Worte auf dem Strohlager und im groben Mantel; sie werden da nicht blos gesprochen, sie bewähren sich." Ich wenigstens höre, was unser Demetrius *) sagt, mit andern Ohren, wenn ich ihn halb unbekleidet, nicht einmal auf Stroh, auf der Erde liegen sehe: er ist mir nicht ein Lehrer des Wahren, sondern ein Zeuge. — „Wie so? kann man nicht Reich-

*) Ein berühmter Cyniker jener Zeit.

thümer verachten und gleichwohl welche besitzen?" Wie sollte man nicht? Ja der ist ein Mann von großer Seele, der, umströmt von ihnen, lacht und sich höchlich verwundert, daß sie gerade an ihn gekommen, und der es mehr von Andern hört, als selbst inne wird, daß sie ihm gehören. Es ist viel, den Reichthum im Hause zu haben, und durch ihn nicht verdorben zu werden; und groß ist, Wer mitten in seinen Schätzen arm ist, aber weniger angefochten, Wer gar keine besitzt. — „Ich weiß doch nicht," sagst Du, „wie Jener die Armuth ertragen würde, wenn er wirklich in dieselbe geriethe." Und ich weiß eben so wenig, ob dieser oder jener arme Nacheiferer Epicurus den Reichthum verachten würde, wenn er ihm zufiele. Daher muß man bei Beiden die Gesinnung würdigen und darauf sehen, ob Dieser nur von seiner Armuth abhängig, und ob Jener es von seinem Reichthum nicht sey? Sonst wäre ein Strohlager und ein grober Mantel ein schwacher Beweis eines veredelten Willens, wenn nicht am Tage liegt, daß man dergleichen nicht aus Noth erträgt, sondern aus Wahl. Uebrigens zeugt es von großartiger Naturanlage, Dieß nicht mit hastiger Eile zu ergreifen, als das Bessere, sondern sich darauf vorzubereiten, als auf das Leichte. Und es ist das Leichte, mein Lucilius; es ist, wenn man nach langer Ueberlegung hinzutritt, sogar angenehm. Dort nur ist Freiheit von Anfechtung, ohne welche Nichts angenehm ist. Für nothwendig halte ich also, was, wie ich Dir schrieb, große Männer oftmals gethan, daß wir gewisse Tage aussetzen, an welchen wir uns durch eingebildete Armuth vorüben auf die wirkliche: was wir um so mehr zu thun haben, weil wir, durch Wohlleben verweichlicht, alles für hart und schwer ansehen. Um

so mehr muß der Geist aus seinem Schlafe geweckt, aufgerüttelt, und daran erinnert werden, daß die Natur für uns sehr Weniges bestimmt habe. Niemand wird reich geboren; Wer das Licht erblickt, ist angewiesen, mit Milch und einem Laken zufrieden zu seyn. Dieß ist unser Anfang — und Königreiche sind uns nicht weit genug?

Einundzwanzigster Brief.

Nur das geistige Streben giebt wahren Ruhm, und sichert das Andenken.

Die Leute, von welchen Du schreibst, machen Dir viel zu thun, meinst Du. Am meisten machst Du Dir selbst zu thun: Du bist Dir selbst zur Last. Du weißt nicht, was Du willst: das Gute verstehst Du besser zu loben, als zu befolgen, und siehest zwar, wo das Glück wohnt, aber wagst nicht, zu ihm zu kommen. Was es aber sey, das Dich hindert, will ich Dir sagen, weil es Dir selbst nicht klar genug ist. Du hältst für wichtig, was Du zurücklassen sollst; und während Du Dir jene harmlose Ruhe, zu welcher Du übergehen sollst, zum Ziele gesezt hast, hält Dich der Glanz Deines gegenwärtigen Lebens, aus welchem Du heraustreten sollst, zurück, als ob Dir in Niedrigkeit und Dunkel zu versinken bevorstünde. Du irrst, mein Lucilius; von diesem Leben zu jenem steigt man aufwärts. Wie sich der Glanz unterscheidet von Licht, indem dieses seine wahre Quelle in sich hat, jener von Erborgtem schimmert: so unterscheidet sich dieses Leben von jenem. Dieses wird von Strahlen, die von außen her kommen, getroffen,

und Wer sich vor dasselbe stellt, wirft einen dichten Schatten darüber: jenes ist von seinem eigenen Lichte erleuchtet. Dein geistiges Streben wird Dir Namen und Adel geben. Ich will Dir Epicurus Beispiel anführen. In seinem Briefe an den Idomeneus, *) worin er ihn, damals den Diener strenge gebietender Macht und mit großen Dingen beschäftigt, von seinem schimmernden Leben weg auf einen sichern und bleibenden Ruhm hinwies, sagte er: „Wenn Ruhmliebe Dich rührt, so wisse, daß meine Briefe Dich bekannter machen werden, als Alles, was Du hoch hältst, und wegen dessen man Dich selbst hoch hält.“ Und hat er nicht die Wahrheit gesagt? Wer wüßte von einem Idomeneus, hätte nicht Epicurus diesen Namen in seine Briefe eingetragen? Alle jene Großbeamten und Satrapen, ja den König selbst, der den Idomeneus seine Amtswürde ertheilte, deckt tiefe Vergessenheit. Des Atticus Namen lassen Cicero's Briefe nicht untergehen — es hätte ihm nichts genützt, daß Agrippa seine Tochter, Tiberius seine Enkelin zur Gemahlin hatte, und daß Drusus Cäsar sein Urenkel war; unter so großen Namen bliebe der seinige verschwiegen, wenn nicht Cicero ihn sich angeschlossen hätte. Hoch wird über uns der Strom der Zeit herfluthen, wenige Geister werden über ihm ihr Haupt erheben, und der Vergessenheit widerstehend noch lange sich behaupten, bis endlich auch sie demselben Stillschweigen verfallen. Was Epicurus seinem Freunde versprechen konnte, verspreche ich auch Dir, mein Lucilius. Ich werde bei der Nachwelt Geltung haben: ich kann Namen zu langer Dauer mitnehmen.

*) *Aus Lampsacus*, Schwager des Epicurus, vielleicht am Hofe *des Königs Lysimachus*.

Unser Virgilius versprach Zweien ein ewiges Gedächtniß, und er gewährt es ihnen: *)

O glückseliges Paar! Wenn meine Gesäng' es vermögen,
Raubt Euch nimmer ein Tag andenkendem Preise der Nachwelt,
Weil Aeneas Geschlecht Capitoliums ewigem Felsberg
Anwohnt, und mit Gewalt obherrscht der romanische Vater.

Wen das Glück in die Mitte des öffentlichen Lebens zog, Wer Glied oder Theilhaber fremder Macht ist, dessen Ansehen blüht und sein Haus ist besucht, so lange er selbst aufrecht steht: nach ihm vergeht schnell auch sein Andenken. Aber begabter Geister Würdigung gewinnt mit der Zeit; und nicht nur ihnen selbst wird Ehre zu Theil, sondern was auch an ihren Namen sich hängt, findet Aufnahme.

Damit aber Idomeneus nicht umsonst in meinen Brief gekommen sey, möge er die Zahlung für denselben aus eigenen Mitteln leisten. An ihn hatte Epicurus jenen vortrefflichen Ausspruch gerichtet, worin er ihm den Rath giebt, den Pythocles nicht auf die allgemein hergebrachte, aber mißliche Weise begütert zu machen. „Willst Du," sagt er, „den Pythocles reich machen, so mußt Du nicht sein Geld vermehren, sondern seine Begierden vermindern." Dieser Satz ist zu klar, als daß er der Erläuterung, zu treffend, als daß er der Nachhülfe bedürfte. Nur das Eine habe ich Dir zu bemerken, daß Du ihn nicht allein vom Reichthum gesagt glaubest. Auf was Du ihn auch anwenden willst, er wird dasselbe gelten. Willst Du aus Pythocles einen würdigen Mann machen, so mußt Du nicht seine Würden vermehren, sondern seine Begierden vermindern. Willst Du, daß dem Pythocles

*) Nisus und Euryalus. Aen. IX, 446 ff. Voß.

beſtändig wohl ſey, ſo mußt Du nicht ſein Wohlleben vermehren, ſondern ſeine Begierden vermindern: willſt Du, daß Pythocles alt, und die Zahl ſeiner Jahre voll werde, ſo mußt Du nicht ſeine Jahre vermehren, ſondern ſeine Begierden vermindern. — Glaube nicht, daß dieſe Sätze nur dem Epicurus angehören: ſie ſind Gemeingut. Was man im Senat zu thun pflegt, glaube ich auch in der Philoſophie thun zu müſſen: wenn eine Meinung ausgeſprochen worden, die mir zum Theil gefällt, ſo verlange ich, daß ſie getheilt werde, und trete ihr bei. Ich führe Epicurus treffliche Ausſprüche darum ſo gerne an, um Denjenigen, die zu ſeiner Philoſophie in der falſchen Meinung ihre Zuflucht nehmen, als fänden ſie dort einen Deckmantel für ihre Laſter, zu zeigen, daß, wohin man ſich auch wende, ein ſittlich gutes Leben zur Pflicht gemacht ſey. Wenn man in Epicurus Garten tritt, über deſſen Eingang geſchrieben ſteht: „Fremdling, hier iſt gut weilen; hier iſt Vergnügen das höchſte Gut!“ ſo wird alsbald der gaſtfreundliche und gefällige Aufſeher dieſes Wohnſitzes erſcheinen, und Dich mit Gerſtengraupen bewirthen, auch Waſſer zur Genüge auftiſchen, und Dich fragen: „Nun, findeſt Du Dich gut aufgenommen? In dieſem Garten wird die Eßluſt nicht gereizt, ſondern geſtillt: man ſchafft ſich hier nicht durch das Trinken ſelbſt noch größeren Durſt, ſondern löſcht ihn durch ein natürliches und unentgeldliches Mittel. In dieſem Vergnügen bin ich alt geworden.“ — Ich ſpreche mit Dir nur von ſolchen Bedürfniſſen, die ſich nicht beſchwichtigen laſſen, denen man etwas geben muß, damit ſie aufhören. Denn was jene außerordentlichen betrifft, deren Befriedigung man aufſchieben, die man beſchränken und unterdrücken kann,

will ich nur dieß Eine erinnern: jenes Vergnügen ist natürlich und nicht entbehrlich; *) diesem aber bist Du Nichts schuldig: Was Du darauf verwendest, ist freiwillig. Der Magen hört nicht auf Gebote: er fordert und mahnt. Doch ist er kein beschwerlicher Gläubiger: er läßt sich mit Wenigem abfinden, wenn Du ihm nur giebst, wie viel Du schuldig bist, nicht, wie viel Du kannst.

Zweiundzwanzigster Brief.

Lucilius habe die nächste Gelegenheit zu ergreifen, um den Geschäften des öffentlichen Dienstes sich zu entziehen.

Du wirst nun einsehen, daß du Dich aus jenem scheinvollen und unseligen Getreibe herauszuziehen hast; aber, wie Du es angehen sollest, wünschest Du zu wissen. Manches läßt sich nur an Ort und Stelle zeigen. Der Arzt kann nicht brieflich bestimmen, wann man essen oder ein Bad nehmen soll: er muß den Puls befühlen. Es ist ein altes Sprüchwort: „der Fechter faßt seinen Entschluß auf dem Sande“: **) die Blicke geheftet auf des Gegners Miene, auf die Bewegungen seines Armes, auf jede Wendung seines Körpers, wird er inne, Was er zu thun hat. Im Allgemeinen läßt sich zwar angeben und schriftlich bestimmen, Was man gewöhnlich thue, und Was man thun solle; dergleichen Rathschläge kann man nicht blos Abwesenden, sondern auch dem kommen-

*) *Nec non necess.*

**) *D. h. erst auf den Kampfplatz.*

den Geschlechte ertheilen. Allein das Weitere, wann und wie man es thun solle, wird Niemand aus der Ferne anzugeben vermögen: man muß die Umstände in Berathung ziehen. Und nicht nur Anwesenheit an Ort und Stelle, sondern Wachsamkeit ist nöthig, um die eilende Gelegenheit wahrzunehmen. Schau nach ihr Dich um; und wenn Du sie erblickst, so ergreife sie. Mit allem Ernste und aus allen Kräften arbeite darnach, Dich jenen Diensten zu entziehen. Und zwar vernimm, wie mein Gutachten lautet: ich meine, *) Du solleſt entweder jenes Leben, oder das Leben selbst verlassen. Zugleich aber glaube ich, Du solleſt dabei sachte zu Werke gehen, und Was Du leider angeknüpft, ablösen, statt es abzureißen. Nur wenn keine Möglichkeit seyn sollte, zu lösen, so magst Du reißen. Niemand ist so zaghaft, daß er lieber immer hängen, als einmal fallen möchte. Inzwischen, was die Hauptsache ist, verwickle Dich nicht noch mehr: begnüge Dich mit den Geschäften, in welche Du Dich eingelassen, oder in welche Du, wie Du es lieber angesehen wissen willst, hineingerathen bist. Es ist nicht räthlich, daß Du weiter strebest: oder Du wirst jene Entschuldigung verlieren, und es wird an den Tag kommen, daß Du nicht hineingerathen bist. Denn es ist falsch, Was man gewöhnlich sagen hört: „Ich konnte nicht anders: was half es, nicht zu wollen? Ich mußte.“ Niemand muß dem Glücke hastig nachlaufen: es will schon etwas heißen, stille zu stehen, wenn das *Glück uns fortziehen* will, und ihm wenigstens nicht auf der *Ferse zu folgen*, wenn man sich auch nicht zur Wehre setzt.

*) *Censeo.*

Wirst Du es mir verdenken, wenn ich nicht allein komme, Dir zu rathen, sondern noch Andere herbeiru e — klügere Männer, als ich selbst bin, an die ich mich zu wenden pflege, wenn ich etwas zu bedenken habe? Lies des Epicurus hieher gehörigen Brief an Idomeneus, worin er ihn bittet, „so viel er. könne, zu eilen und sich zu flüchten, bevor irgend eine größere Macht dazwischen trete, welche ihm die Freiheit raube, sich zurückzuziehen. Doch," sezt er hinzu, „habe er es nicht eher zu versuchen, als bis er es auf eine geschickte und zeitgemäße Weise thun könne: aber wenn jener längst erharrte Zeitpunkt erschienen sey, so solle er sich mit Einem Sprunge in Freiheit sezen. Wer auf Flucht sinne, dürfe nicht schlummern, und auch aus der schwierigsten Lage sey ein glückliches Entkommen zu hoffen, wenn wir nicht eilen, ehe es Zeit, noch säumen, wenn es Zeit ist."

Und nun, denke ich, wirst Du auch einen Stoischen Satz hören wollen. Ich glaube nicht, daß Jene bei Dir der Unbesonnenheit sich verdächtig machen werden: sie sind mehr vorsichtig als tapfer. Du erwarteſt vielleicht Aeußerungen, wie folgende: „es ist schimpflich, einer Bürde sich zu entziehen: ringe mit dem Dienste, den Du einmal übernommen. Der ist kein muthiger und tüchtiger Mann, der vor der Arbeit flieht, dessen Muth nicht gerade unter den Schwierigkeiten wächst." So wird man zu Dir sprechen, wenn es der Mühe werth ist, auszudauern; wenn Dir, als rechtschaffenem Manne, nichts Unwürdiges zu thun oder zu leiden zugemuthet wird. Sonst wird man nicht verlangen, daß Du in unedlen, schmachvollen Arbeiten Dich aufreibeſt, und in Geschäften lebeſt, wie *Geschäfte zu haben.* Der Weise wird nicht einmal, wie

über uns beschweren, und sagen: „Was soll Dieß? Ich habe euch ohne Begierden geschaffen, ohne Furcht, ohne Aberglauben, ohne Falsch, ohne alle sonstige Gebrechen; so geht auch hinaus, wie ihr hereingekommen seyd.“ — Der hat die Weisheit erfaßt, der so sorglos stirbt, als er geboren ward. Wir aber zittern, wenn eine Gefahr herannaht; behaupten weder Muth noch Farbe, und vergießen unnütze Thränen. Was ist schimpflicher, als gerade auf der Schwelle der Freiheit ängstlich seyn? Die Ursache aber ist diese: wir sind leer an allem Guten, und daher mit einer um so heftigeren Liebe zum Leben behaftet. Denn bei uns bleibt davon Nichts übrig: es ist ganz vorüber, es ist zerronnen. Niemand sorgt, daß er weise, sondern, daß er lange lebe; während es doch Jedem gelingen kann, weise, aber Keinem, lange zu leben.

Dreiundzwanzigster Brief.

Was ist wahre Freude, und wie wird sie gewonnen?

Meinst Du etwa, ich werde Dir schreiben, wie freundlich diesesmal der Winter mit uns verfahren, der auch wirklich sehr gelind und kurz war; wie böse dagegen dieser Frühling, wie unzeitig diese Kälte sey — und was dergleichen Fadheiten mehr sind, die man nur vorbringt, um Etwas zu sagen? Nein, ich will Etwas schreiben, was mir und Dir nützen kann. Und was wird dieß Anderes seyn, als eine Aufforderung *zur Veredlung* des Sinnes? Was die Grundlage davon *sey, fragst Du*? Sich nicht des Guten zu freuen. Doch

— die Grundlage nenne ich Dieß? Nein, es ist der Gipfel. Denn zum Höchsten ist gelangt, Wer da weiß, worüber er sich freue, Wer seine Glückseligkeit nicht fremder Macht unterstellte. Angefochten ist und seiner selbst nicht gewiß, Wen irgend eine Hoffnung reizt, wäre auch nahe zur Hand, was er hofft; wär' es auch nicht schwer zu gewinnen; hätten ihn seine Hoffnungen auch nie getäuscht. Das sey Dein Erstes, mein Lucilius: lerne Dich freuen. Denkst Du nun vielleicht, ich entziehe Dir so viele Genüsse, wenn ich das Zufällige abweise; wenn ich die Hoffnungen, diese süßesten Ergötzungen, gemieden wissen will? Im Gegentheil, ich will, daß Dir niemals die Freude fehle. Ich will, daß sie Dir daheim erwachse; und sie wird es, wenn sie nur in Dir selbst ist. Vergnügungen anderer Art füllen das Herz nicht: sie glätten nur die Stirne, und sind flüchtig; Du müßtest denn meinen, Wer lacht, sey froh. Die Seele muß wacker seyn, voll Zuversicht, und über Alles erhaben. Glaube mir, es ist eine ernste Sache um die wahre Freude. Oder meinst Du, man werde mit aufgeräumter und, wie jene Lüstlinge sprechen, vergnüglicher Miene den Tod verachten? der Armuth seine Thür öffnen? seine Lüste im Zaume halten? darauf denken, wie man Schmerzen muthig dulde? Wer Solches in sich bewegt, lebt in großer, aber wenig schmeichelnder Freude. In dieser Freude Besitz möchte ich Dich sehen: sie wird Dir nie fehlen, sobald Du einmal gefunden hast, wo sie zu suchen ist. Geringe Metalle werden an der Oberfläche gewonnen; die köstlichsten sind, deren Adern die Tiefe birgt, und die dem anhaltend Grabenden immer reichlicher entsprechen. Was die Welt ergötzt, *giebt gehaltlose* und obenhinstreifende Lust; und jede Freude,

die von außen uns zugeführt ist, ermangelt des Grundes: diejenige, von welcher ich spreche, und zu der ich Dir zu verhelfen trachte, ist eine festbegründete, und geht tiefer nach innen. Thue, ich bitte Dich, theurer Lucilius, was allein Dich glücklich machen kann. Wirf von Dir und zertritt jene Dinge, die von außen glänzen, und die von Andern Dir versprochen werden: trachte nach dem wahren Gut, und freue Dich Dessen, was Dein ist. Was ist aber Das, was Dein ist? Du selbst und der bessere Theil Deiner selbst. Auch dieser elende Leib, wiewohl ohne ihn nichts ausgerichtet werden kann, gelte Dir mehr für unentbehrlich, als für wichtig: er schafft nur nichtige, kurze, Reue bringende Genüsse, die, wenn sie nicht mit großer Mäßigung beschränkt werden, in ihr Gegentheil sich verwandeln. Ich sage Dir: an einem jähen Abhang steht die Lust; sie neigt sich zum Schmerze, wenn sie nicht Maaß hält. Aber Maaß halten ist schwer in Dem, was man für ein Gut ansieht. Wer nach dem wahren Gute begierig ist, ist gesichert. Worin dieses bestehe, fragst Du mich, und aus Was es uns erwachse? Ich will es Dir sagen: aus einem guten Gewissen, aus einem edlen Willen, aus rechtschaffenen Handlungen, aus der Verachtung alles Zufälligen, aus dem geruhigen und stetigen Gange eines immer dieselbe Bahn einhaltenden Lebens. Denn Die, welche von einem Vorsatze auf den andern überspringen, oder nicht einmal überspringen, sondern vom Zufalle sich hinüberwerfen lassen, wie können sie, so unstät und schwebend, irgend etwas Gewisses und Bleibendes haben? Wenige sind, die sich und das Ihre nach einem Plane ordnen; die Anderen sind wie Dinge, die auf Strömen über schwimmen: sie gehen nicht, sondern treiben. Darunter

sind Welche, die eine ruhige Welle zögernd und sanft dahin trägt; Andere entrafft eine ungestümere Woge; Andere werden von der mattgewordenen Fluth am nächsten Ufer abgesezt; Andere endlich wirft ein zorniger Gießbach in die See hinaus. Daher müssen wir feststellen, Was wir wollen, und dabei beharren.

Hier ist der Ort, meine Schuld zu zahlen. Ich kann Dir ein Wort Deines Epicurus zurückgeben, und diesen Brief damit auslösen. „Es ist verdrüßlich, das Leben immer anzufangen;" oder, wenn sich der Gedanke besser so ausdrücken lassen sollte: „unglücklich lebt, Wer immer zu leben beginnt." Wie so? fragst Du: diese Worte verlangen eine Erläuterung. Weil ein solches Leben immer ein unvollendetes bleibt. Man kann nicht zum Tode fertig stehen, wenn man eben erst zu leben beginnt. Darauf haben wir zu denken, daß wir genug gelebt haben möchten: Dieß glaubt Niemand, der eben anhebt zu leben. Glaube nicht, daß Solcher nur wenige seyen; dieser Art sind fast Alle. Manche fangen zu leben erst dann an, wann sie aufhören sollen. Wenn Du Dieß für wunderbar hältst, so will ich hinzufügen, worüber Du Dich noch mehr wundern wirst: Manche haben zu leben aufgehört, ehe sie anfingen.

Vierundzwanzigster Brief.

Wie sich der Weise gegen drohende Uebel waffne.

Du schreibst, der Ausgang eines Rechtsstreites, mit dem die Wuth Deines Widersachers Dich bedroht, mache Dich besorgt; und Du glaubst nun, ich werde Dir den Rath ge

Dir das Beste vorzustellen, und Dich mit wohlthuender Hoffnung zu beruhigen. Denn was haben wir nöthig, das Schlimme herbeizuziehen, und, was wir frühe genug zu leiden haben werden, wenn es einmal da seyn wird, vorauszuempfinden, und uns so die Gegenwart durch die Angst vor der Zukunft zu verderben? Es ist unstreitig Thorheit, weil man vielleicht einmal unglücklich seyn wird, es deßwegen jezt schon zu seyn.

Allein ich will Dich auf einem andern Wege zur Seelenruhe führen. Wenn Du Dich aller Bekümmerniß entschlagen willst, so stelle Dir Alles, was Du befürchtest, als wirklich bevorstehend vor; miß bei Dir selbst die Größe des Uebels ab, Was es auch sey, und bringe Deine Furcht auf die Wage: Du wirst gewiß finden, daß entweder nicht wichtig, oder nicht von Dauer ist, Was Du fürchtest. Und Du brauchst nicht lange nach Beispielen zu suchen, an welchen Du Dich stärken kannst: jedes Zeitalter hat deren hervorgebracht. Welchen Theil der Geschichte, unserer Heimath oder des Auslandes, Du an Deinem Gedächtnisse vorübergehen lassen magst, überall werden dir Charaktere von hoher Vervollkommnung oder von großem Streben begegnen. Wirst Du verurtheilt, was kann Dir härteres begegnen, als in die Verbannung wandern zu müssen? oder in das Gefängniß geführt zu werden? Was giebt es sonst noch, was Einer fürchten könnte, als daß man ihn auf glühende Kohlen lege, daß man ihn umbringe? Stelle Dir diese Dinge alle nach einander vor Augen, und laß ihre Verächter auftreten: Du hast sie nicht zu suchen, nur auszuwählen. Rutilius ertrug seine Verurtheilung, als wäre ihm dabei nichts weiter verdrüßlich, als daß schlecht gerichtet wurde.

Metellus fügte sich in seine Verbannung mit Muth, Rutilius sogar gerne; Jener kehrte zurück, der Republik zu gefallen, Dieser verweigerte seine Rückkehr sogar einem Sulla, welchem damals Nichts verweigert ward. Socrates lehrte noch im Kerker, und wollte ihn nicht verlassen, wiewohl man ihm die Rettung durch Flucht versprach: er blieb, um den Menschen die Furcht vor den zwei ärgsten Dingen zu benehmen, vor Tod und Gefangenschaft. Mucius hielt seine Hand in die Flamme. Es schmerzt, gebrannt zu werden; und wie viel mehr, wenn man sich selbst brennt? Du siehst, wie ein Mensch ohne Unterricht, ohne philosophische Ausrüstung gegen Tod und Schmerz, nur mit der Kraft des Kriegers begabt, des mißlungenen Unternehmens Buße sich auferlegt. Da steht er und sieht zu, wie seine Hand in die Glutpfanne des Feindes trieft, und zieht sie, bis auf die bloßen Knochen zerschmolzen, nicht eher zurück, bis ihm vom Feinde das Feuer entzogen wird. Er konnte in jenem Lager eine glücklichere That vollbringen, eine muthigere nie. Siehe, um wie viel beherzter der Hochsinnige Gefahren entgegen geht, als der Grausame welche bereitet. Leichter verzieh Porsena dem Mucius, daß er ihn ermorden wollte, als Mucius sich, daß er es nicht gethan.

„Mährchen sind Dieß," sprichst Du, „die man in allen Schulen ableiert: gewiß wirst Du mir auch, wenn Du auf die Todesverachtung zu reden kommst, die Geschichte von Cato erzählen." — Wie sollte ich es nicht erzählen, wie er in jener lezten Nacht, das Schwert neben dem Haupte, in Plato's Phädon las? Mit diesen beiden Hülfsmitteln hatte er sich in den *lezten Augenblicken* vorgesehen, mit dem einen, um der

ben zu wollen, mit dem andern, um es zu können. Nachdem er seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, so gut es geschehen konnte in jenen Zeiten der Zerrüttung und des Untergangs, glaubte er dafür sorgen zu müssen, daß Niemand die Macht bekäme, dem Cato das Leben zu nehmen, noch so glücklich werden möchte, es ihm zu erhalten. Und so zog er sein Schwert, das er bis auf jenen Tag rein von Mord bewahrt hatte, mit den Worten: „Du hast Nichts ausgerichtet, o Glück, indem Du allen meinen Unternehmungen Dich widersezteſt. Nicht für meine eigene, sondern für des Vaterlandes Freiheit habe ich bis jezt gekämpft. Nicht um frei, sondern um unter Freien zu leben, war ich so beharrlich thätig: nun, weil die Sache der Menschheit aufgegeben iſt, werde Cato in Sicherheit gebracht!" Mit dieſen Worten drückte er die Todeswunde in seinen Leib. Die Aerzte verbanden ihn: Blut und Kräfte schwanden; aber an Muth sich gleich, zürnte er nun nicht über Cäsar allein, sondern über sich, riß mit der bloßen Hand die Wunde auf, und entließ nicht, sondern trieb hinaus jene erhabene, jegliche Menschenmacht verachtende Seele.

Ich führe Dir solche Beiſpiele nicht in der Abſicht an, mein Talent an ihnen zu üben, sondern um Dich gegen Das, was für das Furchtbarſte gilt, zu ermuthigen. Es wird mir Dieß um so leichter werden, wenn ich Dir zeige, wie nicht nur muthige Männer dieſen Augenblick des Aushauchens ihrer Seele für nichts achteten, sondern wie einige, sonſt zaghafte Leute hierin an Muth den Entſchloſſenſten es gleich gethan haben; wie dort des Cnejus Pompejus Schwiegervater Scipio, da widrige Winde ihn nach Afrika zurückwarfen, und der Feind seines Schiffes sich bemächtigte, den

Dolch sich durch die Brust stieß, und als man fragte, wo der Feldherr wäre? antwortete: „mit dem Feldherrn steht es gut.“ Dieses Wort stellt ihn seinen Ahnen gleich; es läßt den Ruhm der Scipione, zu dessen Schauplatz das Verhängniß Afrika anwies, keine Unterbrechung erfahren. Es war ein Großes, über Carthago zu siegen; noch größer ist's, über den Tod. „Mit dem Feldherrn steht es gut.“ Durfte ein Feldherr, und zwar Cato's Feldherr, anders sterben? — Doch ich will Dich nicht an die Geschichte verweisen, noch aus allen Jahrhunderten die Verächter des Todes, deren so viele sind, zusammensuchen; betrachte nur diese unsere Zeiten, über deren Schlaffheit und Genußsucht wir klagen. Menschen aus allen Ständen, Reiche und Arme, Alte und Junge, werden Dir begegnen, welche ihre Leiden durch den Tod abkürzten. Glaube mir, mein Lucilius, der Tod ist so sehr nicht zu fürchten; ja es ist *seine* Wohlthat, daß wir überhaupt nichts zu fürchten haben. Sorglos höre also Deines Feindes Drohungen: und so viel Zuversicht Dir auch Dein gutes Gewissen giebt, so hoffe zwar die gerechteste Entscheidung; aber, weil Vieles nicht zur Rechtssache Gehöriges einwirkt, so bereite Dich auf die ungerechteste vor. Vor Allem aber vergiß nie, den Dingen ihre schreckende Begleitung zu nehmen, und zu sehen, was an jeder Sache ist. Du wirst Dich überzeugen: die Furcht allein ist's, was sie schrecklich macht. Was den Kindern begegnet, begegnet auch uns, den großen Kindern. Vor Leuten, die sie lieben, an die sie gewöhnt sind, mit denen sie spielen, erzittern sie, wenn sie sie verlarvt erblicken. Nicht den Menschen nur, auch den Dingen ist die Larve abzuziehen und ihr eigenes Gesicht wieder zu geben. Was

ligst Du mit Schwerter und Feuerbrände, und einen Schwarm rohender Henker um Dich her? Weg mit dieser Mummerei, n welche Du Dich hüllest, um Thoren zu ängstigen! Du ist*) der Tod, den unlängst einer meiner Sclaven, eine meiner Sclavinnen verachtete.

Und Du — was legst Du mir Deine Geißeln und Deinen ganzen Vorrath von Marterinstrumenten vor Augen, und zeigst für jedes Glied eine besondere Maschine, berechnet, es zu zerquälen, und tausend andere Werkzeuge, um den Menschen in Stückchen zu zerfleischen? Lege ab, was Schauer erregt; heiße schweigen jene Seufzer und Ausrufungen, jene gräßlichen, unter den Martern ausgestoßenen Töne. Du bist ja nur der Schmerz, den jener Podagrist verachtet, den jener Magenkranke mitten unter Tafelgenüssen erträgt, den das Weib aushält, die zum erstenmale Mutter wird. Er ist leicht dieser Schmerz, wenn ich ihn tragen kann; kurz, wenn ich es nicht kann.

Mit dieser Wahrheit, die Du schon oft gehört und oft ausgesprochen worden, beschäftige Deinen Geist; aber, ob Du sie richtig aufgefaßt und mit Ueberzeugung ausgesprochen habest, erprobe durch die That. Denn der schimpflichste Vorwurf, den man uns gewöhnlich macht, ist: wir machen uns nur mit den Worten der Philosophie, nicht mit ihren Werken zu thun. — Hast Du denn jezt erst erfahren, daß Tod, daß Verbannung und Qualen Dir drohen? Dazu bist Du geboren. Alles, was geschehen kann, müssen wir uns als bevorstehend denken. Doch ich weiß, Du thust längst, was ich zu *thun Dich* mahne. Für jezt rathe ich Dir nur, Deinen Geist

*) *Es, und so unten* dolor es.

nicht in jene Sorgen zu versenken; er wird abgestumpft und ermangelt der Kraft, wenn er sich erheben soll. Lenke ihn von Deiner besondern Angelegenheit auf's Allgemeine: erinnere ihn, daß Du einen sterblichen und zerbrechlichen Körper hast, dem nicht nur von der Ungerechtigkeit oder der Gewalt eines Mächtigern Schmerz droht; selbst Vergnügungen wandeln sich in Qualen. Tafelgenüsse führen Unverdaulichkeit herbei; Berauschungen Nervenschwäche und Zittern; Wollüste zerrütten Füße, Hände und alle Glieder. Ich soll arm werden? So werde ich viele Gefährten haben. Ich soll in die Verbannung wandern? Ich werde mir vorstellen, dort geboren zu seyn, wohin man mich schicken wird. Ich werde in Bande gelegt? Was wäre Dieß? Bin ich denn jetzt frei? Die Natur hat mich an dieses schwere Gewicht meines Körpers gefesselt. Ich werde sterben? Damit sagst Du, ich werde aufhören krank seyn, aufhören gefesselt werden zu können, aufhören sterblich zu seyn. Es wäre abgeschmackt, Epicurus Lied hier anstimmen, und Dir sagen zu wollen, daß die Schreckniße der Unterwelt nichtig seyen, daß kein Ixion auf dem Rade sich drehe, kein Sisyphus ein Felsstück mit den Schultern bergan wälze, und daß eines Menschen Eingeweide unmöglich alle Tage zerhackt werden und wieder wachsen können. Niemand ist Kind genug, vor dem Cerberus sich zu fürchten, vor jener Finsterniß und jenen Larvengestalten der Gerippe. Der Tod vernichtet entweder, oder er befreit uns: den Befreiten bleibt nur das Bessere, sie sind entbürdet. Vernichtet er, so bleibt uns Nichts; Gutes wie Schlechtes ist hinweggenommen. Gestatte mir, hier es

nen Vers von Dir selbst anzuführen, und Dich zuvor zu erinnern, ihn nicht nur für Andere, sondern auch für Dich selbst geschrieben anzusehen. Es ist schimpflich, anders zu sprechen, als man denkt; wie viel schimpflicher, anders zu schreiben, als man denkt? Ich erinnere mich, daß Du einmal von dem Satze handeltest, „wir versinken nicht plötzlich in den Tod, sondern rücken ihm allmälig entgegen. Wir sterben täglich; denn täglich wird uns ein Theil des Lebens genommen, und selbst so lange wir noch zunehmen, nimmt unser Leben ab. Wir kommen um unsere Kindheit, dann um das Knaben- und Jünglingsalter; alle bis auf den gestrigen Tag vergangene Zeit ist dahin, und selbst diesen Tag, in welchem wir leben, theilen wir mit dem Tode. Wie es nicht der letzte Tropfen ist, der die Wasseruhr leer macht, sondern jeder herabgeronnene: so macht die letzte Stunde, in der wir zu seyn aufhören, nicht für sich allein den Tod aus, sondern sie vollendet ihn. Dann kommen wir wirklich zu ihm; aber wir sind schon lange ihm nahe gekommen." Nachdem Du Dieß in deiner gewohnten großartigen Ausdrucksweise, die nie kraftvoller wird, als wo Du der Wahrheit Deine Worte leihst, dargestellt hattest, sagtest Du:

Nicht ein Tod nur kommt über uns; der letzte Tod
Ist, der dahin uns rafft.

Ich wollte lieber, Du läsest Dich selbst, als meinen Brief: es würde Dir klar werden, daß der Tod, den wir fürchten, *nur der letzte*, nicht der einzige ist.

Ich merke, wornach Du Dich umsiehst: Du suchst nach, *as ich diesem* Brief beigelegt habe, welches herzerhebende

Wort, welchen heilsamen Lehrspruch. Du sollst über denselben Gegenstand, der uns eben beschäftigte, etwas erhalten. Epicurus sagt, indem er Diejenigen, welche den Tod sehnlich wünschen, nicht minder scharf, als Diejenigen tadelt, die ihn fürchten: „Es ist lächerlich, aus Lebensüberdruß in den Tod zu eilen, wenn man durch die Art seines Lebens es dahin gebracht hat, daß man in denselben eilen muß.“ Und an einem andern Orte: „Was ist so lächerlich, als nach dem Tode zu verlangen, nachdem man durch die Furcht vor dem Tode sich ein unruhiges Leben gemacht hat?“ Du kannst auch folgende Worte desselben Schlages beifügen: „Die Unklugheit, ja der Unsinn mancher Menschen ist so groß, daß sie durch Furcht vor dem Tode sich zum Tode zwingen lassen.“ Mit welchem dieser Sätze Du Dich beschäftigen magst — Du wirst Deine Seele stärken zur Ausdauer gegen den Tod, wie gegen das Leben. Gegen Beides haben wir uns zu verwahren und zu kräftigen, daß wir das Leben weder zu sehr lieben, noch zu sehr hassen. Auch wenn die Vernunft uns räth, ihm ein Ende zu machen, so dürfen wir uns gleichwohl nicht in blindem Anlauf in den Tod stürzen. Der muthige und weise Mann soll nicht aus dem Leben fliehen, sondern gehen. Und vor Allem werde jene Stimmung gemieden, die sich so Vieler bemächtigt, im Sterben eine Lust zu finden. Denn, mein Lucilius, es gibt, wie zu andern Dingen, so auch zum Sterben einen unüberlegten Hang, der oft edelsinnige Männer von kräftigem Charakter ergreift, die zagende und kleinmüthige Naturen: Jene verachten das Leben, Diese drückt es. Einige beschleicht eine Sattheit,

mer Dasselbe zu thun und zu sehen, und sie fühlen nicht sowohl Haß, als Ueberdruß des Lebens. Die Philosophie selbst treibt uns, daß wir leicht in denselben gerathen, indem wir sagen: „Wie lange doch dieses Einerlei? Ich erwache und schlafe; esse und werde wieder hungrig; friere und schwitze; keines Dinges ist ein Ende, Alles bewegt sich im Kreislauf, flieht und verfolgt sich. Auf die Nacht kommt der Tag, auf den Tag die Nacht; der Sommer geht über in den Herbst, dem Herbst folgt auf dem Fuße der Winter, welchem der Frühling ein Ziel setzt. Alles geht vorüber, um wiederzukehren; ich sehe nichts Neues, ich thue nichts Neues: am Ende wird auch Dieß zum Ekel." Manche sind, die es nicht für unerträglich halten, zu leben, aber für überflüssig.

Fünfundzwanzigster Brief.

Ueber zwei Bekannte von Seneca und Lucilius, und die Art, wie ihre Besserung zu versuchen sey. — Ermunterung zur Genügsamkeit. — Man denke und handle als in Gegenwart eines Zeugen.

Was unsere beiden Freunde betrifft, so muß man verschiedene Wege einschlagen: die Fehler des Einen muß man verbessern, die des Andern brechen. Ich werde mit aller Freimüthigkeit zu Werke gehen: ich liebe Jenen nicht, wenn ich ihn nicht hart anlasse. „Wie?" fragst Du: „einen vierzigjährigen Mündel denkst Du unter Deiner Aufsicht zu halten? Siehe doch dieses Alter, wie verhärtet und ungefügig

es schon ist! Er kann nicht umgeformt werden; nur das Zarte läßt sich bilden." — Ob ich Etwas ausrichten werde, weiß ich nicht; aber lieber will ich, daß es mir am Erfolg, als an treuem Willen fehle. Man darf die Hoffnung nicht aufgeben, selbst langwierige Krankheiten heilen zu können, wenn man der Unmäßigkeit steuert, und den Kranken nöthigt, Vieles auch gegen seinen Willen zu thun und zu leiden. — Auch zu dem Andern habe ich nicht viel Zutrauen, ausgenommen, daß er über seine Fehler noch roth wird. Dieses Schamgefühl ist zu unterhalten: so lange es in seinem Gemüthe andauert, wird immer einige gute Hoffnung Statt finden können. Mit jenem Veteran aber glaube ich schonender verfahren zu müssen, damit er nicht dahin komme, an sich selbst zu verzweifeln. Keine Zeit, ihm beizukommen, ist geeigneter, als die gegenwärtige, wo er einen Stillstand macht, wo er einem Gebesserten ähnlich ist. Andere hat diese Pause getäuscht: ich lasse mich nicht bereden, sondern erwarte, daß seine Fehler mit großem Wucher wiederkehren werden; denn ich weiß, sie haben sich nicht verloren, sondern sie ruhen blos. Ich werde dieser Angelegenheit einige Zeit widmen, und versuchen, ob Etwas gethan werden kann, oder nicht.

Du, mein Freund, erweise Dich uns, wie Du thust, als einen Mann von Willenskraft, und schleppe Dich nicht mit vielem Gepäcke. Nichts von Dem, was wir haben, ist nothwendig. Kehren wir zum Gesetze der Natur zurück, und unser Reichthum liegt bereit. Was wir bedürfen, ist entweder umsonst zu haben, oder wohlfeil. Die Natur verlangt Brod und Wasser, und hieran ist Niemand arm. „Wer auf Dieß seine Bedürfnisse beschränkt, mag mit Jupiters

selbst an Seligkeit wetteifern," wie Epicurus sagt, von welchem ich noch ein anderes Wort diesem Briefe beischließen will. „Handle in allen Stücken so, als sähe Epicurus Dir zu!" Es ist unstreitig heilsam, sich selbst einen Aufseher zu bestellen, auf den man stets hinblicke, und den man sich bei seinen Gedanken als zugegen vorstelle. Das bei weitem Schönste ist freilich, so zu leben, wie unter den Augen eines rechtschaffenen und immer gegenwärtigen Mannes: doch bin ich schon zufrieden, wenn Du immer so handelst, als ob überhaupt irgend Einer zuschaute. Die Einsamkeit beredet uns zu allem Schlechten. Wenn Du es einmal dahin gebracht hast, daß Du achtungsvolle Scheu auch vor Dir selbst hast, dann wirst Du Deinen Aufseher entlassen dürfen: indessen bewache Dich durch das Ansehen irgend eines Andern, sey dieser nun Cato oder Scipio oder Lälius, oder irgend Einer, in dessen Anwesenheit auch verdorbene Menschen ihre Fehler unterdrücken würden; bis Du aus Dir selbst den Mann gemacht hast, in dessen Gegenwart Du zu sündigen Dich scheuest. Hast Du Dieß gethan, hast Du angefangen, bei Dir selbst in Achtung zu stehen, so kann auch ich wagen, Dir zu erlauben, was Epicurus gleichfalls anräth: „Dann zumal ziehe Dich in Dich selbst zurück, wann Du genöthigt bist, unter der Menge zu leben." Du mußt der Vielheit unähnlich werden. Doch bis es für Dich sicher ist, in Dich selbst Dich zurückzuziehen, sieh Dich nach Einzelnen um. Da ist Keiner, für den es nicht besser wäre, mit irgend Jemand, als mit sich, zusammen zu seyn. „Dann zumal ziehe Dich in *Dich selbst* zurück, wann Du genöthigt bist, unter der Menge *zu leben;" wenn* Du anders gut, leidenschaftlos und Herr

Deiner selbst bist: sonst müßtest Du von Dir hinweg unter die Menge Dich begeben; denn Du hättest einen schlechten Gesellschafter.

Sechsundzwanzigster Brief.

Seneca's Greisenalter. Der Tod erprobt die wahre Weisheit.

Unlängst sagte ich Dir, ich befinde mich im Angesichte des Greisenalters; jetzt, fürchte ich, habe ich es schon hinter mir gelassen. Schon ziemt ein anderes Wort diesen meinen Jahren, wenigstens dieser Leibesbeschaffenheit; insofern Alter die Benennung ist für die mattgewordene, nicht für die gänzlich gebrochene Lebenskraft. Zähle mich zu Denen, die ausgelebt, die das letzte Ziel erreicht haben. Und doch sage ich Dir, daß ich mir Glück wünsche; ich gewahre am Geiste des Alters Unbill nicht, so sehr ich sie am Körper fühle. Nur meine Fehler und die Werkzeuge meiner Fehler sind gealtert. Mein Geist ist frisch, und froh, nicht mehr viel mit dem Körper zu thun zu haben. Er hat einen großen Theil seiner Bürde abgelegt; er jubelt und streitet mir mein Alter ab, indem er sagt, nun erst sey seine Blüthezeit. Glauben wir ihm; lassen wir sein Glück ihn genießen!

Aber es frommt, nachzudenken und zu prüfen, wie weit ich diese Seelenruhe und Mäßigung meines Charakters der Weisheit, und wie weit ich sie dem Alter verdanke; sorgfältig zu untersuchen, was Alles ich nicht mehr thun kann, und was ich nicht will, obwohl ich's könnte. Wenn ich denn

was ich nicht kann, auch nicht will, so freue ich mich, es nicht zu können. Denn wie dürfte ich klagen, wie es für ein Ungemach ansehen, wenn abgenommen hat, Was aufhören soll? „Doch" sagst Du, „ist es das größte Ungemach, so zusammenzusinken und hinzusterben, so recht eigentlich zu zerrinnen. Denn wir werden nicht mit Einem Schlag hingestreckt: wir werden stückweise weniger; jeder Tag entzieht uns etwas von unsern Kräften." Welcher Ausgang wäre denn besser, als allmälig, durch natürliche Auflösung, in sein Ende zu versinken? Nicht etwa, weil ein rascher, plötzlicher Austritt aus dem Leben ein Uebel wäre, sondern weil es eine sanftere Weise ist, unvermerkt entrückt zu werden. Ich wenigstens beobachte mich, und spreche zu mir selbst, als ob jetzt die Prüfung bevorstünde, und jener Tag gekommen wäre, welcher Rechenschaft geben soll von allen meinen Jahren: „Nichts ist es noch, was ich bis jetzt an Wort und That geleistet. Nichtssagende und trügerische Unterpfänder des Muthes sind Dieß, und in manchen gekünstelten Flitter gehüllt: wie weit ich es gebracht habe, muß erst der Tod mir bezeugen. Ohne Zagen bereite ich mich also auf jenen Tag, an welchem ich, entkleidet alles Blendwerks und jeglicher Schminke, über mich selbst entscheiden soll, ob nur meine Rede oder meine Gesinnung stark ist; ob es Heuchelei und Schauspiel war, wenn ich dem Schicksal mit Worten voll trotzigen Stolzes entgegentrat. Berufe Dich nicht auf das Urtheil der Menschen: es ist immer unzuverlässig und neigt sich bald nach dieser, bald nach jener Seite. Berufe Dich nicht auf das Studium, das Du durch's ganze Leben getrie-

ben: der Tod wird über Dich erkennen. Ja, alle jene phi-

losophischen Abhandlungen, jene gelehrten Gespräche, jene Worte, aus den Lehren der Weisen zusammengelesen, und eine gebildete Sprache — sie beweisen nicht die wahre Stärke der Seele: denn auch der Verzagteste spricht oft in kühner Rede. Was Du geleistet, wird offenbar werden, wenn Du in den letzten Zügen liegst. — Es sey; ich lasse sie gelten, diese Bestimmung: ich scheue das Gericht nicht." So spreche ich zu mir selbst, und ich wollte, Du ließest es auch zu Dir gesprochen seyn. Was verschlägt es, daß Du jünger bist? Man rechnet nicht nach Jahren. Es ist ungewiß, wo der Tod Dich erwarte; darum erwarte Du ihn allenthalben.

Schon wollte ich schließen: meine Hand schickte sich an, das „Lebewohl" beizuschreiben; aber das Opfer muß vollendet werden, *) dieser Brief muß seinen Reisepfennig haben. Ich brauche nicht erst zu sagen, von Wem ich ihn borgen werde: Du weißt, Wessen Kasse ich benütze. Warte noch ein klein wenig, und ich werde meine Zahlung von meinem Eigenen leisten. Inzwischen wird mir Epicurus borgen, welcher sagt: „Bereite Dich auf den Tod, mag nun das Bessere seyn, daß der Tod zu uns komme, oder wir zu ihm." Hier ist der Sinn klar: es ist eine herrliche Sache, sterben zu lernen. Du hältst es vielleicht für überflüssig, zu lernen, Was man nur Einmal brauchen kann? Das ist es eben, warum wir uns darauf bereiten müssen. Man muß Das immer lernen, wovon man zuvor nicht die Erfahrung machen kann, ob wir es auch verstehen. „Bereite Dich auf den Tod." Wer Dieß sagt, heißt uns auf die Freiheit uns bereiten. Wer sterben ge-

*) Sprichwörtlich.

lernt hat, hat verlernt, Sclave zu seyn; er ist über aller Gewalt, wenigstens außer aller. Was gehen Kerker ihn an, und Wachen und Riegel? Frei steht ihm der Ausgang. Nur Eine Kette ist, die uns gefesselt hält, die Liebe zum Leben; ist sie zwar nicht abzuwerfen, so ist sie wenigstens zu schwächen, damit, wenn die Umstände es fordern, Nichts uns halte und hindere, bereit zu seyn, was einmal doch geschehen muß, auf der Stelle zu thun.

Siebenundzwanzigster Brief.

In der Tugend besteht die wahre Glückseligkeit: man muß selbst sie erstreben, sie läßt sich nicht kaufen.

„Du gibst mir Ermahnungen," sprichst Du; „hast Du sie denn Dir selbst schon gegeben, Dich selbst schon gebessert, um jetzt der Besserung Anderer Dich widmen zu können?" Ich bin nicht so anmaßend, daß ich, selbst ein Kranker, Heilungen unternähme: sondern als läge ich mit Dir in Einem Krankenzimmer, spreche ich von unserem gemeinschaftlichen Uebel, und theile Dir meine Mittel mit. Höre mich also, als ob ich mit mir selbst spräche: ich führe Dich in mein Inneres ein, und rechte in deiner Gegenwart mit mir selbst. Ich rufe mir selbst zu: zähle Deine Jahre, und Du wirst erröthen, noch immer Dasselbe zu wollen, was Du als Knabe wolltest, noch immer Dasselbe zu betreiben. Erweise Dir diese letzte Wohlthat diesseits Deines Todestages, daß Du *vor Dir selbst* Deine Fehler sterben lässest. Verabschiede

jene verwirrenden Genüsse, die man so theuer bezahlen muß: sie schaden schon, ehe sie kommen, und schaden noch, wenn sie vorüber sind. Wie mit Verbrechen, auch wenn man sie nicht entdeckte, da sie begangen wurden, gleichwohl die Unruhe nicht zugleich vorüber geht; so knüpft an unedle Freuden, auch nach ihnen noch, die Reue sich an. Sie sind nicht haltbar, sie sind nicht treu: auch wenn sie nicht schaden, entfliehen sie doch. Siehe Dich vielmehr nach einem bleibenden Gute um. Aber es gibt keines, außer, welches das Herz in sich selbst findet. Nur die Tugend gibt unwandelbare, harmlose Freude: was etwa Widerliches sich entgegenstellt, ist wie die Wolke, die unten wegzieht, und das Tageslicht nicht überwältigt. „Aber wann wird mir's glücken, zu dieser Freude zu gelangen?" Du säumst bis jetzt gerade nicht: aber Du willst es übereilen. Noch ist viel zu thun übrig, und wachsame Sorge ist nöthig; Du selbst mußt Deine Anstrengung daran setzen, wenn Du zu Stande kommen willst. Dieses Geschäft duldet keine Uebertragung. In anderen Studien kann man sich einen Gehülfen nehmen. So lebte zu meinen Zeiten noch der reiche Calvisius Sabinus: er war ein Freigelassener nach Vermögen und Denkart. Nie sah ich einen Menschen mit seinem Wohlstande so wenig Würde verbinden. Er hatte ein so unglückliches Gedächtniß, daß ihm bald der Name des Ulysses, bald des Achilles oder Priamus entfiel, Namen, die uns doch so bekannt*) sind, als die unserer Erzieher. Ein alter Nomenclator, welcher die Namen nicht angibt, sondern welche schmie-

*) Tam bene, quam.

det, wird die Leute doch nie so verkehrt begrüßen, als dieser die Trojaner und Achäer. Nichts desto weniger wollte er gelehrt erscheinen. Und so ersann er sich dann diesen Ausweg: er kaufte sich Sclaven für eine große Summe. Einer derselben mußte den Homer inne haben, ein Anderer den Hesiodus; an neun Andere wurden die neun Lyriker vertheilt. Daß er sie sehr theuer gekauft, ist nicht zu verwundern: er fand sie nicht vor, und verdingte es, sie erst zuzurichten. Wie er sich diese Bedienung angeschafft hatte, da fing erst die Noth seiner Gäste an: diese Sclaven mußten zu seinen Füßen stehen, und ihm einmal um das andere die Verse, welche er hersagen wollte, angeben; dennoch entfielen sie ihm wieder nicht selten mitten in einem Worte. Satellius Quadratus, ein Schmarotzer, der reiche Narren benagt, sie lachend unterhält, und, was mit Beidem verbunden ist, über sie selbst lacht, gab ihm den Rath, sich Grammatiker zu halten, die das ihm Entfallene sammeln sollten. Und als Sabinus erwiederte, schon seine Sclaven kosteten ihn jeder hunderttausend Sestertien, versetzte Satellius: „Eben so viele Bücherschränke wären Dir wohlfeiler zu stehen gekommen.“ Dennoch stand der Mann in dem Wahne, Alles selbst zu wissen, was jeder seiner Leute wußte. Derselbe Satellius wollte ihn einmal dazu bringen, daß er im Ringkampf aufträte, der kränkliche, blasse, abgemagerte Mann! Sabinus entgegnete ihm: „Wie sollte ich Dieß können? Ich lebe ja kaum.“ — „Sage doch Das nicht, ich bitte Dich,“ versetzte Jener: „siehst Du denn nicht, wie viele gesunde und starke Bursche Du hast?“ — Ein vernünftiger Sinn wird weder erborgt, noch ge-

kauft; und wenn er feil wäre, so würde er, denke ich, keinen Käufer finden: einen thörichten kauft man täglich.

Empfange noch, was ich Dir schulde, und gehabe Dich wohl. „Ein nach dem Gesetz der Natur geordnetes Armseyn ist Reichthum.“ Dieß sagt Epicurus mehr als einmal, und immer wieder anders; aber nie zu oft kann gesagt werden, was man nie genug lernt. Einigen braucht man die Heilmittel bloß anzuzeigen, Andern muß man sie aufdringen.

Achtundzwanzigster Brief.

Ueber den häufigen Wechsel des Aufenthaltes.

Das sey Dir allein begegnet, meinst Du, und wunderst Dich darüber, als über etwas Neues, daß Du durch eine so lange Reise und so häufigen Wechsel des Orts dennoch deinen Trübsinn und Deine Schwermuth nicht verscheucht hast. Deinen Sinn mußt Du wechseln, nicht den Himmelstrich. Magst Du immer über eine weite See schiffen, mögen vor Deinen Blicken, wie unser Virgilius sagt, *)

— — — Länder und Städte verschwinden:

wohin Du Dich auch wendest, Deine Fehler werden Dir folgen. Zu Einem, der dieselbe Klage führte, sagte einst Sokrates: „Was wunderst Du Dich, daß Deine Reisen Dir Nichts nützen, da Du Dich selbst überall mitnimmst?“ Was Dich forttrieb, folgt Dir auf dem Fuße. Was soll es Dir

*) Aen. III, 71.

frommen, neue Länder zu ſehen, Städte und Gegenden kennen zu lernen? Erfolglos bleibt dieſes Umhertreiben. Willſt du wiſſen, warum ſie Dir nicht hilft dieſe Flucht? Mit Dir fliehſt Du. Was Deine Seele drückt, muß erſt abgelegt werden: eher wird es Dir an keinem Orte gefallen. Stelle Dir Deinen jetzigen Zuſtand als einen ſolchen vor, wie ihn unſer Virgilius als den der Seherin ſchildert, die aufgeregt und entflammt iſt, eines Geiſtes voll, der nicht der ihrige iſt:

— — es tobt —
Ungeſtüm die Prophetin, ob etwa der Bruſt ſie entſchütteln
Könne den mächtigen Gott. *)

Nun wanderſt Du dahin und dorthin, um der auf Dir laſtenden Bürde los zu werden, die durch dieſes Umherwerfen nur immer beſchwerlicher wird; wie auch ein Fahrzeug von unbewegten Laſten minder gedrückt wird, unordentlich durcheinander gewälzte dagegen die Seite, auf welche ſie fallen, ſchneller niederkauchen. Was Du auch thuſt, thuſt Du Dir zum Nachtheil: durch die Bewegung ſelbſt ſchadeſt Du Dir; denn Du rüttelſt einen Kranken. Haſt Du aber jenes Uebel von Dir hinweggenommen, dann wird jeder Wechſel des Ortes Dir angenehm werden. Dann magſt Du in die fernſten Länder verſchlagen werden: in welchen Winkel des Barbarenlandes du verſetzt wirſt — freundlich und wirthbar wirſt Du jeden Wohnſitz finden. Wichtiger iſt die Frage, wie Du kommſt, als wohin Du kommſt. — Daher ſollen wir unſer Herz an keinen Ort hängen, ſondern der Ueberzeugung leben: „nicht für einen Winkel bin ich geboren;

*) Ebendaſ. VI, 78 ff. Voß.

mein Vaterland ist diese ganze Welt.“ Würde Dieß Dir klar seyn, so könntest Du Dich nicht wundern, daß der Wechsel des Aufenthaltes, indem Du aus Ueberdruß an einer Gegend immer wieder in eine andere wanderst, Dir Nichts helfen will: die erste beste würde Dir gefallen haben, wenn Du jede für die Deinige hieltest. So hingegen reisest Du nicht, sondern Du irrst, treibst Dich umher, wechselst Ort mit Ort; während doch, was Du suchst, das Glücklichleben, an jeglichem Orte zu finden ist. Wo ist irgend ein so stürmisches Getreibe, als auf dem Markte? Auch dort kann man geruhig leben, wenn es nöthig ist. Aber wenn ich über mich frei verfügen darf, werde ich vor dem Anblick sogar und der Nachbarschaft des Marktes weit entfliehen; denn wie ungesunde Orte auch dem festesten Körperbau zusetzen, so gibt es auch welche, die einem guten, aber noch nicht vollkommenen und erstarkten Gemüthe wenig zuträglich sind. Ich halte es nicht mit Denen, welche mitten in die Fluthen sich begeben, und ein ungestüm bewegtes Leben vorziehend, täglich mit den Schwierigkeiten der Welt hochherzig ringen. Der Weise wird dergleichen zu bestehen wissen, aber nicht aufsuchen; er wird lieber im Frieden leben, als im Kampfe. Denn es frommt nicht viel, seine eigenen Fehler von sich geworfen zu haben, wenn man mit fremden hadern muß. — „Dreißig Tyrannen,“ sagst Du, „standen um Socrates her, und vermochten nicht, seinen Muth zu brechen.“ Was liegt daran, wie viele Herren es sind? Die Knechtschaft ist nur Eine. Wer sie verachtet, ist unter einem noch so großen Haufen von Herrschern frei.

Es ist Zeit, abzubrechen: zuvor aber habe ich den Botenlohn zu erlegen. „Der Anfang des Heiles ist die Erkenntniß der Sünde.“ Es ist Dieß, dünkt mich, ein treffliches Wort von Epicurus. Denn Wer nicht weiß, daß er fehlt, kann sich nicht bessern wollen. Du mußt über Deinen Fehlern Dich betreten, ehe Du sie ablegen kannst. Manche rühmen sich ihrer Fehler. Und Du glaubst, man werde auf Heilmittel denken, wenn man seine Gebrechen für Tugenden rechnet? Also, so viel Du kannst, überführe Dich selbst, untersuche Dich; sey Dein eigener Ankläger, darauf Dein Richter, endlich Dein Fürsprecher; bisweilen aber thue Dir selbst wehe.

Neunundzwanzigster Brief.

Schwierigkeit, Leute zu bessern, wie Marcellinus.

Du erkundigest Dich nach unserem Marcellinus, und wünschest zu wissen, wie es ihm gehe. Er kommt selten zu mir, aus keiner andern Ursache, als weil er sich fürchtet, die Wahrheit zu hören. Allein diese Gefahr ist für ihn nicht mehr vorhanden: man muß mit Niemand sprechen, der nicht hören will. Man zweifelt daher, ob Diogenes und nicht minder die übrigen Cyniker, die sich ihrer Freiheit ohne alle Rücksichten bedienten, und ihre Ermahnungen Jedem, der ihnen in den Weg kam, ertheilten, Dieses hätten thun *sollen*. Wer wird einen Gehörlosen, einen von Natur oder *durch Krankheit* Taubstummen schmälen wollen? — „Aber,“

entgegnest Du, „wozu die Worte sparen? Sie kosten ja nichts. Ich kann nicht wissen, ob ich Dem nütze, den ich ermahne: aber Das kann ich wissen, daß ich, wenn ich Viele ermahne, doch irgend Einem nützen werde. Man muß den Saamen ausstreuen: wie sollte unter vielen Versuchen nicht wenigstens Einer gelingen?“ — Ich glaube nicht, mein Lucilius, daß ein weiser Mann dieses thun wird: man schwächt dadurch das Gewicht seines Ansehens bei Denen, die man bessern könnte, wäre man weniger alltäglich geworden. Ein Schütze darf nicht zuweilen einmal treffen, sondern wohl zuweilen fehlschießen. Eine Kunst, welche ihren Zweck nur zufällig erreicht, ist keine Kunst. Die Weisheit ist eine Kunst: sie sey auf etwas Gewisses gerichtet, und wähle Leute, bei deren Behandlung etwas auszurichten ist; von Denen, die Nichts hoffen lassen, trete sie zurück, doch verlasse sie dieselben nicht so eilig, sondern versuche, obwohl hoffnungslos, an ihnen noch die letzten Mittel. Unsern Marcellinus habe ich noch nicht aufgegeben. Noch kann er gerettet werden, wenn man ihm schleunig die Hand reicht. Zwar ist Gefahr vorhanden, er möchte Den, der sie ihm reicht, mit sich fortreißen: denn die Kraft seines Talentes ist groß, hat aber schon die Richtung auf's Schlimme genommen. Gleichwohl werde ich in diese Gefahr mich begeben, und es wagen, ihm seinen schlimmen Zustand zu offenbaren. Er wird sich benehmen, wie er sonst pflegt, und jene witzigen Einfälle zu Hülfe rufen, die auch dem Niedergeschlagenen ein Lachen abzunöthigen vermögen: er wird zuerst über sich selbst, dann über uns scherzen, und wird mir Alles, was ich ihm sagen will, vorwegnehmen. Er wird unsere Schulen durchmustern, und den Philosophen ihr

Geschenkenehmen, ihre Liebschaften, ihren leckern Gaumen vorwerfen; er wird mir den Einen im Ehebruch, einen Andern in einer Schenke, einen Dritten am Hofe zeigen, und mir den possierlichen Philosophen Aristo vorführen, der, indem er sich spazieren tragen ließ, seine Vorträge hielt: denn diese Zeit war es, welche er seiner philosophischen Thätigkeit vorbehalten hatte. Von Diesem sagte einst Scaurus auf die Frage, welcher Schule Aristo angehöre: „Ein Peripatetiker*) ist er nun einmal nicht." Und Julius Grácinus, jener vortreffliche Mann, der einst um seine Meinung über Denselben befragt wurde, gab zur Antwort: „Ich kann nichts sagen: denn ich weiß nicht, wie er sich zu Fuß hält;" gerade als ob man ihn wegen eines Essedar's [Wagenfechters] befragt hätte. Solche Gaukler, welche freilich mehr Ehre davon hätten, die Philosophie liegen zu lassen, als sie zu Markte zu tragen, wird er mir in's Gesicht vorhalten. Dennoch bin ich entschlossen, mir solchen Hohn gefallen zu lassen. Mag er mich zum Lachen bringen; vielleicht daß ich ihn zu Thränen bringe: oder, wenn er zu lachen fortfährt, werde ich mich freuen, daß ihm wenigstens eine lustige Art des Wahnsinns zu Theil geworden ist. Wiewohl, diese Lustigkeit ist nicht von Dauer: beobachte solche Leute, und Du wirst finden, daß sie jezt auf's Heftigste lachen, und nach wenigen Augenblicken auf's Heftigste wüthen. Es ist mein Vorsatz, ihn anzugreifen und ihm zu zeigen, wie viel mehr Werth er haben würde, wenn er Vielen einen geringern zu haben schiene. Seine Fehler will ich, kann ich sie auch nicht aus-

*) *Die Philosophen* der aristotelischen Schule hießen so, weil *sie im Aufs* und Abgehen docirten.

tilgen, doch hemmen. Sie werden nicht aufhören, aber eine Pause machen; vielleicht daß sie auch aufhören, wenn sie einmal an Pausen sich gewöhnt haben. Schon Dieß ist nicht zu verschmähen; wie denn bei schwer Erkrankten eine gute Zwischenzeit an die Stelle der Gesundheit tritt.

Indessen, mein Freund, während ich mich gegen Jenen rüste, bringe Du, der Du es vermagst, der Du einsiehst, welchen Uebeln Du entgangen, wie weit Du gekommen bist, und daraus abnehmen kannst, wohin Du noch weiter kommen kannst, Dein Inneres vollends in Ordnung, erhebe Deinen Muth und stehe fest gegen das Gefürchtete. Zähle Die nicht, welche Dir bange machen. Wäre es nicht thöricht, die Menge an einer Stelle zu fürchten, wo nur Einer hindurch kann? So können auch Deinem Leben nicht Viele zugleich beikommen, ob auch Viele Dir den Tod drohen. So hat es die Natur geordnet: den Lebensathem kann Dir nur Einer rauben, wie Einer ihn Dir gab.

Wenn Du bescheiden wärest, würdest Du mir dieses leztemal die Zahlung erlassen. Aber um nicht karg zu verfahren in Entrichtung des Zinses aus einem fremden Capital, will ich auch Dir, was ich schuldig bin, meinetwegen zugehen lassen. „Ich wollte nie dem Volke gefallen: denn was ich kann, gefällt dem Volke nicht; und was dem Volke gefällt, kann ich nicht.“ — „Wer sagte das?“ fragst Du; als ob Du nicht wüßtest, über Wen ich verfüge: — Epicurus. Allein dasselbe werden Dir Alle aus allen Schulen zurufen, Peripatetiker, Academiker, Stoiker und Cyniker. Denn Wer, dem die Tugend gefällt, kann dem Volke gefallen? Wie *schlechten Künsten* will die Volksgunst gewonnen seyn.

mußt Dich den Leuten ähnlich machen: ſie loben nicht, Was ſie nicht als das Ihrige anerkennen. Es liegt aber weit mehr daran, wie Du Dir ſelbſt, als wie Du Anderen erſcheineſt. Die Liebe ſchändlicher Menſchen kann durch andere als ſchändliche Mittel nie erworben werden. „Was wird alſo jene geprieſene, jene allem Wiſſen und allem Beſitz vorzuziehende Philoſophie leiſten?" — Sie wird machen, daß Du lieber Dir ſelbſt, als dem Volke gefällſt; daß Du die Meinungen nach ihrem Werthe, nicht nach ihrer Zahl ſchätzeſt; daß Du ohne Furcht vor Göttern und Menſchen lebeſt; daß Du das Uebel entweder beſiegeſt oder endeſt. Dagegen — wenn ich Dich ſehe, gefeiert von den Gunſtbezeugungen der Menge, wo Du immer auftrittſt, umrauſcht von dem Jubel jenes Beifalls, womit man mimiſche Künſtler auszeichnet; wenn alle Weiber der ganzen Stadt und alle Kinder Deines Lobes voll ſind; wie ſollte ich Dich nicht bemitleiden, da ich weiß, welcher Weg zu ſolcher Beliebtheit führt?

Dreißigſter Brief.

Gegen die Todesfurcht.

Ich fand den vortrefflichen Aufidius Baſſus ſehr entkräftet und im Kampf mit ſeiner Alterſchwäche. Dieſe drückt ihn ſchon zu tief herab, als daß er ſich wieder heben könnte; ſein Greiſenalter laſtet mit vollem Gewicht auf ihm. *Du weißt*, daß ſein Körper immer ſchwächlich und arm an Kräften war: lange hatte er ihn hingehalten, oder, richtiger geſagt, zuſammengekünſtelt; ſchnell iſt er endlich

niedergesunken. Wie man bei einem Schiffe, das Wasser einläßt, wohl einer oder der andern Ritze wehren kann, aber wenn es einmal an vielen Stellen zugleich leck zu werden und auseinander zu weichen anfängt, dem sich auflösenden Fahrzeug nicht mehr zu helfen ist; so läßt sich auch die Gebrechlichkeit eines greisen Körpers eine Zeit lang aufrecht halten und unterstützen: allein wenn einmal das morsche Gebäude aus allen Fugen geht, und, wenn man hier einem Schaden begegnen will, dort ein anderer sich aufthut, dann ist es Zeit zu sehen, wie man hinauskomme. Jedoch am Geiste ist unser Bassus noch frisch. Dieß gewährt ihm die Philosophie: sie erhält ihn muthig und froh in jedlicher Verfassung des Körpers, heiter im Angesichte des Todes, und läßt ihn nicht sinken, wenn auch seine Kräfte sinken. Ein großer Steuermann schifft auch mit zerrissenem Segel, und richtet auch das entmastete Wrak zu gerader Fahrt. So unser Bassus: er sieht seinem Ende mit einer Stimmung, mit einer Miene entgegen, womit eines Andern Ende entgegen zu sehen, für zu große Sicherheit gälte. Es ist etwas Großes, mein Lucilius, woran man lange zu lernen hat: wenn jene unausbleibliche Stunde eintritt, mit Gleichmuth von hinnen zu gehen. In andere Arten des Sterbens mischt sich noch Hoffnung: eine Krankheit kann sich heben, eine Feuersbrunst gelöscht werden; mancher Einsturz hat sanft abgesetzt, die er zu verschütten drohte; das Meer hat Manchen mit derselben Gewalt, womit es ihn verschlang, unverletzt wieder ausgeworfen; der Krieger zog das Schwert von dem Nacken Dessen zurück, den er tödten wollte. Aber Niemand mehr zu hoffen hat, Wen das Greisenalter zum Tode führt.

für diesen allein giebt es keine günstige Dazwischenkunft. Auf keine Weise stirbt der Mensch sanfter, aber auch auf keine länger. Es ist, als ob Bassus sich selbst zu Grabe begleitete und bestattete, seinen eigenen Tod überlebte, und den Verlust seiner selbst als Weiser trüge. Denn er spricht viel vom Tode, und läßt es sich recht angelegen seyn, uns zu überzeugen, daß, was etwa Ungemächliches und Furchterregendes an dieser Sache ist, des Sterbenden Schuld sey, nicht des Sterbens, und daß bei dem Tode selbst eben so wenig ein Leiden sey, als nach demselben. Wer fürchtet, Was er nicht erleiden wird, ist nicht aberwer, als Wer fürchtet, Was er nicht fühlen wird. Oder wie kann man sich einbilden, man werde eine Sache fühlen, die nichts mehr fühlen läßt? „So ist also," sezte er hinzu, „der Tod so ganz kein Uebel, daß er alle Furcht vor dem Uebel aufhebt."

Ich weiß, daß Dieses oft gesagt worden ist, und oft gesagt werden muß: aber wenn ich dergleichen nur las, oder aus dem Munde Solcher hörte, die Etwas nicht furchtbar nannten, weil es ihnen ferne war, so empfand ich nicht dieselbe heilsame Wirkung. Dieser hingegen hatte bei mir das stärkste Gewicht, da er vom nahen Tode redete. Ich gestehe Dir meine Meinung: man hat, glaube ich, im Sterben selbst mehr Muth, als in der Nähe des Sterbens. Der Tod, ist er einmal da, giebt auch dem Ungebildeten den Entschluß, das Unvermeidliche nicht vermeiden zu wollen. So bietet der Fechter, war er auch während des ganzen Kampfes der verzagteste, seine Kehle dem Gegner dar, und giebt dem *ihrenden* Schwerte die gehörige Richtung. Aber jener erst *nahende, doch unfehlbar* kommende Tod verlangt eine nach-

haltigere Festigkeit des Muthes; diese jedoch ist seltener, und kann nur von dem Weisen bewiesen werden. Um so lieber hörte ich also Bassus vom Tode reden, wie er mir gleichsam sein Gutachten über ihn stellte, und die Natur desselben mir beschrieb, als hätte er ihn aus der Nähe betrachtet. Mehr Glauben, denke ich, würde bei Dir finden, mehr Gewicht würde haben, Wer von den Todten auferstände, und aus Erfahrung Dir bezeugte, daß im Tode kein Uebel sey. Welche Beunruhigung das Nahen des Todes mit sich führe, werden Dir am besten Diejenigen sagen, die ihm nahe standen, die ihn kommen sahen und aufnahmen. Unter Diese darfst Du unseren Bassus zählen, der uns nicht getäuscht sehen wollte; und dieser behauptet, nicht minder thöricht sey, Wer den Tod, als Wer das Alter fürchte. Denn wie das Greisenalter auf die Jugend folgt, so der Tod auf das Greisenalter. Der wollte nicht leben, der nicht sterben will. Denn das Leben ist uns mit der Bedingung des Todes verliehen: es ist der Gang zu diesem. Ihn also fürchten, ist sinnlos: nur das Zweifelhafte fürchtet man, dem Gewissen sieht man entgegen. Der Tod ist eine gerechte und unbesiegbare Nothwendigkeit. Wer kann sich beklagen, in einer Lage zu seyn, in welcher ohne Ausnahme Alle sind? Das erste Gesetz der Gerechtigkeit ist Gleichheit. So wäre es aber überflüssig, der Natur eine Schutzrede zu halten, die für uns kein anderes Gesetz, als für sie selbst, gelten lassen will. Was sie verband, löst sie auf, und Was sie auflöste, verbindet sie wieder. Wem somit das Glück geworden, daß er nicht gewaltsam aus dem Leben gerissen, sondern vom Greisenalter *demselben allmählig* und schrittweise entrückt wird, sollte Der

nicht allen Göttern dafür danken, daß er lebensſatt in jen
Ruhe eingehen ſoll, die jedem Sterblichen nothwendig, un
dem Müden ſo ſüß iſt? Du ſiehſt, wie Manche den Tod ſic
wünſchen, und zwar angelegentlicher, als man gewöhnlich ur
das Leben bittet. Ich weiß nicht, ob wir von Dieſen, welch
den Tod ſich erbitten, oder nicht vielmehr von Jenen, welch
ihn mit Heiterkeit und Ruhe erwarten, mehr Muth lerne
können. Jenes wird nicht ſelten von der Wuth der Ver
zweiflung oder dem Unmuth des Augenblickes bewirkt: dieſ
Seelenruhe fließt aus feſter Ueberzeugung. Einer kommt
dem Tode zürnend, zum Tode; heiter wird ihn Niemand
empfangen, Wer ſich nicht lange auf ihn vorbereitet hat. –
Ich muß daher geſtehen, daß ich dieſen mir ſo theuern Man
aus mehr als Einer Urſache ſehr häufig beſuchte, hauptſächlic
um zu wiſſen, ob ich ihn immer als denſelben fände, oder o
mit den Kräften ſeines Körpers auch die Friſche ſeines Gei
ſtes abnehme. Doch dieſe wuchs nur deſto mehr, gleichwi
die Freude des Wagenlenkers immer ſichtbarer wird, wenn e
ſich auf der ſiebenten Umfahrt der Palme nähert. Zugetha
den Sätzen Epicur's ſagte er mir, „vors Erſte hoffe er, e
ſey kein Schmerz bei jenem lezten Athemzug; und wäre Die
doch, ſo liege ein Troſt ſchon in der Kurze: denn kein Schmer
ſey lang, der groß iſt. Uebrigens werde ihm während de
Lostrennung des Geiſtes vom Körper, auch wenn ſie mi
Pein verbunden wäre, der Gedanke zu Hülfe kommen, da
er nach dieſem Leiden nicht weiter leiden könne. Er zweifl
aber nicht, daß eine Greiſenſeele ſchon auf den äußerſten Lip
pen ſchwebe, und ohne große Gewalt vom Körper ſich trenne
Ein Feuer, das eines kräftigen Stoſſes ſich bemächtigt, wird

nur durch Wasser, bisweilen durch Schutt erstickt: ein Feuer, dem die Nahrung ausgeht, erlischt von selbst."

Solche Worte höre ich gerne, mein Lucilius; nicht als ob sie neu wären, sondern weil sie sich vor meinen Augen bewahrheiten. Aber wie? Ob ich nicht schon viele gesehen, die sich selbst den Lebensfaden abrissen? Wohl, ich sah deren viele: aber mehr gelten mir Die, welche dem Tode nahen ohne Lebenshaß, und jenen an sich kommen lassen, nicht ihn herbeiziehen. „Jenes quälende Gefühl," sagte er öfters, „ist unser eigenes Werk, indem wir zittern, wenn wir den Tod uns nahe glauben. Aber Wem wäre der Tod nicht nahe, der an allen Orten, in jedem Augenblicke bereit steht? Bedächten wir doch, wenn irgend eine Ursache des Todes heranzutreten scheint, um wie viel näher uns noch andere Ursachen stehen, die man gleichwohl nicht fürchtet!" Einem war der Tod von seinem Feinde gedroht: Dem kam eine Unverdaulichkeit zuvor. Wollten wir die Ursachen unserer Furcht unterscheiden, so würden wir finden, daß die Einen wirklich, Andere eingebildet sind. Nicht den Tod fürchten wir, sondern die Vorstellung von ihm: von ihm selbst sind wir allenthalben gleichweit entfernt. Folglich wenn der Tod zu fürchten ist, ist er immer zu fürchten. Denn von welcher Zeit ist der Tod ausgeschlossen?

Doch ich muß befürchten, daß Dir so lange Briefe verhaßter noch als der Tod seyn möchten: ich schließe also. Du aber denke stets an den Tod, um ihn nie zu fürchten.

Einunddreißigster Brief.

Verachte die Meinungen der Menge, und strebe nach dem höchsten Gut, der Erkenntniß der Wahrheit.

Nun erkenne ich meinen Lucilius: er fängt an, sich zu zeigen, wie er zu werden versprach. Folge jenem Drange Deines Geistes, mit welchem Du, die Güter des Pöbels in den Staub tretend, allem Trefflichen Dich zuwandtest. Ich begehre nicht, daß Du größer und besser werdest, als Du Dir vorsetztest. Der Grund, den Du gelegt, hat einen weiten Raum eingenommen: führe nur aus, Was Du begonnen, und Was Du in Deiner Seele trugst, setze in's Werk. Das Ganze ist: Du wirst ein Weiser werden, wenn Du Deine Ohren verschließest. Aber es genügt nicht, sie mit Wachs zu verstopfen: es ist eine dichtere Verklebung vonnöthen, als deren sich Ulysses bei seinen Gefährten bedient haben soll. Jene Stimme, die dort zu fürchten war, war eine süße, doch nur eine einzelne: aber diese, die Du zu fürchten hast, kommt nicht blos von Einer Klippe her; sie umtönt Dich von allen Enden. Steure daher nicht nur an Einem, tückischer Lust verdächtigen Orte, sondern an allen Städten vorüber; sey taub auch gegen Die, welche Dich am meisten lieben. (Gutmeinend wünschen sie Dir Schlimmes: und wenn du glücklich seyn willst, so bitte die Götter, daß von Dem, was sie für Dich erflehen, Dir Nichts zu Theil werde. Es sind keine Güter, womit sie Dich überhäuft sehen wollen. Ein Gut giebt es, das des glücklichen Lebens Grund und Stütze ist — Selbstvertrauen. Dieß kann Dir aber nicht werden, wenn

Du nicht die Mühsal verachtest und sie unter die Dinge zählst, welche weder gut sind, noch schlimm. Denn es ist nicht möglich, daß dieselbe Sache bald schlimm sey, bald gut; bald leicht und erträglich, bald furchtbar. Ein Gut ist die Mühsal nicht; was ist denn aber ein Gut? Ihre Verachtung. Daher möchte ich Diejenigen tadeln, welche um Eitles sich abmühen: aber bewundern werde ich die nach dem Edeln Strebenden, je mehr sie sich anstrengen, je weniger sie sich's erlauben zu unterliegen oder zu rasten. Ich werde ihnen zurufen: „erhebet euch um so kräftiger, füllet die Brust, und in einem Athem, wo möglich, ersteiget jene Höhe! Edler Seelen Nahrung ist die Mühe." — Also nicht nach jenem alten Wunsche Deiner Eltern hast Du zu wählen, was Du Dir zufallen sehen, was Du Dir wünschen möchtest; und überhaupt, für einen Mann, der schon zum Höchsten hindurchgedrungen, wäre es schimpflich, noch immer den Göttern anzuliegen. Wozu Gelübde? Mache Dich selbst glücklich; und Du wirst es, sobald Du erkannt hast, daß gut nur Das sey, dem die Tugend beigesellt, schimpflich aber Alles, womit das Laster verbunden ist. Wie Nichts glänzt ohne hinzutretendes Licht, Nichts schwarz ist, außer was in Finsterniß ist, oder Dunkles in sich aufnimmt; wie es keine Wärme giebt ohne die Beihülfe des Feuers, und ohne Luft keine Kälte; so wirkt die Gemeinschaft der Tugend und des Lasters Edles und Schimpfliches.

„Was ist nun das Gute?" Richtige Erkenntniß. — „Was ist das Uebel?" Die Unwissenheit. Der Weise und Kundige wird die Dinge nach den Umständen verwerfen und wählen. Aber Was er verwirft, fürchtet er nicht, noch be-

wundert er, Was er wählt; wenn anders ein großer u
beſiegter Geiſt in ihm wohnt. Du ſollſt Dich nicht
werfen und beugen laſſen. Der Mühſal Dich nicht z
gern, genügt nicht: fordre ſie. „Aber," fragſt Du,
es nicht auch eine eitle und überflüſſige Mühe?"
wozu geringfügige Beweggründe uns aufriefen. Abe
ſie iſt kein Uebel, eben ſo wenig als jene, welche auf
nes verwendet wird; weil der ausdauernde Wille der
es iſt, der zum Harten und Beſchwerdevollen aufforde
ſpricht: „Was ſäumeſt Du? Es iſt nicht männlich, v
Schwerte ſich zu fürchten." Hierzu muß noch kommen,
die Tugend vollkommen ſey, Gleichförmigkeit und ein
Alles harmoniſche Haltung des Lebens; was nicht ge
werden kann ohne richtige Erkenntniß, ohne die Wiſſe
durch welche Göttliches und Menſchliches zur Einſicht
Dieß iſt das höchſte Gut; haſt Du Dich ſeiner bem
ſo beginnſt Du, der Götter Genoſſe zu ſeyn, nicht u
hender. — „Aber," fragſt Du, „wie ſoll ich dahin
gen?" Nicht über das Peniniſche oder das Grajiſc
birg; nicht durch Candavieus Wüſten; nicht die Syrte
die Scylla, noch die Charybdis haſt Du zu befahren
doch haſt Du dieſe alle durchwandert, um den Prei
geringen Procuratur. Die Reiſe, wozu die Natur Dich
ſtete, iſt ſo ſicher als anmuthig. Die Natur gab Di
Du nur nicht zu vernachläſſigen brauchſt, um Gott

Dich zu erheben. Gott ähnlich aber wird das Ge
nicht machen; Gott hat Nichts. Das Purpurkleid
Gott iſt ohne Gewand. Auch nicht der Ruhm, das
fragen Deiner, ſelbſt, die unter den Nationen

Kunde Deines Namens; Gott wird von Keinem gekannt, und viele denken schlecht von ihm, ungestraft. Auch kein Schwarm von Sklaven, die Deinen Tragsessel durch Stadt und Land schleppen; jener höchste und mächtigste Gott trägt selbst Alles. Auch Schönheit nicht, noch Stärke können Dich glücklich machen: nichts von diesen Dingen hält auf die Dauer aus. Man suche also Das, was nicht mit jedem Tage sich verschlechtert, dem sich nichts entgegenstellen kann. „Und Dieß ist?" — Der Geist; aber einer habener, guter, großer. Wie anders möchtest Du einen solchen nennen, als einen Gott, der in einem Menschenkörper als in seiner Herberge wohnt? Ein solcher Geist kann sich in einem Sclaven und Freigelassenen eben so gut, als in einem Römischen Ritter finden. Was ist ein Römischer Ritter, ein Freigelassener, ein Sklave? Namen, aus Ehrgeiz oder Ungerechtigkeit entsprungen. Auch aus dem niedrigsten Winkel kann man sich in den Himmel schwingen: erhebe Dich nur, und

— — — würdig der Gottheit
Bilde auch Dich!

Solche Bildung aber hat nichts mit Gold und Silber zu schaffen: nie wird aus diesem Stoff ein Gott ähnliches Bild geprägt werden. Bedenke, als die Götter gnädig waren, waren sie aus Thon geformt.

Zweiunddreißigster Brief.

Ziehe Dich zurück und strebe, Dir selbst anzugehören.

Ich forsche nach Dir und frage die Leute, welche aus Deiner Gegend kommen, geflissentlich aus, was Du thuest, wo und mit Wem Du lebest. Du kannst mich nicht täuschen: ich bin bei Dir. Lebe so, als ob ich hörte, was Du thust, ja, als ob ich es sähe. Wüßt Du wissen, was mir von Allem, das ich von Dir höre, am meisten Freude macht? Daß ich nichts höre; daß die Meisten von Denen, die ich frage, nicht wissen, was Du thust. Dieß führt zum Heil, nicht zu verkehren mit Unähnlichen, ganz Anderes Wünschenden. Ich habe zwar die Zuversicht, Du könnest nicht abgelenkt werden, und werdest bei Deinem Vorsatz beharren, auch wenn ein Schwarm von Verführern Dich umgiebt. Was ist es also, das ich fürchte? Nicht, daß sie Dich umwandeln, aber daß sie Dich hindern. Denn viel schadet auch, Wer uns aufhält, zumal bei dieser Kürze des Lebens, das uns noch kürzer wird durch unsern Unbestand, indem wir es bald so, bald anders von vorn anfangen. Wir zerreißen es in Theilchen und zerstückeln es. Eile denn, theuerster Lucilius: denke, wie Du Deine Schritte verdoppeln würdest, wenn der Feind Dir auf dem Nacken wäre, wenn Du besorgtest, die Reiter sprengen heran und setzen den Fliehenden auf den Fersen nach. Und Dieß geschieht wirklich: man setzt Dir nach. Beschleunige Deinen Lauf und entkomme. Bringe Dich in Sicherheit, und betrachte oftmals, wie schön es sey, sein Leben zu vollenden noch vor dem Tode, und dann mit Ruhe den

Rest seiner Zeit zu erwarten, und auf sich selbst zu stehen, in den Besitz eines glücklichen Lebens eingesezt, das nicht glücklicher wird, wenn es länger wird. O wann wirst Du jene Zeit schauen, wo Du einsehen wirst, daß die Zeit Dich nichts angeht; wo Du stille und friedsam, unbesorgt um den morgenden Tag, in Dir selbst volle Genüge haben wirst! Was es denn sey, fragst Du, das die Menschen so begierig nach dem Künftigen macht? Niemand gehört sich selbst an. — Etwas ganz Anderes, als einst Deine Eltern Dir wünschten, wünsche ich Dir, nämlich die Verachtung aller jener Dinge, deren Fülle sie Dir erflehten. Mit ihren Gelübden plündern sie Viele, um Dich zu bereichern: denn Was sie Dir zuwenden, muß einem Andern genommen werden. Ich wünsche Dir den Besitz Deiner selbst, damit der von unstäten Entwürfen umhergetriebene Geist endlich sicher und fest stehe; damit er an sich selbst Gefallen finde, und nach Erkenntniß der wahren Güter (die man besizt, sobald man sie erkennt) eines Zuwachses an Jahren nicht bedürfe. Der allein ist über die Nothwendigkeit hinausgekommen, hat ausgedient und ist frei, welcher lebt nach vollendetem Leben.

Lucius Annäus Seneca des Philosophen

Werke.

Dreizehentes Bändchen.

Briefe,

übersetzt

von

August Pauly,

Professor am obern Gymnasium zu Stuttgart.

Zweites Bändchen.

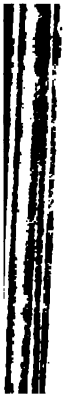
Stuttgart,

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

Für Oestreich in Commission von Mörschner und Jasper

in Wien.

1833.



Dreiunddreißigster Brief.

Aus den Schriften der Stoiker sind keine einzelne Gedanken auszuheben: man muß ihre Werke ganz in sich aufnehmen.

Du verlangst, daß ich auch diesen Briefen, wie den früheren, einzelne Aussprüche unserer *) großen Meister beifüge. Sie waren nicht um Blümchen bemüht: ihr Vortrag ist mannhaft und aus Einem Gusse; wo einzelnes Hervorragende sich bemerklich macht, herrscht Ungleichheit. Man bewundert nicht einen einzelnen Baum, wenn der ganze Wald sich zu gleicher Höhe erhoben hat. Mit Aussprüchen solcher Art sind Gedichte angefüllt und Geschichtwerke. Ich wollte daher nicht, daß Du jene Sprüche für Epicurus Eigenthum hieltest: sie sind allgemeines, zumal unser Gut. Allein sie fallen dort um so mehr auf, weil sie seltener erscheinen; weil sie unerwartet sind; weil es befremdet, ein starkes Wort von einem Manne zu hören, der sich zur Weichlichkeit bekennt. So lautet wenigstens das gewöhnliche Urtheil: mir jedoch ist auch Epicurus ein Starker, obwohl er weich gekleidet geht. Stärke, Thatkraft und ein kampfrüstiger Sinn kann sich auch bei Versern finden, wie bei dem Leichtgeschürzten. Verdam-

*) Der Stoiker nämlich.

also keine [aus stoischen Schriften] ausgehobenen u
holten Sätze: wie bei Andern das Einzelne, was a
wird, so ist bei uns das fortlaufende Ganze. W
also nicht jenes Augenfällige; wir täuschen den Kä
um ihn dann, wenn er eingetreten, nichts weiter
lassen, als was vor der Thür hängt. Ihm selbst
wir, wo er will, die Proben auszusuchen. Ge
wollten einzelne Gedanken aus der Menge aussonde
sollten wir sie zueignen? Dem Zeno, oder Cleant
Chrysippus, oder Panätius, oder Posidonius? Wir st
keinem Könige: Jeder gehört sich selbst an; bei Jen
wird, was Hermarchus oder Metrodorus gesagt, Ei
geschrieben. Alles, was irgend Einer von jener G
gesprochen, ist unter der Leitung und dem geheiligten
jenes Einzigen gesagt. Wir können, behaupte ich,
wir's versuchten, aus der so großen Menge gleic
Dinge nichts Einzelnes ausziehen.

Nur der Dürftige zählet sein Vieh. **)

Wohin Deine Blicke fallen, werden Dir Stellen
die sich auszeichnen würden, wenn man sie nicht un
artigen läse.

Gieb also die Hoffnung auf, die größten Geister
zuge kosten zu können: Du mußt sie ganz schauen,
mit ihnen beschäftigen. Ein Plan wird durchgefü
nach einem vorgezeichneten Grundrisse fügt sich
steswerk zusammen, aus welchem Nichts herausgez
den kann ohne den Einsturz des Ganzen. Ich

*) Dem Epicur.

**) Ovid. Metam. XIII, 821.

entgegen, daß Du einzelne Glieder, jedoch nur am ganzen Menschen, betrachtest. Die Frau, deren Fuß oder Arm man rühmt, ist noch nicht schön: nur Die ist's, deren ganze Gestalt von der Bewunderung der einzelnen Theile abzieht. — Indessen, wenn Du darauf bestehst, so will ich nicht so kärglich mit Dir verfahren: Du sollst es aus vollen Händen bekommen. Die Menge [solcher Aussprüche] ist ungeheuer; sie liegen allenthalben zur Hand, und sind nur zu nehmen, nicht zu sammeln. Denn sie entfallen nicht einzeln, sondern sie strömen in ununterbrochener Folge, und sind unter sich verknüpft. Und ich zweifle nicht, daß sie Uneingeweihten und Solchen, die erst an der Thüre zuhören, vieles nützen können. Denn einzelne kurzgefaßte, wie in ein Versmaaß eingeschlossene Gedanken haften leichter. Daher geben wir den Knaben Denksprüche, und was die Griechen Chrieen [allgemeine Sentenzen] nennen, zum Auswendiglernen, weil der jugendliche Geist, der eines schnelleren und zugleich sicheren Fortschreitens noch nicht fähig ist, diese leicht erfassen kann. Dem Manne steht es übel an, nach solchen Blumen zu haschen, auf wenige, allbekannte Sätze sich zu stützen, und bloß auf sein Gedächtniß zu fußen. Er muß einmal auf sich selbst stehen; er spreche dergleichen aus sich, nicht aus der Erinnerung. Es macht dem Alten oder dem Manne, der dem Alter nahe steht, keine Ehre, nur aus dem Lehrbuch weise zu seyn. „Das sagte Zeno" — und was sagst Du? „Dieß Cleanthes" — und Du? Wie lange noch wirst Du Dich *unter einem Andern* bewegen? Thu' auch Du Aussprüche, *welche des Behaltens* werth seyen; bring' auch Etwas *dem Deinigen* zu Tage. Alle Jene, die nie selbst scho

die nur Ausleger des Fremden sind, und unter fremdem Schatten sich bergen, haben meines Bedünkens nichts Ehrenhaftes: sie wagen es nicht, endlich auch Das zu üben, was sie so lange gelernt. Ihr Gedächtniß übten sie an fremdem Stoffe; aber ein Anderes ist Behalten, ein Anderes ist Wissen. Behalten heißt einen dem Gedächtniß anvertrauten Gegenstand bewahren: Wissen hingegen ist, Jegliches zu seinem Eigenthum machen, und nicht stets von der Vorschrift abhängen, oder unaufhörlich nach dem Lehrer blicken [und sprechen:] „Das hat Zeno gesagt, Das Cleanthes." Es sey ein Unterschied zwischen Dir und einem Buche. Wie lange noch wirst Du lernen? lehre nun auch. Warum soll ich hören, was ich lesen kann? „Viel," sagt man, „thut die lebendige Stimme." Doch nicht die, welche fremden Worten geliehen wird, und Dienste des Abschreibers verrichtet. Nimm noch hinzu, daß Diejenigen, welche nie mündig werden, ihren Vorgängern erstlich auch darin folgen, worin noch jeder von seinem Vorgänger abwich; zweitens ihnen in einer Sache folgen, die noch immer gesucht, aber nie gefunden werden wird, wenn wir uns mit dem bereits Gefundenen begnügen. Ausserdem, Wer einem Andern folgt, findet Nichts, ja er sucht nicht einmal. — „Wie? ich soll also nicht in den Fußtapfen der Vorgänger wandeln?" Nun, ich werde mich des alten Weges bedienen; finde ich aber einen näheren und ebeneren, so bahne ich mir diesen. Die vor uns schon jene Ideen anregten, sind nicht unsere Gebieter, sondern unsere Führer. Die Wahrheit steht Allen offen; noch ist sie nicht in Beschlag genommen, und Vieles von ihr verbleibt noch den kommenden Geschlechtern.

Vierunddreißigster Brief.

Freude über Lucilius Fortschritte in der Weisheit.

Ich fühle mich groß und beseligt, mein Alter weicht und ugendwärme durchdringt mich, so oft ich aus Dem, was u thust und schreibst, wahrnehme, wie weit Du, nachdem u die Menge längst hinter Dir gelassen, nun über Dich lbst hinausschreitest. Wenn der Landmann des Baumes sich eut, den er zum Tragen gebracht: wenn der Hirt an den eugebornen seiner Heerde Vergnügen findet; wenn, Wer nen Pflegling erzogen, in seiner Jugend sich selbst verjüngt blickt: was wird, dünkt Dich, der Erzieher eines Geistes npfinden, wenn er, Was er als Zartes gebildet, schnell her- igereift sieht? Ich mache Anspruch auf Dich: Du bist mein Werk. Ich habe, da ich Dein Wesen erkannte, Hand angeegt, habe Dich ermuntert, angespornt, ließ Dich nicht langsam gehen, sondern trieb Dich zuweilen an, und thue noch mmer Dasselbe, aber ermuntere nur Einen, der, bereits in llem Laufe, mich gegenseitig ermuntert. — „Was anders," agst Du, „will ich noch?" Daran liegt das Meiste. Denn as man von dem Anfang zu sagen pflegt, daß er der Arit Hälfte ausmache, das gilt auch, wo es sich vom Gemüthe ndelt: man ist schon zum großen Theile gut, wenn man t werden will. Weißt Du, Wen ich gut nenne? Den Vollideten, Vollkommenen, den keine Macht, kein Zwang schlecht *achen kann.* Diesen sehe ich in Dir voraus, wenn Du aus *ren und mit* Ernst es Dir angelegen seyn lassen wi *alle Deine* Reden und Handlungen mit sich überein

men und sich entsprechen, und ein und dasselbe Gepräge tragen. Das Gemüth des Mannes, dessen Handlungen unter sich nicht harmoniren, ist nicht in der rechten Ordnung.

Fünfunddreißigster Brief.

Arbeite an Deiner Vervollkommnung, so wirst Du mein wahrer Freund.

Wenn ich Dich so angelegentlich bitte, Dich in der Weisheit zu vervollkommnen, so betreibe ich meinen eigenen Vortheil. Ich wünsche einen Freund zu besitzen; und Dieß kann mir nur zu Theil werden, wenn Du, wie Du begonnen, fortfährst, Dich auszubilden. Denn bis jezt liebst Du mich; mein Freund bist Du nicht. „Wie so? wären dieß zweierlei Dinge?" Allerdings; unähnliche sogar. Wer mein Freund ist, liebt mich: Wer mich liebt, ist darum noch nicht mein Freund. Die Freundschaft nüzt jederzeit; die Liebe schadet sogar bisweilen. Vervollkommne Dich, wäre es auch blos, um lieben zu lernen. Beeile Dich aber, damit Du, während Du mir zu Gute Dich vervollkommnest, Jenes nicht für einen Andern gelernt haben mögest. *) Wiewohl es mir schon jezt Genuß gewährt, mir vorzustellen, wie wir Eines Sinnes seyn, und wie, was meinen Jahren an frischer Kraft abgeht, die Deinigen mir, wenn gleich der Unterschied eben nicht groß ist, wieder ersetzen werden: doch wünsche ich sehr an der *Wirklichkeit mich* zu erfreuen. Zwar machen uns Die, welche *wir lieben*, *auch* in der Abwesenheit Freude: allein diese ist

*) D. h. damit ich die Früchte Deines Bestrebens noch erlebe

berflächlich und vorübergehend. Anblick, Gegenwart, Umang gewähren erst ein lebendiges Vergnügen, zumal wenn an nicht nur vor sich sieht, den man wünscht, sondern auch, ie man ihn wünscht. Bringe mir daher Dich selbst, ein errliches Geschenk! und um es Dir dringlicher zu machen, edenke, daß Du sterblich bist, und ich ein Greis. Komm' ileud zu mir, doch zuvor noch zu Dir selbst. Vervollkommne Dich, und vor Allem sorge, daß Du mit Dir selbst übereinim neſt. So oft Du erfahren willst, ob etwas gethan sey, beobachte Dich, ob Du heute noch dasselbe wollest, was estern. Ein Wechsel des Willens verräth ein Gemüth, das uf Wogen treibt, *) und, wie der Wind weht, bald da bald ort zum Vorschein kommt. Was fest ist und wohlgegründet, treibt nicht umher. Dieses Glück hat nur der vollendete Weise; einigermaßen aber auch, der es zu werden angefangen, und schon Fortschritte gemacht hat; nur mit dem Unterschied, daß Dieser noch in Bewegung geräth und schwankt, wiewohl er seinen Standort nicht verläßt: Jener aber geräth nicht einmal in Bewegung.

Sechsunddreißigster Brief.

Verachte die Urtheile der Menge und den Tod.

Ermuntere Deinen Freund, hochsinnig Diejenigen zu verachten, welche ihm Vorwürfe machen, daß er Schatten und Muße gesucht, daß er seine glänzende Stellung aufgegeben, und, während er noch mehr erreichen konnte, allem

*) Natare.

dern die Ruhe vorgezogen hat. Wie weise er für seinen Nutzen gehandelt, soll er ihnen täglich beweisen. Leute, die man beneidet, hören nicht auf, sich zu verändern: Einige werden erdrückt, Andere stürzen. Es ist ein unruhig Ding um das Glück. Es treibt sich selbst umher, und verwirrt das Gehirn auf mehr als eine Weise. Es reizt den Einen zu Diesem, den Andern zu Jenem — Diesen zum Streben nach Macht, Jenen nach Wohlleben; Diese macht es aufgeblasen, Jene verweichlicht es und löst sie gänzlich auf. „Doch Einer und der Andere kann es gut ertragen." So, wie Mancher den Wein. Laß Dich nicht überreden, zu glauben, daß der Mann glücklich sey, den Viele belagern: man läuft zu ihm wie zum Teiche; die aus diesem schöpfen, trüben ihn auch. — Sie nennen Deinen Freund einen närrischen Menschen, einen Einfältigen. Aber Du weißt ja, es giebt Leute, die verkehrt sprechen und gerade das Gegentheil ausdrücken. Sie nannten ihn glücklich: war er's deshalb? Eben so wenig kümmert es mich, daß er Manchem rauher und widerwärtiger Gemüthsart zu seyn scheint. Aristo pflegte zu sagen: „Ein Jüngling von finsterem Wesen sey ihm lieber, als ein lustiger, den die Menge liebenswürdig findet. Ein junger Wein, den man rauh und herbe finde, werde mit der Zeit gut: der schon wohlschmeckt, so lange er noch auf der Hefe liegt, sey nicht von Dauer." Laß sie ihn doch einen finstern Menschen schelten, der seinem eigenen Fortkommen feind sey: es wird sich mit der Zeit geben, dieses finstere Wesen. Beharre er nur dabei, die Tugend zu üben, das edlere Wissen in sich aufzunehmen, nicht jenes, wovon sich einen Anstrich zu geben nützt, sondern Jenes, womit das Gemüth gesättigt werde

soll. Denn jetzt ist für ihn die Zeit des Lernens. — , ob es irgend eine Zeit gäbe, da man nicht lernen müß Keineswegs! Aber, wie es für jedes Alter anständig ist, lernen, so doch nicht für jedes Alter, sich unterweisen lassen. Es ist eine schimpfliche und lächerliche Sache um nen alten Mann, der das Alphabet lernt. Der Jüngli muß sammeln, der Greis gebrauchen. Du wirst also für D selbst etwas sehr Nützliches thun, wenn Du Jenen so g machst, als möglich. Solche Wohlthaten, sagt man (und sind unstreitig ersten Ranges) soll man suchen und ertheilen, welche zu gewähren eben so vortheilhaft ist, als zu empfan gen. — Uebrigens hat er nun keine freie Wahl mehr: e hat sein Wort gegeben; und es ist weniger schimpflich, einen Gläubiger, als eine gute Hoffnung zu täuschen. Um jene Schuld abzutragen, braucht der Kaufmann Glück auf seinen Seefahrten, der Landmann Fruchtbarkeit des Bodens, den er baut, und die Gunst des Himmels: Dieser aber kann, was er schuldet, mit dem bloßen Willen leisten. Ueber den Charakter hat das Glück keine Gewalt: diesen bringe er in Ordnung, daß sein Gemüth in der ungetrübtesten Ruhe zu jener Vollendung gelange, wo es weder Verlust noch Gewinn erfährt, sondern, die Dinge mögen gehen, wie sie wollen, stets in derselben Verfassung bleibt, wo es, wenn ihm Güter der Welt in Menge zufallen, gleichwohl hoch über seinem Besitze steht, oder wenn ihm der Zufall Etwas davon oder Alles entreißt, dennoch nicht kleiner wird. — Wäre er im Va*terlande geboren*, so würde er schon als Kind den Bo*gen spannen; oder in* Germanien, so würde der Knabe schon *dichten Wurfspieß* schwingen; hätte er zu den Zeiten

Ahnen gelebt, so hätte er reiten und den Feind aus d
durchbohren gelernt. Dergleichen räth oder gebe
Jeden die Erziehungsweise seines Volks. Aber auf 2
Dieser zu denken? Auf Das, was gegen alle Wa
gen jede Gattung von Feinden treffliche Dienste thut,
Verachtung des Todes, der unstreitig etwas Furchtb
sich hat, womit er unsere Gemüther, welche die Na
Selbstliebe schuf, zurückstößt; denn wir hätten nicht
uns gegen ihn zu rüsten und zu stählen, wenn ein
cher Trieb uns ihm eben so entgegen führte, wie
uns zur Selbsterhaltung gedrungen fühlen. Niemand
um geruhigen Herzens, wenn es seyn müßte, auf R
liegen; sondern darum härtet man sich ab, daß man di
unter keiner Folter beuge, daß man, wenn es seyn m
hend, bisweilen auch wund, auf dem Wall Nächte dur
und nicht einmal auf seinen Spieß sich stütze, weil D
auf irgend eine Stütze sich lehnt, nicht selten der Sc
schleicht. — Der Tod ist kein Ungemach; denn notl
müßte Der selbst seyn, für den er ein Ungemach wäre.
Dich aber ein so großes Verlangen nach einer längern
beherrscht, so erwäge, daß Nichts von allem Dem, w
nen Blicken sich entzieht, und in den Schooß der Nat
welchem es hervorging, und bald wieder hervorgehei
zurückkehrt, vernichtet werde. Es hört auf, aber es
nicht. Und der Tod, den wir fürchten, dessen wir u
gern, unterbricht das Leben: er raubt es uns nicht. E
wieder ein Tag kommen, der uns ins Licht zurückstö
Dessen würden sich Viele weigern, hätten sie nicht
ngene vergessen. **Doch ein andermal werde ich**

icher zeigen, daß Alles, was zu vergehen scheint, nur verandelt wird. Wer geht, um wiederzukehren, darf ruhig eyn. Betrachte den in sich zurückgehenden Kreislauf der Dinge, und Du wirst finden, daß Nichts in dieser Welt zuichte wird, sondern Alles in einem steten Wechsel abnimmt nd wächst. Der Sommer vergeht, aber ein folgendes Jahr ringt ihn wieder; der Winter ist verschwunden, aber mit einen Monaten wird er zurückkehren; die Sonne wird verüllt von der Nacht, aber sie selbst wird bald der Tag verreiben. Dieser Umlauf der Gestirne wiederholt nur, was ergangen ist, und unabläßig hebt sich eine Hälfte des Himels, die andere sinkt nieder.

Ich schließe, und füge nur das Eine hinzu, daß weder Kinder, noch Knaben, noch Verrückte den Tod fürchten, und aß es die größte Schmach wäre, wenn die Vernunft uns icht eine Furchtlosigkeit geben könnte, zu welcher die Unvernunft gelangen läßt.

Siebenunddreißigster Brief.

Strenger Dienst der Weisheit: sie führt zur Selbstständigkeit.

Was am meisten Dich bindet, nach einem wackern Sinn u streben, ist Dein Versprechen, ein wackerer Mann zu seyn.*) Du hast durch den Kriegereid Dich verpflichtet. Wer Dir

*) *Anwendung* der Formel des sacramentum, oder Soldateneides (virum bonum se praebiturum etc.), auf den Dienst der Weisheit.

sagt, es sey dieß ein bequemer und leichter Kriegsdienst, hat Dich zum besten: ich will nicht, daß man Dich täusche. Diese so ehrenvolle Verpflichtung, wie jene schmähliche [der Gladiatoren], geschieht auf dieselben Worte: „sich brennen, sich fesseln, sich niederhauen zu lassen." Von Jenen, welche ihre Arme dem Amphitheater verdingen, und sich füttern lassen, um ihr Blut dafür zu geben, will man versichert seyn, daß sie dergleichen auch wider Willen leiden; von Dir, daß Du es willig und gerne leidest. Jenen ist gestattet, ihre Waffen zu strecken, und das Mitleid des Volkes zu versuchen: Du darfst weder die Waffen strecken, noch um Dein Leben bitten: hohen Hauptes und unbesiegt mußt Du sterben. Was nützt es auch, wenige Tage oder Jahre zu gewinnen? Wir werden geboren, um auf den Tod zu kämpfen. „Wie werde ich mich aber losmachen?" Entfliehen kannst Du der Nothwendigkeit nicht: überwinden kannst Du sie. Es werde Bahn! und diese Bahn wird die Philosophie Dir öffnen. Zu ihr begieb Dich, wenn Du in Sicherheit, wenn Du sorglos und glücklich, wenn Du, was das Höchste ist, frei seyn willst. Anders kann Dir Dieß nicht werden. Es ist ein niedriges, verächtliches, gemeines, kriechendes, vielen und wüthenden Leidenschaften unterworfenes Wesen um die Thorheit. Diese so harten, bisweilen abwechselnd, bisweilen zugleich herrschenden Gebieter hält die Weisheit von Dir fern: sie allein ist Freiheit. Nur Ein Weg führt zu ihr, und zwar ein gerader: Du *kannst nicht irren*; wandle ihn mit festem Schritt. Willst *Du Dir Alles unterwerfen*, so unterwirf Dich selbst der Vernunft. *Du wirst Viele regieren*, wenn die Vernunft Dich *regiert. Von ihr wirst Du lernen*, was und wie Du es an

reifen sollst, und wirst nicht erst auf die Dinge verfallen. Nicht leicht wird Einer zu sagen wissen, wie es kam, daß er das wollte, was er will: er ließ sich nicht durch Ueberlegung zu Etwas führen, sondern ward durch irgend einen Drang darauf gestoßen. Eben so häufig rennt das Glück gegen uns an, als wir gegen das Glück. Schimpflich ist es, nicht zu gehen, sondern fortgetragen zu werden, und auf einmal mitten im Wirbel der Dinge staunend zu fragen: „Wie bin ich hieher gekommen?“

Achtunddreißigster Brief.

Die beste Art der philosophischen Mittheilung.

Mit Recht dringst Du darauf, daß wir dieses brieflichen Verkehrs häufig pflegen. Am meisten nützt eine Mittheilung, die in kleineren Abschnitten in die Seele eingeht: ausgearbeitete, vor einem horchenden Volke hinströmende Vorträge haben mehr Geräuschvolles, weniger Vertrauliches. Die Philosophie ist ein guter Rath: einen Rath ertheilt man nicht mit Schreien. Mitunter muß man sich zwar auch jener — daß ich so sage — volksrednerischen Form bedienen, wo ein Unentschlossener anzutreiben ist. Aber wo es sich nicht darum handelt, daß Einer lernen wolle, sondern daß er lerne, hat man sich zu dieser gelasseneren Sprache zu wenden. Sie geht leichter ein und haftet besser: denn man braucht nicht viele, sondern wirksame Worte. Man streue sie aus wie Saamenkörner: so klein diese sind, so entwickeln sie doch, wenn sie ein geeigneten Boden treffen, ihre Kräfte, und entfalten aus

kleinsten Umfange das größte Wachsthum. So auch die Vernunftwissenschaft: sie erstreckt sich beim ersten Anblick nicht weit: im Wirken wächst sie. Nur Weniges ist es, was gesagt wird; aber wenn es die Seele wohl aufgenommen, erstarkt es und wächst empor. Es verhält sich, behaupte ich, mit Lehren, wie mit Saamenkörnern: sie wirken Großes, so klein sie sind; nur muß, wie ich sagte, ein tüchtiges Gemüth sich ihrer bemächtigen und sie in sich schließen. Vieles wird es denn hinwieder selbst erzeugen, und mehr wiedergeben, als es empfangen hat.

Neununddreißigster Brief.

Das Beispiel der Weisen erhebe den Geist über das Niedrige und Sinnliche.

Das [philosophische] Gedenkbuch, das Du wünschest, werde ich in sorgfältiger Ordnung und in bündiger Kürze abfassen; wiewohl ich Dir zu bedenken gebe, ob nicht eine ordentliche Ausführung von größerem Nutzen wäre, als diese — Breviarien, wie man sie jezt nennt, oder Summarien, wie sie hießen, da man noch Latein sprach. Jene Art ist mehr für den Lernenden, diese für den Kenner Bedürfniß: denn jene belehrt, diese erinnert. Ich will Dir jedoch mit Beiden dienen. Daß ich überall die Gewährsmänner nenne, *darfst Du nicht* verlangen: nur Wer unbekannt ist, beruft *sich auf bekannte* Namen. Ich werde also das Buch schreiben, *das Du wünschest*, aber auf meine Weise. Inzwischen *ist Du ja Viele*, deren Schriften man wohl, nur nicht in

gehöriger Ordnung liest. *) Nimm das Verzeichniß der Philosophen zur Hand; schon Dieß muß Dich wecken, wenn Du siehst, wie Viele für Dich gearbeitet haben: Du wirst wünschen, auch einer von ihnen zu seyn. Das ist das Schönste an einem edlen Gemüthe, daß es für das Gute sich begeistern läßt. Einen Mann von erhabenem Sinn erfreut das Niedrige und Gemeine nicht; nur großartige Ideen ziehen ihn an und erheben ihn. Wie eine Flamme immer gerade nach oben strebt, und eben so wenig niedergehalten werden, als ruhen kann; so ist auch unser Geist in steter Bewegung, und desto regsamer und thätiger, je feuriger er ist. Und glücklich, Wer diesen Drang auf das Bessere richtet! Er wird dem Bereich des Schicksals sich entziehen, wird das Glück mäßigen, das Unglück mindern, und was Andere bewundern, verachten. Einem großen Geiste gebührt es, auf das Große herabzusehen, und das Gemäßigte dem Uebertriebenen vorzuziehen: denn Jenes ist nützlich und stärkt die Lebenskraft, Dieses schadet durch seinen Ueberfluß. So drückt ein zu üppiges Wachsthum die Saat zur Erde: die Zweige brechen unter ihrer Last; allzu fetter Boden hindert die Reife. Dasselbe widerfährt auch den Gemüthern, welche ein übermäßiges Glück außer Fassung bringt: sie schaden nicht nur Andern, sondern sich selbst. Wer ward je von einem Feinde so sehr gemißhandelt, als Mancher von seinen Lüsten? Solchen

*) So Olshausen. Der Sinn der Worte: Interim multos habes, quorum scripta nescio an satis ordinent, ist mir zweifelhaft. Gebrauchte vielleicht Seneca nescio an gegen den Gebrauch der Späteren affirmativ, und wollte sagen: — „deren Schriften den Geist vielleicht schon genug zu ordnen vermögen" —?

Leuten könnte man ihre zügellose Leidenschaft, ihre u
nigen Begierden blos darum zu Gute halten, weil sie
was sie gethan. Und nicht mit Unrecht quält sie diese
nothwendig muß eine Begierde in's Ungemessene au
fen, die einmal das natürliche Maaß übersprungen h
Natürliche hat seine Gränze; eitle Gelüste sind ohne
ken. Das Nothwendige wird durch das Bedürfniß b
das Ueberflüssige — in welche Gränzen willst Du
schließen? Sie versenken sich in Lüste, die, zur Gew
geworden, ihnen unentbehrlich sind; und nun sind sie
glücklichsten, weil sie es dahin gebracht haben, daß, W
flüssig gewesen, ihnen nothwendig wurde. Sie frö
Lust, und genießen sie nicht; und was aller Gebrechen
stes ist — sie lieben ihre Gebrechen. Dann aber
Maaß des Unheils voll, wann das Schändliche ni
vergnügt, sondern sogar gefällt; und da ist keine Hül
wo, was Laster war, zur Sitte wird.

Vierzigster Brief.

Sprich langsam.

Ich bin Dir dankbar, daß Du mir häufig schreib
es ist Dieß die einzig mögliche Weise, mir Dich
zeigen. Jedesmal, wenn ich einen Brief von Dir
sind wir zusammen. Wenn Bildnisse abwesender
uns Vergnügen machen, weil sie das Andenken
und uns mit einer nichtigen Täuschung über das
res Umganges trösten; um wie viel angenehmer

nicht Briefe seyn, die uns ächte Spuren des abwesenden Freundes, ächte Merkmale desselben überliefern? Denn was bei'm Anblicke selbst das Angenehmste ist, gewährt auch die dem Briefe aufgedrückte Freundeshand — das Wiedererkennen.

Du hörtest, schreibst Du mir, den Philosophen Serapio, als er Deine Gegend [Sicilien] besuchte: er pflege seine Worte mit großer Hast gleichsam zusammen zu ballen, lasse sie sich nicht entströmen, sondern verschlucke sie halb und dränge sie heraus; denn es kämen ihrer zu viele, als daß Eine Zunge ihnen genügte. Dieß billige ich nicht an einem Philosophen, dessen Vortrag, wie sein Leben, regelmäßig seyn muß: geordnet aber ist Nichts, was übereilt wird und hastig betrieben. Jene heftige Sprache, die ohne Unterbrechung wie Schneeflocken daherstürmt, weist Homer dort dem Redner an; die sanfte entfließt „süßer denn Honig" dem Greise. Glaube mir, diese reißende, überströmende Gewalt der Rede paßt mehr für einen Marktschreier, als für Den, welcher eine große und ernste Sache behandelt und als Lehrer spricht. Sein Vortrag soll eben so wenig tröpfeln, als in Strömen sich ergießen; soll das Gehör weder in Spannung versetzen, noch überhäufen. Denn auch jene Wortarmuth und Dürftigkeit hat sich eines minder aufmerksamen Zuhörers zu erfreuen, weil er über dem langsamen, oft unterbrochenen Gang verdrüßlich wird; doch sezt sich leichter fest, auf was man wartet, als was vorüberfliegt. Man sagt ja, daß man dem Schüler die Lehren beibringe: aber was flieht, wird nicht beigebracht. Ein Vortrag ferner, welcher die Wahrheit beabsichtigt, muß ungekünstelt seyn und einfach; solches Gerede dem Volk aber hat nichts Wahres: es will die Wer

bis zu Ende. Es giebt jedoch Dinge, welche einer Nation mehr, der andern weniger gut anstehen. Bei den Griechen läßt man sich eine solche ungebundene Weise gefallen; wir sind sogar bei'm Schreiben an Unterscheidungspunkte gewöhnt. Auch unser Cicero, mit welchem die Römische Wohlredenheit einen Schwung nahm, gieng im Schritt. Die Römische Rede ist mehr umsichtig, erwägend und giebt zu erwägen. Fabianus, ein nach Leben und Wissenschaft und — was beiden nachsteht — an Redekunst vortrefflicher Mann, sprach mehr fertig als hastig, so daß man es Leichtigkeit, nicht Eilfertigkeit, nennen konnte. Jene gestatte ich auch dem Philosophen; ich verlange aber nicht, daß sein Vortrag ohne allen Anstoß fortschreite: es ist mir lieber, daß er sich ausspreche, als daß er sich ausschütte. Ich warne Dich um so ernstlicher vor jener Krankheit, weil sie Dich nur anwandeln könnte, wenn Du aufgehört hättest, Dich zu schämen. Du müßtest Dir alle Schaam von der Stirn streichen und Dich selbst nicht hören: denn Vieles müßte jener unbeachtete Wortstrom mit sich führen, was Du selbst tadeln würdest. Nein, ich sage Dir: eine solche Verkehrtheit kann Dich nicht anwandeln, so lange Dein Ehrgefühl nichts gelitten hat. — Uebrigens ist tägliche Uebung vonnöthen, und das Studium außer dem Stoffe auch den Worten zuzuwenden. Allein, auch wenn diese Dir noch so reichlich zu Gebote stehen, wenn sie Dir ohne alle Mühe vom Munde fließen, so mußt Du sie doch mäßig gebrauchen; denn wie dem weisen Manne ein bescheidener Gang ziemt, so auch eine gemessene, nicht verwegene Sprache. Das Ergebniß von diesem Allem wird also sein: Sprich langsam.

Einundvierzigster Brief.

Der Gott in uns.

Du thust das Beste und das für Dich Heilsamste, wenn
, wie Du schreibst, in Deinem Streben nach geistiger Ver-
ung beharrest. Es ist aber thöricht, diese zu wünschen, da
sie sich selbst geben kann. Nicht zum Himmel braucht man
Hände zu erheben, noch den Tempeldiener anzuflehen, daß er
zum Ohre des Götterbildes, als könnten wir so mehr
ört werden, näher hinzutreten lasse: Gott ist Dir nahe,
ist bei Dir, ist in Dir. Ja, mein Lucilius: es wohnt in
ein heiliger Geist, ein Beobachter und Wächter über
s Böse und Gute in uns; dieser behandelt, wie wir ihn
andeln, so auch uns. Niemand ist ein guter Mensch ohne
tt. Oder könnte Einer, nicht von ihm unterstützt, über
Glück sich erheben? Er ist's, der große und erhabene
tschließungen verleiht. In jedem Tugendhaften

— — — — — wohnet
(Welcher Gott? ist verborgen) ein Gott. *)

nn Du einen Wald voll uralter, ungewöhnlich hoher
ume findest, welcher mit seinen dichten, über einander ge-
hsenen Aesten und Zweigen Dir den Anblick des Himmels
ieht; so weckt die Erhabenheit dieses Haines, die stille
eschiedenheit, die wunderbaren Schatten dieses freien und
so dichten Gewölbes in Dir den Glauben an die Gott-
. Und wo eine tiefe Grotte unter überhängendem Ge-
e in das ausgehöhlte Gestein sich hineinzieht, nicht von
schenhand gemacht, sondern durch Naturkräfte so w

*) *Virgil. Aen.* VIII, 352.

ausgeklüftet, da wird Deine Seele eine Ahnung des Göttlichen durchbeben. Großer Flüsse Ursprung verehren wir: wo irgend aus dunkelem Grunde ein gewaltiger Strom zu Tage bricht, stehen Altäre; warme Quellen sind uns ehrwürdig; und manchen Seen hat schattigtes Dunkel oder unergründete Tiefe Heiligkeit verliehen. Wenn Du einen Mann findest, in Gefahren ungebeugt, von Lüsten unberührt, im Unglück glücklich, in Mitten der Stürme ruhig, der die Menschen unter sich, neben sich die Götter erblickt — wird nicht Ehrfurcht gegen ihn Dich ergreifen? Wirst Du nicht sprechen: Ein solches Wesen ist zu groß und zu erhaben, als daß es dem schwachen Körper, in welchem es wohnt, gleichartig seyn könnte. Eine göttliche Kraft ist über ihn gekommen. Diese hohe, immer gleiche Seele, welche die Welt als zu klein für sie vergißt, und, was wir fürchten und wünschen, belächelt, diese belebt eine himmlische Macht. Eine solche Größe kann ohne der Gottheit Mitwirkung nicht bestehen. Darum ist er seinem bessern Theile nach dort, von wannen er herabgekommen. Wie der Sonne Licht zwar auf die Erde trifft, aber dort ist, von wo es ausstrahlt, so ist eine große und heilige, zu unserer näheren Erkenntniß des Göttlichen herabgesandte Seele zwar im Verkehr mit uns, aber unzertrennlich von ihrer Heimath: dorthin ist ihr Blick und ihr Streben gerichtet; unter uns wandelt sie als ein Wesen höherer Art. — Und welche Seele ist dieß? Eine solche, die sich nur auf Güter verläßt, welche ihr eigen sind. Was kann thörichter seyn, als an einem Menschen loben, was nicht sein ist? Ist *wohl ein größerer* Narr, als der bewundert, was im nächsten *Augenblick auf* einen Andern übergehen kann? Goldene Zä-

gel machen ein Pferd nicht besser. Anders tritt ein Löwe mit goldenen Mähnen auf den Schauplatz, dey man streicheln darf, und der, weil er müde ist, seine Zierrathen sich anlegen lassen muß; anders ein ungeschmückter, von ungebrochenem Muthe. Dieser, feurig und ungestüm, wie die Natur ihn wollte, und schauerlich-schön, und dessen Schmuck ist, daß man ohne Schreck ihn nicht ansehen kann, wird jenem erschlafften und mit Goldflitter behangenen weit vorgezogen. Jeder soll sich nur des Seinigen rühmen. Wir loben die Rebe, die ihre Schößlinge mit Früchten belastet, und mit dem Gewicht ihres Ertrages selbst den Pfahl niederzieht. Wer ist, dem ein Weinstock lieber wäre, an welchem goldene Trauben, goldene Blätter hängen? Des Weinstocks eigene Tugend ist seine Fruchtbarkeit: auch an dem Menschen ist nur Das zu loben, was sein ist. Er hat eine schmucke Dienerschaft, ein schönes Haus, viel Ackerland, viele Capitalien: aber alles Dieß ist nicht in ihm, sondern um ihn. Lobe an ihm, was ihm nicht genommen, nicht gegeben werden kann; was des Mannes Eigenthum ist. Und Dieß ist? Sein Geist, und im Geiste die ausgebildete Vernunft. Denn der Mensch ist ein Thier, das Vernunft hat; und dieser sein Vorzug wird vollkommen, wenn er seine Bestimmung erfüllt. Was fordert aber diese Vernunft von ihm? Das Leichteste: seiner Natur gemäß zu leben. Aber eben Dieß wird durch die allgemeine Thorheit schwer gemacht. Wir reißen einander wechselsweise zu Fehlern hin. Wie sollen wir aber zum Heile zurückgeführt werden, wenn Niemand uns anhält, und die Welt uns forttreibt?

Zweiundvierzigster Brief.

Um einen guten Mann ist es eine seltene Sache. Nichtigkeit des äußern Besitzes.

Schon hat jener Mann Dich überredet, er sey gut? Aber in so kurzer Zeit wird man kein guter Mann, noch auch als solcher erkannt. Und ich spreche hier nur erst von einem guten Manne des zweiten Ranges. Denn Einer des ersten wird, wie der Phönix, wohl nur alle fünfhundert Jahre geboren; und es ist kein Wunder, wenn das Große nur nach langen Zwischenräumen erzeugt wird. Das Mittelmäßige, und was für den großen Haufen geboren wird, bringt der Zufall oft hervor: das Ausgezeichnete erhält seinen Werth schon durch die Seltenheit. — Allein Jener ist noch weit entfernt von Dem, wofür er sich ausgiebt; und wenn er wüßte, was ein guter Mensch ist, würde er noch nicht glauben es zu seyn, ja vielleicht die Hoffnung aufgeben, es je zu werden. — „Aber er denkt doch schlecht von den Schlechten." Das thun die Schlechten auch: und es giebt keine größere Strafe für die Schlechtigkeit, als daß sie sich selbst und ihren Genossen mißfällt. — „Er haßt doch Diejenigen, welche eine schnell gewonnene, große Gewalt gewaltthätig mißbrauchen." Er würd Dasselbe thun, wenn er's vermöchte. Die Laster gar Vieler bleiben versteckt, weil sie unmächtig sind. Würden ihre Kräfte ihnen genügen, sie würden nicht geringerer Dinge sich erfrechen, als Diejenigen, welche ihr Glück entlarvte. Es fehlt ihnen an Mitteln, ihre Schlechtigkeit zu entfalten. So *läßt sich auch die giftigste* Schlange ohne Gefahr anfassen, so *wie sie vor Kälte starr* ist: sie hat jetzt ihr Gift nicht ver-

loren, aber es ist ohne Wirkung. Manchen Grausamen, Ehrsüchtigen, Wollüstigen fehlt es, um es den Schlimmsten gleich zu thun, nur an der Gunst des Glückes. Daß sie es wollen, wirst Du finden: laß sie können, was sie wollen. Erinnerst Du Dich noch, daß ich, als Du einst behauptetest, einen Gewissen in Deiner Gewalt zu haben, erwiederte, der Mensch sey ein leichter Vogel, und Du habest ihn nicht bei'm Fuße, sondern an einer Feder? Ich sagte die Unwahrheit: nur an einem Flaum hattest Du ihn; er ließ ihn dahinten und flog davon. Du weißt, welche Streiche er Dir in der Folge spielte, wie Vieles er anstellte, was auf sein Haupt zurückfallen wird. Er sah nicht, daß er durch fremde Gefahren in seine eigene renne: er dachte nicht, wie lästig es sey, was er suchte, auch wenn es nicht überflüssig wäre.

Das ist es, was wir an den Dingen, welche wir begehren, und auf welche wir mit so großer Anstrengung hinarbeiten, in Betracht ziehen müssen, daß sie entweder keinen Nutzen, oder sogar Schaden stiften. Manche sind überflüssig, manche auch nicht das Geringste werth. Aber das sehen wir nicht, und bilden uns ein, und glauben, umsonst zu haben, was uns sehr theuer zu stehen kommt. Darin zumal verräth sich unser Stumpfsinn, daß wir nur Das zu kaufen glauben, wofür wir Geld zahlen, und Dasjenige für unentgeldlich halten, wofür wir uns selbst hingeben. Was wir zu kaufen keine Lust hätten, wenn wir unser Haus, oder irgend ein angenehmes und einträgliches Grundstück dafür geben müßten, das beeilen wir uns mit Sorgen und Gefahren, mit Verlust unserer Ehre, unserer Freiheit, unserer Zeit uns zu verschaffen. Sonach ist uns nichts so sehr feil, als wir selbst.

In allen unseren Entschließungen und Handlungen wollen wir also dasselbe thun, was wir zu thun pflegen, wenn wir, um etwas zu kaufen, in irgend eine Bude treten: wir wollen acht geben, wie hoch Das, was wir wünschen, abgegeben wird. Oft ist es eine Sache von dem höchsten Werthe, wofür man nichts zahlt. Viele Dinge aber kann ich Dir nennen, die, gesucht und angekauft, uns unsere Freiheit entziehen: wir gehörten uns an, wenn sie nicht uns gehörten.

Dieß also erwäge bei Dir selbst, nicht nur, wo es sich von dem Gewinn, sondern auch, wo es sich vom Verluste handelt. Es geht Dir Etwas zu Grunde? Nun es war von außen gekommen, und Du wirst eben so leicht ohne dasselbe leben, wie zuvor. Hast Du es lange besessen, so verlierst Du es, nachdem Du dessen satt geworden; wo nicht, so verlierst Du's, ehe Du Dich daran gewöhntest. Du wirst ein geringeres Vermögen haben? Aber auch weniger Verdruß. Weniger Einfluß? Aber auch weniger Neider. Betrachte ringsum alle die Dinge, die uns zum Wahnsinn treiben, von denen wir unter so vielen Thränen uns trennen, und Du wirst Dich überzeugen, daß nicht ihr Verlust selbst uns drückt, sondern die Einbildung eines Verlustes. Niemand fühlt, sondern denkt sich etwas verloren zu haben. Wer sich hat, hat nichts eingebüßt; aber wie Wenigen wird es zu Theil, sich zu haben?

Dreiundvierzigster Brief.

Lebe als vor den Augen der Welt.

„Wie Dieß bis zu mir gelangt sey," fragst Du; „Wer hat dir meine Gedanken erzählt, die Du doch selbst Nie-

manden erzähltest?" Was so Vieles weiß — das Gerücht. „Wie?" sagst Du; „ich wäre also bedeutend genug, um ein Gerücht zu erregen?" Du darfst Dich nicht mit Rücksicht auf diese Stadt messen: *) auf jene hast Du zu sehen, in welcher Du Dich aufhältst. Was über seine Umgebungen hervorragt, ist da groß, wo es hervorragt. Denn die Größe hat kein bestimmtes Maaß: sie steigt oder fällt durch Vergleichung. Ein Schiff, das auf einem Flusse groß ist, ist gar klein auf der See; ein Steuerruder, das groß ist für das eine Schiff, ist sehr klein für das andere. So bist Du jezt groß in Deiner Provinz, so gering Du Dich selbst achten magst: was Du thust, wie Du speisest, wie Du schläfst, darnach fragt man, das weiß man. Um so vorsichtiger mußt Du leben. Dann darfst Du Dich für glücklich halten, wann Du vor den Augen der Welt leben kannst; wann Deine Wände Dich nur schützen, nicht verbergen — diese Wände, von denen man sich so oft umgeben glaubt, nicht, um sicherer zu leben, sondern, um geheimer zu sündigen. Ich sage Dir — und hiernach kannst Du unsere Sitten beurtheilen —: Du wirst nicht leicht Einen finden, der bei offenen Thüren leben könnte. Unser böses Gewissen und unser Stolz hat Hüter vor dieselben gestellt. Man lebt so, daß es ertappt werden heißt, plötzlich gesehen zu werden. Aber was hilft es, sich zu verbergen, und die Augen und Ohren der Menschen zu vermeiden? Ein gutes Gewissen ruft der Zeugen Menge herbei: ein böses ist auch in der Einsamkeit ängstigt und sorgenvoll. Ist es recht, was Du thust, so mag

*) *Rom. Lucilius* befand sich damals in Sicilien, wahrscheinlich zu Syracus.

es Jedermann wissen: ist es schimpflich, was liegt daran, daß es Niemand weiß, da Du es weißt? O Du Unglücklicher, wenn Du diesen Zeugen verachtest!

Vierundvierzigster Brief.

Die Weisheit gibt den wahren Adel.

Abermals machst Du Dich mir so klein, und sagst, erst hätte Dich die Natur, hierauf das Glück sehr übelwollend behandelt: und doch steht es bei Dir, herauszutreten aus dem großen Haufen, und zur höchsten Stufe des Glückes Dich emporzuschwingen. Ist etwas Gutes an der Philosophie, so ist es Das besonders, daß sie auf keinen Stammbaum sieht. Wir alle kommen, gehen wir auf den ersten Ursprung zurück, von den Göttern. Du bist Römischer Ritter, und zu diesem Rang hat Deine Thätigkeit Dich erhoben. Aber für wie Viele sind die vierzehen Sitze *) verschlossen! Nicht Jeden läßt die Curie zu; und auch das Feldlager ist ekel in der Wahl derer, die es zu Mühen und Gefahren annehme. Aber ein edler Sinn ist Allen möglich: dazu sind wir Alle von Adel. Keinen verschmäht die Philosophie, Keinen wählt sie aus: sie leuchtet Allen. Socrates war kein Patricier; Cleanthes war ein Wasserträger, und verdingte seine Arme zum Begießen eines Gartens; Plato war nicht von Adel, als die Philosophie ihn empfing: sie adelte ihn. Wie solltest Du verzweifeln, Diesen gleich werden zu können? Diese Alle sind Deine Ahnen, wenn Du Dich ihrer würdig zeigst; Du wirst es aber,

*) Im Theater.

u vor Allem Dich überzeugst, daß Du an Adel Kei-
hstehst. Jeder von uns hat gleich Viele vor sich;
st, dessen Ursprung nicht jenseits aller Erinnerung
lato sagt, es gebe keinen König, der nicht von Scla-
inen Sclaven, der nicht von Königen stamme. Das
t ein langer Wechsel gemischt, und das Schicksal zu
und zu oberst gekehrt. Wer ist also edel geboren?
Natur für die Tugend wohl ausgerüstet hat. Nur
i ist zu schauen: im Uebrigen, wenn man sich auf's
ruft, stammt Jeder von einer Zeit her, vor welcher
st. Von Anbeginn der Welt bis auf diesen Tag ging
abwechselnde Reihe von Vornehmen und Gemeinen
Ein Vorsaal voll rauchigter Ahnenbilder adelt nicht.
) hat für unsern Ruhm gelebt, und Was vor uns
ört uns nicht. Die Gesinnung macht adelig; durch
en wir uns aus jedem Stande über die Gunst des
erheben. Denke Dir, kein Römischer Ritter zu seyn,
ein Freigelassener; doch kannst Du es dahin bringen,
der einzige Freie bist unter den Freigeborenen.
is," fragst Du, „wenn Du Gutes und Schlimmes
h des Volkes Vorgang unterscheidest?" Man muß
nicht woher die Dinge kommen, sondern wohin sie
Wenn es Etwas giebt, was das Leben glücklich ma-
n, so gilt Dieß mit vollem Recht für ein Gut; denn
nicht ins Schlimme ausarten. Was ist es also, worin
t, da doch Jeder nach einem glücklichen Leben ver-
Darin, daß man die Mittel für die Sache selbst hält
t, während man ihr nachhängt, sieht. Denn, wäh-

Wesentliche eines glücklichen Lebens in wohlbegrün-

deter Ruhe und unerschütterlicher Zuversicht besteht, s
man sich selbst Gründe zur Bekümmerniß, und trägt
nur, sondern schleppt der Lasten viele auf der uml
Straße des Lebens einher. So entfernt man sich imme
von der Erreichung seiner Wünsche, und je mehr Müh
anwendet, desto mehr hindert man sich selbst und kom
rück. Dasselbe geschieht Denen, welche in einem Lab
voran eil.n: ihre Hast verwickelt sie.

Fünfundvierzigster Brief.

Gegen die unfruchtbaren dialectischen Kü der Stoiker.

Du klagst über Mangel an Büchern an dem Orte
nes Aufenthaltes. Es kommt nicht darauf an, ob Du
viele, sondern ob Du gute hast: ein bestimmtes Lesen
ein wechselndes unterhält. Wer sein Ziel erreichen wil
Einen Weg zu verfolgen, nicht auf mehreren herumzuf
fen; dieses hieße nicht gehen, sondern irren. „Aber,"
Du, „ich wollte lieber, Du gäbest mir Bücher, als
schläge." Ich bin bereit, Dir zu schicken, welche ich nu
mer habe, und meine ganze Vorrathskammer auszuleer
mich selbst würde ich, wenn ich könnte, zu Dir hinüber
fen; und wenn ich nicht hoffte, Du werdest Deiner T
nächstens entbunden werden, so würde ich mir alten S
diese Unternehmung wirklich auferlegen, und keine C
und Charybdis, noch jene fabelhafte Meerenge sollte mi
zurückschrecken. Ich würde hinüber segeln, ich würde h

schwimmen sogar, nur um Dich umarmen und aus eigener Ansicht beurtheilen zu können, wie sehr Du am Geist gewachsen seyst.

Wenn es übrigens meine Bücher sind, die ich Dir schicken soll, so glaube ich mich deßwegen eben so wenig für einen guten Schriftsteller halten zu dürfen, als ich mir einbilden würde, schön zu seyn, wenn Du mein Bild verlangtest. Ich weiß, daß Dieß eine Aeußerung Deiner Vorliebe, nicht Deines Urtheils ist: und ist es wirklich Dein Urtheil, so hat Deine Vorliebe Dich irre geführt. Doch — mögen sie seyn, wie sie wollen — lies sie als die Schriften eines Mannes, der das Wahre sucht, und mit Beharrlichkeit sucht, noch nicht aber es erkannt hat. Ich habe mich Keinem zu eigen gegeben; ich trage Keines Namen: ich traue viel dem Urtheil großer Männer; doch über Manches behalte ich mir das Meinige vor. Denn auch Jene haben Vieles übrig gelassen, was nicht gefunden, sondern noch zu suchen ist, und sie hätten vielleicht das Nöthigere gefunden, wenn sie nicht auch nach Ueberflüssigem gesucht hätten. Viele Zeit raubte ihnen das spitzfindige Spielen mit Wörtern, die verfänglichen Disputirkünste, womit ein müßiger Scharfsinn sich beschäftigt. Wir flechten Knoten, und verbinden einen Doppelsinn mit den Wörtern: dann lösen wir ihn wieder. So viele Muße haben wir? Wissen wir denn bereits zu leben, zu sterben? Mit aller Kraft der Seele müssen wir dahin zu kommen suchen, wo man sich nicht mehr vor der Täuschung der Worte, sondern der Dinge zu hüten hat. Was sonderst Du mir die Aehnlichkeiten der Wörter, durch welche noch Keiner betrogen *ward, wenn er nicht* eben disputirte? Die Dinge täuschen

dieſe lerne unterſcheiden. Statt des Guten ergreifen wir d
Schlimme: unſere Wünſche ſtreiten mit unſeren Wünſche
unſere Entſchlüſſe mit unſeren Entſchlüſſen. Der Schmeic
ler — wie ähnlich iſt er dem Freunde! Er ahmt ihn nic
bloß nach, er überbietet ihn ſogar und läuft ihm einen Vo
ſprung ab; er wird in ein offenes und geneigtes Gehör au
genommen und dringt in die Tiefe des Herzens, indem
eben durch Das, wodurch er ſchadet, ſich beliebt macht. Lehr
wie ich dieſe Aehnlichkeiten unterſcheiden könne. Es komm
ſtatt eines Freundes ein ſchmeichleriſcher Feind zu mir. L
ſter ſchleichen ſich bei uns, unter dem Namen von Tugend
ein: unter dem Titel der Tapferkeit verſteckt ſich Tollkäh
heit; Beſonnenheit heißt Feigheit; der Furchtſame wird f
vorſichtig genommen. In ſolchen Dingen irrt man mit gr
ßer Gefahr: dieſen drücke gewiſſe Kennzeichen auf. Hing
gen iſt wohl Niemand ſo albern, ſeine Stirne zu befühle
wenn man ihn fragt: „ob er Hörner habe; *) noch auch
einfältig und ſtumpfſinnig, um es nicht zu wiſſen, wenn L
ihn mit einer ſpitzfindigen Schlußfolge beſchwatzen willſt. Je
Täuſcherei bringt alſo eben ſo wenig Schaden, als Bech
und Steinchen der Taſchenſpieler, die uns eben durch ihr
Trug ergötzen; laß mich erfahren, wie Alles zugeht, und
hat für mich keinen Werth mehr. Daſſelbe gilt mir von
nen Fangſchlingen — denn wie könnte ich dieſe Sophism
richtiger benennen? — ſie nützen Denen, welche ſie kenne

*) Anſpielung auf einen der bekannten Verier-Schlüſſe, d
in der ſtoiſchen Schule zu Hauſe waren. „Was man nic
verloren hat, hat man: Du haſt keine Hörner verlore
alſo haſt Du welche."

wenig, als ſie Denen ſchaden, die ſie nicht kennen. Wenn
u aber doch den Doppelſinn gewiſſer Wörter zerlegen willſt,
lehre uns, Der ſey nicht glücklich, den das Volk ſo nennt,
d welchem vieles Gold zugeſtrömt iſt, ſondern Der, deſſen
nzes Gut in ſeinem Innern liegt, der großdenkende, hohe,
d was Andere bewundern, niedertretende Mann; der Nie-
nden ſteht, mit dem er ſich vertauſchen möchte; der den
enſchen nur nach der Seite ſchäzt, nach welcher er Menſch
; der nach den Geſetzen ſeiner Lehrerin, der Natur, ſich
htet, und lebt, wie ſie es vorſchreibt; dem ſeine Güter
ne Gewalt entreißt; der das Schlimme zum Guten wen-
, ſeines Urtheils gewiß, unerſchüttert, unerſchrocken; den
e Gewalt zwar bewegt, keine außer Faſſung bringt; den
s Glück, wenn es ſein ſchädlichſtes Geſchoß auf ihn ab-
nellt, nicht verwundet, nur rizt, und auch Dieß ſelten.
nn die übrigen Geſchoſſe, mit welchen das Menſchenge-
lecht ihn bekriegt wird, prallen ab, wie der Hagel, der, auf
Dächer geſchleudert, ohne alles Ungemach des Bewohners
ſſelt und ſich auflöst. — Was hältſt Du mich mit jenem
chluſſe auf, den Du ſelbſt den „Lügner" *) nennſt, über
n ſo viele Bücher geſchrieben ſind? Siehe, die ganze Welt
zt mir; dieſe überführe; dieſe bringe, wenn Du ſcharfſin-
z biſt, zur Wahrheit zurück. Sie erklärt für nothwendig,

*) Er lautete ſo: Epimenides ſagt, alle Kreter ſeyen Lügner, und iſt ſelbſt ein Kreter, alſo iſt er ſelbſt auch ein Lügner, und man muß ihm nicht glauben. Deßwegen ſind die Kreter wahrhaft, und man muß ihnen glauben; Epimenides aber iſt ein Kreter; alſo muß man ihm glauben. Alſo muß man dem Epimenides glauben und man muß ihm nicht glauben.

was zum größten Theile überflüssig ist; und auch, was nicht überflüssig ist, hat doch in sich die Kraft nicht, froh und glücklich zu machen. Auch was nothwendig ist, ist darum nicht gleich ein Gut, und wir werfen dieses Wort weg, wenn wir es vom Brode, von der Polenta und anderen Dingen brauchen, die zum Leben unentbehrlich sind. Was gut ist, ist nothwendig; was nothwendig, ist nicht sofort gut; weil es auch Dinge der verächtlichsten Art giebt, die gleichwohl nothwendig sind. Niemand verkennt so sehr die hohe Würde des Guten, daß er dasselbe gemeinen Dingen gleich stellte, welche nur für Einen Tag nützlich sind. Solltest Du also nicht vielmehr Deine Sorge darauf richten, daß Du Allen zeigest, mit welch großem Aufwande von Zeit nach Ueberflüssigem gesucht wird, und wie so Manchen über dem Sammeln der Mittel des Lebens das Leben selbst hingeht? Prüfe den Einzelnen, betrachte die Gesammtheit: Keiner ist, dessen Leben nicht auf morgen zielte. Und was Dieß schade? Unendlich viel. Denn man lebt nicht, sondern ist im Begriffe zu leben: man verschiebt Alles. Auch wenn wir Bedacht nähmen, würde gleichwohl das Leben uns voreilen; nun, so wir säumen, geht es an uns als ein fremdes vorüber, und wird beschlossen am lezten Tage, verloren an jedem.

Doch um nicht das Maaß eines Briefes zu überschreiten, der nicht mit beiden Händen gehalten seyn will, so will ich diesen meinen Streithandel mit den Dialectikern, welche ihre große Spitzfindigkeiten zur Hauptsache machen, auf einen andern Tag verschieben.

Sechsundvierzigster Brief.

Lob eines Buches von Lucilius.

Dein Werk, welches Du mir versprochen, *) habe ich erhalten, und indem ich mir vorbehalten wollte, Dasselbe mit Bequemlichkeit zu lesen, öffnete ich es, um nur erst einen Vorschmack davon zu bekommen. Allein bald zog es mich so sehr an, daß ich immer weiter las; und wie gut es geschrieben ist, darfst Du daraus schließen, daß es mir kurz vorkam, wiewohl es eine schwere Rolle ist, die für meine und Deine Hand zu gewichtig, bei dem ersten Anblick vielmehr einem Titus Livius oder Epicurus anzugehören scheint; ich fühlte mich aber durch seine Anmuth so gefesselt und angezogen, daß ich es ohne Unterbrechung durchlas. Der Sonnenschein lud mich ein, der Hunger mahnte mich, Wolken drohten mir; dennoch verschlang ich es ganz. Es hat mich nicht nur unterhalten; es hat mich innig erfreut. Welcher Geist! welches Feuer! Ich würde sagen, welcher Schwung! wie Du mitunter ausgeruht und nur von Zeit zu Zeit Dich gehoben hättest! Allein Du hast nicht [in Momenten] einen Schwung genommen, sondern Dich immer auf gleicher Höhe gehalten; das Ganze ist männlich und würdevoll. Nichts desto weniger erscheint zwischenein und am rechten Orte eine wohlthuende Milde. Du bist großartig und erhaben: so, wünsche ich, daß Du bleibest, so fortschreitest. Etwas hat auch der Stoff dazu gethan. Darum wähle immer einen

*) Vielleicht seine poetische Schilderung des Aetna.

fruchtbaren, der groß genug für Deinen Geist sey, und ihn anrege. Mehreres werde ich Dir über Dein Buch schreiben, wenn ich mich noch einmal damit beschäftigt haben werde; noch hat sich mein Urtheil nicht genug befestigt, und es ist mir, als ob ich es nur vorlesen gehört, nicht gelesen hätte. Laß mich es auch untersuchen. Du hast Nichts zu befürchten: Du wirst die Wahrheit hören. O Glücklicher, der Du Nichts hast, um deßwillen man Dich aus so weiter Ferne belügen möchte; wiewohl, man lügt ja, auch wenn kein Grund vorhanden ist, aus bloßer Gewohnheit.

Siebenundvierzigster Brief.

Menschlichkeit gegen Sclaven.

Gerne höre ich von Leuten, die von Dir herkommen, erzählen, wie freundlich Du mit Deinen Sclaven umgehst: so geziemt es Deiner Weisheit und Deiner Bildung. Es sind Sclaven, aber Menschen; Sclaven, aber Hausgenossen; Sclaven; oder vielmehr Freunde niedrigen Standes; Sclaven — nein unsere Mitsclaven sind es, wenn wir bedenken, daß der Willkür des Geschickes gegen uns eben so viel, wie gegen Jene, zusteht. Daher finde ich den Mann lächerlich, der es für eine Schande hält, mit seinen Sclaven zu speisen. Und warum? Einzig, weil eine übermüthige Sitte einen Sclavenschwarm um den tafelnden Herrn herstellt. Dieser ißt mehr, als er fassen kann, und belastet mit ungeheurer Gier den ausgespannten Magen, der des Magens Geschäft *verlernt hat*, um Alles mit größerer Anstrengung wieder

auszuführen, als er es eingeführt hat: *) aber die unglücklichen Sclaven dürfen die Lippen nicht bewegen, selbst nicht, um zu reden. Die Ruthe bannt auch das leiseste Gemurmel: nicht einmal zufällige Dinge, als Husten, Niessen, Schlucken, entgehen der Züchtigung; mit schwerer Mißhandlung wird jeder Laut gebüßt, der das Stillschweigen unterbricht; ganze Nächte stehen sie stumm und nüchtern. So kommt es, daß sie über ihren Herrn reden, die vor ihm nicht reden dürfen. Aber Jene, denen nicht nur vor ihren Herren, sondern mit ihnen das Wort vergönnt war, denen man den Mund nicht versiegelte, waren bereit, für den Herrn den Nacken darzubieten, und die ihm drohende Gefahr auf ihr eigen Haupt abzuleiten. Bei den Mahlzeiten sprachen sie, aber auf der Folter schwiegen sie. — Dann wirft man mit jenem nicht minder übermüthigen Sprichworte um sich: „So viele Sclaven, so viele Feinde.“ Wir haben sie nicht zu Feinden; wir machen sie dazu. Noch manches andere Grausame und Unmenschliche übergehe ich, wie, daß wir sie nicht als Menschen, sondern als Lastthiere mißbrauchen; daß, wenn wir uns zur Tafel gelagert haben, Einer unsern Speichel abwischt; ein Anderer niedergebückt die Ueberbleibsel der Trunkenen auffammelt; ein Dritter kostbares Geflügel zerlegt, und indem er die geschickte Hand zwischen Brust und Keulen in sichern Wendungen herum führt, in Stücke zerfällt. Der Unglückliche, welcher dem einzigen Zwecke lebt, Mastvieh mit Anstand vorzuschneiden;

*) Consol. ad Helv. IX, 10. † Vomunt, ut edunt; edunt, ut vomant.

aber erbärmlicher ist, Wer Dieß aus Lüsternheit lehrt, als Wer es aus Noth lernt. Ein Anderer, der Mundschenk, wie ein Weib herausgeputzt, ringt mit seinen Jahren: er darf nicht über das Knabenalter hinauskommen, man hält ihn zurück; und, obwohl stämmig, wie ein Krieger, hat er ein glattes Kinn, die Haare sind ihm ausgeschabt oder gänzlich ausgerissen: so durchwacht er die ganze Nacht, die er halb der Trunkenheit seines Herrn, halb dessen Wollust zutheilt, im Schlafgemache Mann, im Tafelzimmer Knabe. Einem Andern ist die Prüfung der Gäste übertragen. Da steht denn der Unglückliche, und paßt auf, Wen Schmeichelei und Unmäßigkeit des Schlundes oder der Zunge einer Einladung auf morgen werth mache. Ferner die Einkäufer, welche die genaueste Kenntniß des Gaumens ihres Herrn besitzen, welche wissen, welcher Geschmack ihn reizt, welcher Anblick ihm Vergnügen macht, welches neue Gericht den kranken Magen aufrichten könne, was ihn aus Uebersättigung anekle, nach was ihn gerade heute gelüste. Mit diesen Leuten zu speisen, kann er sich nicht entschließen, und hält es für eine Verringerung seiner Hoheit, mit seinen Sclaven an demselben Tisch sich niederzulassen. Aber die Götter mögen ihm gnädig seyn, daß er nicht mehr als Einen Herrn unter ihnen finde! Ich sah vor der Schwelle des Callistus*) seinen ehemaligen Herrn stehen, und sah, wie Der, welcher ihm das Täfelchen**) angeheftet und ihn unter der

*) Eines Freigelassenen und Günstlings des Kaisers Claudius.

**) Worauf Name, Preis, Eigenschaften u. s. w. des verkäuflichen Sclaven standen. Die schlechtesten wurden zuerst ausgeboten (prima decuria).

verächtlichsten Sclavenwaare aufgeführt hatte, abgewiesen wurde, während man Andere vorließ. So hat er ihm den Dank bezahlt, jener in die erste Decurie geworfene Sclave, an welcher die Ausrufer ihre Stimme erproben; er hat ihn nun auch von sich gestoßen, hat ihn seines Hauses für unwürdig erklärt. Der Herr hatte den Callistus verkauft; aber wie Vieles verkaufte Callistus seinem Herrn!

Willst Du nicht bedenken, daß Der, welchen Du Deinen Sclaven nennst, aus demselben Saamen entsprossen, unter demselben Himmel dieselbe Luft athmet, und lebt und stirbt, wie Du? Du kannst eben so gut ihn als Freien sehen, wie er Dich als Sclaven. Durch die Niederlage des Varus hat das Schicksal manchen Mann von der glänzendsten Geburt, der die Senatorenwürde als Lohn seines Kriegsdienstes vor Augen hatte, niedergedrückt; den Einen hat es zum Hirten, einen Andern zum Wächter einer Hütte gemacht. Verachte nun einen Menschen seines Standes wegen, in welchen Du, während Du ihn verachtest, selbst übergehen kannst!

Doch ich will mich nicht in einen Gegenstand von so weitem Umfange einlassen, und von der Behandlung der Sclaven reden, Denen wir so übermüthig, so hart, so schimpflich begegnen. Nur den Hauptinhalt meiner Regeln gebe ich; er lautet: *Gehe mit dem Geringeren so um, wie Du wünschest, daß der Höhere mit Dir umgehen möge.* So oft Dir einfällt, was Du Alles gegen Deinen Sclaven Dir erlauben darfst, so laß Dir auch einfallen, daß Dein Herr sich eben so viel gegen Dich erlauben dürfe. „Aber ich habe keinen Herrn," sagst Du. Du bist noch nicht alt genug: vielleicht wirst Du noch Einen haben

men. Weißt Du nicht, wie alt Hecuba war, als sie zu dienen anfieng, wie alt Crösus, und die Mutter des Darius, und Plato und Diogenes? Gehe schonend mit Deinem Sclaven um: ja mache ihn zu Deinem Gesellschafter, mit dem Du sprichst, den Du um Rath fragst, mit dem Du zu Tische sitzest.

„Pfui, wie gemein, wie ekelhaft!" ruft mir hier der ganze Schwarm verwöhnter Zärtlinge entgegen. Und doch werde ich vielleicht eben dieselben betreffen, wie sie dem Sclaven eines andern Herrn die Hand küssen. Und wißt ihr nicht einmal, wie gestissentlich unsere Voreltern alles Gehässige von der Herrschaft, und von den Sclaven alles Erniedrigende ferne hielten? Sie nannten den Herrn: Hausvater [pater familiae], die Sclaven (was noch in den Mimen besteht) Hausgenossen [familiares]. Sie setzten ein Fest ein, nicht, damit nur an diesem Tage die Herren mit ihren Sclaven essen sollten, sondern sie räumten ihnen an demselben die Ehrenplätze im Hause ein, ließen sie richterliche Aussprüche thun, und erklärten damit die Familie für eine Republik im Kleinen. „So soll ich also alle meine Sclaven an meinen Tisch ziehen?" Eben so wenig als alle Freie. Aber Du irrst, wenn Du glaubst, ich werde Einige wegen ihrer unsaubern Beschäftigung ausschließen, wie z. B. den Maulthiertreiber oder den Kuhhirten; ich werde sie nicht nach ihren Verrichtungen, sondern nach ihren Sitten schätzen. Seine Sitten gibt sich Jeder selbst: die Verrichtungen weist ihnen der Zufall an. Einige mögen mit Dir speisen, *weil sie* Dessen würdig sind: Andere, damit sie's werden. *Denn was von ihrem* gemeinen Umgange noch Sclavenhaftes

ihnen anklebt, wird das Zusammenseyn mit Gebildeteren abstreifen. Du brauchst nicht bloß auf dem Forum und in der Curie nach einem Freunde zu suchen, mein Lucilius: Du kannst, wenn du sorgfältig Acht geben willst, auch im eigenen Hause einen solchen finden. Oft liegt ein guter Stoff unbenützt, in Ermanglung eines Künstlers: versuche es, und erfahre es selbst. Wie Der ein Thor ist, welcher ein Pferd, das er kaufen will, nicht selbst betrachtet, sondern nur dessen Reitdecke und Zeug: so ist ein noch weit größerer Thor, Wer den Menschen nach seinem Kleide schätzt oder nach seinem Stande, welcher uns gleich einem Kleide umgibt. Er ist Sclave, aber vielleicht frei am Geiste. Er ist Sclave — wird ihm Dieß schaden? Zeige mir Einen, der es nicht wäre. Der Eine ist Sclave der Wollust; ein Anderer der Habsucht, wieder ein Anderer des Ehrgeitzes, und Alle der Furcht. Ich könnte Dir einen gewesenen Konsul nennen, der eines alten Weibes Sclave ist; einen Reichen, den eine Magd sich dienstbar gemacht hat; ich könnte Dir die vornehmsten jungen Leute zeigen, deren Herren mimische Tänzer sind. Keine Sclaverei ist schimpflicher, als eine freiwillige. Laß Dich also nicht durch jene ekeln Vornehmen abschrecken, Deinen Sclaven freundlich, und nicht als ein stolzer Höherer, zu begegnen. Sie sollen Dich ehren, statt Dich zu fürchten.

Da wird man aber einwenden, ich wolle den Sclaven die Freiheitsmütze aufsetzen, wolle die Herren von ihrer Höhe herabstürzen, wenn ich sage, der Sclave soll seinen Herrn ehren, nicht fürchten. Aber ich wiederhole es, er soll ihn *ehren, wie man einen Höheren ehrt, Dessen Client man ist*

dem man seine Achtung beweist. Wer Jenes einwendet, vergißt, daß für einen Herrn Das nicht zu wenig seyn kann, was der Gottheit genügt — verehrt und geliebt zu werden. Furcht kann sich der Liebe nicht beimischen. Du thust also nach meinem Urtheile ganz recht, wenn Du von Deinen Sclaven nicht gefürchtet werden willst, und nur mit Worten strafst. Mit Schlägen werden unvernünftige Thiere gemahnt. Nicht Alles, was uns zuwider ist, beschädigt uns; aber unsere Verwöhnung läßt uns unwillkürlich in den Wahnsinn des Zorns gerathen, so oft Etwas unsern Wünschen nicht entspricht. Wir haben den Sinn der Könige angenommen, die gleichfalls, vergessend ihrer Macht und der Schwäche Anderer, vor Zorn sich entfärben und wüthen, als ob sie ein Unrecht erlitten hätten, eine Gefahr, vor welcher sie doch die Höhe ihres Glücksstandes so sicher stellt. Auch ist Dieß ihnen nicht unbekannt: aber sie ergreifen begierig die Gelegenheit zu schaden, weil sie dieselbe suchen; sie nehmen es als ein Unrecht auf, um welches zu thun.

Länger will ich Dich nicht aufhalten, weil Du keine Mahnungen bedarfst. Das haben gute Sitten unter Anderem an sich, daß sie sich selbst gefallen, und beharren; die Schlechtigkeit ist ohne Halt, und ändert sich oft, nicht in's Bessere, sondern in Anderes.

Achtundvierzigster Brief.

Ueber Freundschaft. — Gegen die Dialectischen Spielereien der Stoiker.

Auf Deinen Brief, den Du mir auf der Reise schriebst, und der so lang ist als die Reise selbst, werde ich Dir nächstens antworten. Ich muß in ungestörter Ruhe darüber nachdenken, wozu ich Dir rathen soll. Hast Du doch selbst, der Du mich fragst, zuvor lange überlegt, ob Du mich um Rath fragen sollst; um wie viel mehr muß ich Dieß thun, da längere Zeit dazu gehört, eine Frage zu lösen, als sie vorzulegen — zumal, da Dein Vortheil hierbei nicht der meinige ist? Doch schon wieder spreche ich wie Epicurus. Nein, mein Vortheil ist der Deinige; oder ich bin Dein Freund nicht, wenn nicht jede Dich angehende Angelegenheit auch die meinige ist. Die Freundschaft stiftet zwischen uns eine Gemeinschaft aller Dinge: es gibt für den Einzelnen kein besonderes Glück und kein Unglück: wir leben gemeinschaftlich. Man kann auch nicht glücklich leben, wenn man nur auf sich sieht, und Alles zu seinem eigenen Vortheil zu wenden sucht: Du mußt für den Andern leben, wenn Du für Dich selbst leben willst. Diese gesellige Verbindung der Menschen unter sich, sorgfältig und heilig bewahrt, bringt uns Alle in Zusammenhang mit Allen, zeigt, daß es ein gemeinschaftliches Recht des Menschengeschlechtes gibt, und befördert gar sehr die Pflege auch jener engeren Verbindung, von welcher ich sprach, die Pflege der Freundschaft. Denn Der wird mit dem Freunde Alles gemein haben, welcher Vieles mit einem Menschen gemein hat.

Solche Lehren, mein trefflicher Lucilius, was ich dem Freunde, was ich dem Menschen zu leisten habe, will ich mir von jenen scharfsinnigen Männern weit lieber geben, als mir von ihnen sagen lassen, in wie vielerlei Sinn das Wort Freund gebraucht werde, und was Alles das Wort Mensch bedeute. Nach zwei verschiedenen Richtungen laufen, wie Du siehst, die Weisheit und die Thorheit aus einander. Welcher soll ich beitreten, welchen Weg verfolgen? Jenem ist der Mensch ein Freund; Diesem ist der Freund (weiter nichts als) ein Mensch; Dieser verschafft den Freund für sich, Jener sich für den Freund. Du aber verdrehest mir Worte und spielest mit Sylben. Als ob ich, wenn ich nicht ganz schlaue Fragen forme, und durch einen falschen Schluß aus der Wahrheit eine Lüge zu folgern verstehe, unmöglich zu unterscheiden wüßte, was ich zu meiden und was ich zu erstreben habe! Ich schäme mich es zu sagen: wir Greise spielen bei so ernsten Dingen! — „Die Maus ist eine Sylbe; die Maus aber benagt den Käse; also benagt eine Sylbe den Käse." Angenommen, ich verstünde diesen Trugschluß nicht aufzulösen; welche Gefahr, welches Ungemach könnte mir aus dieser Unkunde erwachsen? Ohne Zweifel wäre zu befürchten, ich werde einmal Sylben in der Mausfalle fangen, oder es werde mir, wenn ich nicht Acht gebe, ein Buch den ganzen Käse auffessen. Doch vielleicht noch scharfsinniger ist folgender Schluß: „die Maus ist eine Sylbe; eine Sylbe aber benagt den Käse nicht; also benagt die Maus den Käse nicht." O, welche kindische Possen! Also darum falten wir die Stirn? Darum lassen wir den Bart wachsen? Das ist's, was wir mit so ernsthaftem, blassem Gesichte lehren?

Willst Du wissen, was die Philosophie dem Menschengeschlechte verheißt? Guten Rath. Diesen ruft der Tod; Jenen plagt die Armuth; einen Dritten quält fremder oder eigener Reichthum. Diesen schauert vor dem Unglück; Jener möchte sich seinem Glück entziehen; Dieser ist unzufrieden mit den Menschen, Jener mit den Göttern. Wie solltest Du Dich mit jenen Spielereien befassen? Es ist zu scherzen keine Zeit: Du bist zu Unglücklichen berufen. Du hast versprochen, Schiffbrüchigen, Gefangenen, Kranken, Nothleidenden und Solchen Hülfe zu bringen, die schon dem aufgehobenen Beil den Nacken darreichen: wohin verirrst Du Dich? Was treibst Du? Der, mit dem Du scherzen willst, ist geängstigt. „Hülf uns," antworten Dir Alle, die in Anfechtung sind, was Du auch sprechen magst. Von allen Seiten strecken sie die Hände nach Dir aus, und flehen um Hülfe für das verlorene und zu Grunde gehende Leben; an Dir ist's, Hoffnung und Stärkung zu gewähren; Dich bitten sie, diesem gewaltigen Wogendrang sie zu entziehen, und den Verschlagenen und Irrenden die helle Leuchte der Wahrheit zu zeigen. Sag' ihnen, was die Natur nöthig und was sie überflüssig machte; wie leichte Gebote sie gegeben; wie froh, wie unangefochten das Leben Derer sey, die ihr folgen; wie voller Hindernisse aber und mannichfach verbittert das Leben Derer, die dem Wahne mehr als der Natur vertrauen. Vor Allem zeige ihnen, welches der Mittel, die geeignet sind, einen Theil jener Uebel zu heben, die Begierden ausrotte, welches sie zügle.

Wollten die Götter, daß sie uns bloß nichts nützen

(dieſe Dialectiker)! Aber ſie ſchaden. Dieß will ich Dir, wenn Du es verlangſt, aufs Klarſte beweiſen, daß eine herrliche Anlage, die ſich auf ſolche Spitzfindigkeiten wirft, verkrüppelt und verkümmert. Ich ſchäme mich, es zu ſagen, welche Waffen ſie Denen reichen, die gegen das Schickſal ankämpfen ſollen, und wie ſie Dieſelben ausrüſten. Auf dieſem Wege wandelt man zum höchſten Gute! Nein, auf ihm gelangt die Philoſophie nur zu jenen ſchwarzen, ſchmählichen, ſelbſt den Advocaten entehrenden Sophiſtereien. Denn indem ihr die Leute durch eure Fragen wiſſentlich in Trugſchlüſſe führet, was wollt ihr anders, als den Prozeß gegen ſie gewonnen zu haben ſcheinen? Allein wie dort der Prätor, ſo ſtellt auch dieſen die Philoſophie ihren Rechtsſtand wieder her. Warum entfernt ihr euch ſo weit von euern gewaltigen Verſprechungen? Ihr habt große Worte geſprochen; ihr wolltet mich dahin bringen, daß des Schwertes Blitzen ſo wenig als des Goldes meine Augen blende; daß ich mit Heldengröße, was Alle wünſchen und was Alle fürchten, niedertrete, — und nun ſteigt ihr herab zu den Elementen der Grammatik! Was ſagt ihr? Wandelt man ſo zu den Sternen? Denn das iſt's, was die Philoſophie mir verheißt, mich Gott gleich zu machen: dazu bin ich berufen, darum bin ich gekommen. So löſe denn dein Wort!

So viel Du alſo kannſt, mein Lucilius, enthalte Dich dieſer Sophiſtereien und Redeſchlingen der Philoſophen. Offenheit und ſchlichte Einfalt ziemt dem Gutgeſinnten. Auch wenn der Lebenszeit noch viel übrig wäre, ſo müßten *wir ſie ſparſam* eintheilen, damit ſie für das Nöthige aus-

reiche; nun aber, welcher Wahnſinn, Unnöthiges zu lernen bei ſolcher Armuth an Zeit!

Neununddvierzigſter Brief.

Eile des Lebens: Zeitverderb der Dialectiker.

Es verräth zwar Gleichgültigkeit und Mangel an Liebe, nur durch irgend eine Gegend gemahnt, auf das Andenken an einen Freund zurückzukommen; doch rufen bisweilen vertraute Plätze, die in unſerem Herzen wohnende Sehnſucht lebhafter hervor, und erneuern nicht ein erloſchenes Andenken, ſondern friſchen nur das ruhende auf; wie der Schmerz Trauernder, auch wenn die Zeit ihn beſänftigt hat, oft durch den Eintritt eines vertrauten Dieners, oder durch den Anblick eines Gewandes, einer Wohnung, wieder neu wird. So kannſt Du nicht glauben, wie Campanien, zumal Neapel, im Angeſicht deines Pompeji, mein Verlangen nach Dir erneuert hat. Du ſchwebſt vor meinen Blicken, ganz wie Du warſt, als ich von Dir ſchied; ich ſehe Dich Deine Thränen zurückdrängen, ſehe, wie Du Deine allen Zwang durchbrechenden Gefühle nicht zu bewältigen vermagſt. Mir iſt, als hätte ich Dich ſo eben erſt verloren. Denn was war nicht ſo eben, wenn wir zurückdenken? So eben noch ſaß ich als Knabe in des Philoſophen Sotion Schule; ſo eben fieng ich an, als Sachwalter aufzutreten; ſo eben hörte ich auf, dieß zu wollen; ſo eben hörte ich auf, es zu können. Unbeſchreiblich iſt die Eile der Zeit; am meiſten fällt ſie

auf, wenn man rückwärts blickt. Denn so lange wir auf das Gegenwärtige gerichtet sind, täuscht sie uns: ihr Vorüberschlüpfen in unaufhaltsamer Flucht ist unmerklich. Du fragst nach der Ursache? Die ganze vergangene Zeit ist beisammen auf Einer Stelle: man übersieht sie auf Einmal: es ist Eine Tiefe, in welche Alles hinabstürzt. Und lange Zwischenräume können ja nicht seyn, wo das Ganze so kurz ist. Es ist ein Punkt, was wir leben, und noch weniger als ein Punkt; aber dieses Kleinste hat die Natur scheinbar in einen weitern Raum vertheilt. Etwas davon machte sie zur Kindheit, Etwas zum Knabenalter, Etwas zum Jünglingsalter, Etwas zu einer Art Uebergang vom Jünglingsalter und Greisenalter, Etwas zum Greisenalter selbst. Wie viele Stufen hat sie auf einem so kleinen Raume angebracht! So eben erst hab' ich Dir das Geleite gegeben; und doch ist dieses so eben ein guter Theil unserer Lebenszeit, deren Kürze wir — laß uns dieß bedenken! — einst fühlen werden. Sonst pflegte mir die Zeit nicht so reissend schnell zu entfliehen: jezt finde ich ihre Eile unglaublich, vielleicht weil ich das lezte Ziel nahe fühle, oder weil ich aufmerksam zu werden und meine Verluste zu berechnen anfange.

Um so unwürdiger finde ich es, daß es Leute giebt, die den größeren Theil dieser Zeit, welche, auch wenn sie noch so sorgfältig in Acht genommen wird, doch nicht einmal für das Nothwendige ausreicht, auf Ueberflüssiges verwenden. Cicero sagt, er würde, auch wenn man seine Jahre ihm verdoppelte, nicht Zeit haben, die Lyriker zu lesen. Nicht anders ist es mit den Dialectikern: nur daß diese mit ihren Ungereimtheiten es ernsthafter nehmen. Jene erklären ihren

Muthwillen für Das, was er ist: Diese bilden sich selbst ein, etwas Wichtiges zu thun. Ich behaupte übrigens nicht, daß man sie keines Blickes würdigen solle; man soll sie allerdings beschauen, doch nur aus der Ferne, und bloß, damit man sich durch sie nicht zum Besten halten lasse, und nicht etwa meine, als besäßen sie irgend ein wichtiges, verborgenes Gut. Was quälst Du Dich und magerst Dich ab über einer Aufgabe, die zu verachten mehr Verstand verräth, als sie aufzulösen? Wer nichts zu sorgen hat, und nach Behagen fortwandert, mag Kleinigkeiten auflesen: wenn der Feind auf dem Nacken ist, und der Krieger aufzubrechen hat, so heißt die Noth wegwerfen, was ein müssiger Friede gesammelt hatte. Ich habe keine Zeit, auf doppelsinnige Wörter Jagd zu machen, und meinen Witz daran zu versuchen.

Schau, wie die Völker sich rotten, wie rings in verschlossenen Thoren
Festungen wetzen den Stahl! *)

Mit hohem Muthe soll ich dieses Getöse des rings mich umlärmenden Krieges vernehmen. Mit Recht hielten mich Alle für einen Verrückten, wenn ich, während Greise und Frauen Steine auf die Zinnen der Mauer schleppten, während die bewaffnete Jugend innerhalb der Thore das Zeichen zum Ausfall erwartete oder forderte, während die Waffen des Feindes schon in den Thoren blizten, und der Boden selbst, unterwühlt in geheimen Gängen, zitterte — wenn ich da müssig sässe, und Syllogismen schmiedete, wie folgenden: „Was Du nicht verloren hast, hast Du: Hörner hast Du

*) Virgil *Aen.* VIII, 385 f.

nicht verloren, also hast Du Hörner," und was dergleichen, nach dem Muster dieses scharfsinnigen Unsinns geformte Kunststückchen mehr sind. Und auch jezt müßte ich Dir für verrückt gelten, wenn ich auf solche Dinge Mühe verwendete: denn ich werde wirklich belagert. In jenem Falle würde mir die Gefahr doch nur von Aussen drohen, die Mauer würde mich vom Feinde scheiden; jezt aber ist das Todtbringende bei mir. Ich habe keine Muße für solche Thorheiten: ein hochwichtiges Geschäft hab' ich unter den Händen. Was soll ich thun? Der Tod verfolgt mich: das Leben flieht. Gegen Dieses lehre mich Etwas: bringe mich dahin, daß ich den Tod nicht fliehe, das Leben mir nicht entfliehe. Ermuthige mich gegen das Schwere, zum Gleichmuth gegen das Unvermeidliche: erweitere mir den engen Raum der Zeit; lehre mich, daß des Lebens Werth nicht auf seiner Dauer, sondern auf seinem Gebrauche beruhe, und daß es geschehen könne, ja sehr häufig geschehe, daß, Wer lange gelebt, zu kurz gelebt hat. Sage mir, wenn ich schlafen gehe: „vielleicht, daß du nicht aufwachst." — Wenn ich erwache, so sprich: „vielleicht wirst Du nicht wieder schlafen." Und wenn ich ausgehe, so sage: „vielleicht kehrst Du nicht wieder zurück." Und kehre ich wieder, so sage: „vielleicht gehst Du nicht mehr aus." Du irrst, wenn Du glaubst, nur zu Schiffe trenne das Leben vom Tode ein kleiner Raum: überall ist die Scheidewand gleich dünn. Nicht überall zeigt sich der Tod so nahe, aber überall ist er so nahe. Diese Finsterniß verscheuche; und Du wirst mir das leichter beibringen, auf was ich vorbereitet bin. Die Natur hat uns gelehrig geschaffen; sie hat uns eine unvollkommene Vernunft,

doch eine solche gegeben, die vervollkommnet werden kann. Sprich zu mir von der Gerechtigkeit, von der Frömmigkeit, von der Genügsamkeit und von der Züchtigkeit, sowohl jener, die einen fremden Körper nicht antastet, als der, die den ihrigen in Ehren hält. Willst du mich durch keine Umwege führen, so werde ich leichter dahin gelangen, wohin ich trachte. Denn, wie jener Tragiker, sagt: „Einfach ist der Wahrheit Sprache.“ *) Man soll sie also nicht verwickeln: denn jene hinterlistige Verschlagenheit ziemt am wenigsten Geistern, welche Großes erstreben.

Fünfzigster Brief.

Man lerne sich selber kennen, um sich zu bessern.

Deinen Brief erhielt ich erst mehrere Monate, nachdem Du ihn hattest abgehen lassen. Ich hielt es daher für nutzlos, den Ueberbringer zu fragen, was du machest; denn er muß ein gutes Gedächtniß haben, wenn er sich dessen noch erinnert. Zudem hoffe ich, Du lebest nun schon so, daß ich, wo Du auch seyst, wissen kann, was Du machest. Denn was solltest Du anderes machen, als Dich selbst täglich bessern, einen Irrthum um den andern ablegen, und einsehen lernen, daß Deine Schuld sey, was Du für die Schuld der Dinge hältst. Denn gar Manches legen wir dem Ort und den Umständen zur Last, was uns, wohin wir uns auch versetzen, begleiten wird. Die Harpaste, die närrische Sclavin

*) Eurip. Phönic. 481.

meiner Frau, kennst Du; sie blieb als ein lästiges Erbstück in meinem Hause zurück; denn ich bin solchen Mißgeburten höchst abgeneigt; wenn ich mich mit einem Narren belustigen will, so brauche ich ihn nicht weit zu suchen: ich lache über mich selbst. Diese Närrin also hat mit einemmale das Gesicht verloren. Die Sache wird Dir unglaublich seyn, aber sie ist wahr. — Harpaste weiß nicht, daß sie blind ist, und verlangt einmal um das Andere von ihrem Aufseher, daß er mit ihr ausziehe: das Haus, behauptet sie, sey finster. Darüber lachen wir; aber dasselbe, merke Dir's, begegnet uns Allen. Niemand weiß, daß er geizig, Niemand, daß er Sclave seiner Begierden ist. Die Blinden suchen doch einen Führer; wir irren ohne Führer und sprechen: „Ehrsüchtig bin ich nicht; aber man kann nun einmal zu Rom nicht anders leben. — Aufwand mache ich nicht; aber schon die Stadt nöthigt zu großen Ausgaben. — Es ist nicht mein Fehler, daß ich jähzornig bin, daß meine Lebensweise noch nicht fest und geregelt ist; das macht die Jugend."

Warum betrügen wir uns selbst? Nicht außer uns ist unser Gebrechen; es ist in uns, haftet in unsern Eingeweiden. Daher gelangen wir so schwer zur Genesung, weil wir nicht wissen, daß wir krank sind. Auch wenn wir anfingen, uns heilen zu lassen, wie lange würden wir wohl brauchen, so viele Uebel, so große Schwächen zu vertreiben? Nun aber suchen wir nicht einmal einen Arzt: dieser hätte geringere Mühe, wenn wir ihn beizögen, so lange der Schaden noch neu ist: die noch zarten, unversuchten Herzen würden leicht dem Führer auf dem rechten Wege folgen. Niemand läßt sich schwer zur Natur führen, als Wer schon von

ihr abstel. Wir erröthen, Vernunft erst zu lernen: aber, wahrlich, wenn es eine Schande ist, einen Lehrer dafür zu suchen, so gebe man nur auch die Hoffnung auf, daß uns der Zufall ein so großes Gut eingießen könne —; wir müssen arbeiten. Und, um die Wahrheit zu sagen: die Arbeit ist nicht einmal sehr groß; nur fange man, wie gesagt, mit der Bildung und Besserung des Gemüthes an, noch ehe dessen Verkehrtheit sich verhärtet hat. Doch auch an dem verhärteten verzweifle ich nicht: Nichts ist, was beharrlicher Fleiß, aufmerksame und gewissenhafte Sorgfalt nicht überwinden könnte. Baumstämme, so gekrümmt sie seyen, lassen sich gerade machen; gebogene Balken dehnt die Wärme, und anders gewachsen, werden sie zu Dem umgeformt, was unser Bedürfniß erheischt. Um wie viel leichter aber nimmt die Seele, dieses biegsame Wesen, das schmiegsamer ist als jede Flüssigkeit, eine Form an? Denn was ist die Seele anders, als eine eigenthümliche Art Aether? und Du siehst, daß der Aether leichter ist, als jeder andere Stoff, weil er der feinste Stoff ist. Ob auch das Böse uns schon in Besitz genommen, ob es lange schon im Besitze unserer ist, so darf Dich dieß doch nicht hindern, mein Lucilius, gute Hoffnungen von uns zu fassen. Niemanden wird die gute Gesinnung eher, als die schlimme, zu Theil; wir Alle sind zum Voraus eingenommen. Tugenden lernen heißt Fehler verlernen. Aber um so muthiger müssen wir zur Besserung unserer selbst schreiten, weil der Besitz des uns einmal gewordenen Guten ein bleibender ist. Die Tugend wird nicht verlernt. Denn das Böse, als ein Widriges, haftet auf fremdem Boden, und kann somit vertrieben und ausgerottet werden: aber fest sitzt

was seine Stelle gefunden hat. Die Tugend ist der Natur gemäß: das Laster ist ihr widerstrebend und feindlich. Allein, wie einmal in uns aufgenommene Tugenden nicht wieder ausziehen können, und es leicht ist, sie zu bewahren; so ist der erste Zugang zu ihnen steil, weil das schwache, matte Herz sich darin zuerst verräth, daß es vor dem Unversuchten sich fürchtet. Man muß es also zwingen, daß es beginne. Sofort ist die Arznei nicht herbe: indem sie anschlägt, schmeckt sie sogar. Anderer Heilmittel freut man sich erst nach erlangter Gesundheit: die Philosophie ist gleichermaßen heilsam und süß.

Einundfünfzigster Brief.

Die Bäder zu Bajä.

Wie Jeder kann, mein Lucilius! Du hast dort den Aetna, jenen weltbekannten Berg Siciliens —: warum ihn Messala oder Valgius (denn ich las es bei beiden) den Einzigen nennt, finde ich nicht, indem sehr viele Stellen Feuer auswerfen, nicht nur hochgelegene (wiewohl diese häufiger, weil das Feuer immer möglichst hoch steigt), sondern auch tiefer liegende Gegenden —: wir sind, so gut wir können, mit Bajä zufrieden, das ich übrigens am Tage nach meiner Ankunft wieder verließ, als einen Ort, der bei allen Gaben, die er von der Natur empfangen, dennoch deßwegen zu vermeiden ist, weil die Ueppigkeit ihn zu ihrem Tummelplatz gemacht hat.

„*Wie also?* Darf man irgend einem Orte Haß ankündigen?" *Gewiß nicht;* aber wie einem weisen und tugendhaf-

ten Manne eine Kleidung beſſer anſteht, als die andere, ohne daß er irgend eine Farbe haßt, ſondern indem er gewiſſe Farben einem Manne, der ſich zur Einfachheit bekennt, für minder angemeſſener hält: ſo giebt es auch Gegenden, welche der Weiſe oder der nach Weisheit Strebende als ſolche vermeidet, die mit guten Sitten ſich nicht gut vertragen. So wird er, wenn er darauf denkt, ſich zurückzuziehen, gewiß nie Canopus *) wählen, wiewohl Canopus Niemanden verbietet, vernünftig zu ſeyn, ja nicht einmal Bajä. Denn dieſer Ort hat angefangen, die Herberge der Laſter zu werden: dort erlaubt ſich die Ueppigkeit Alles; dort, als ob eine gewiſſe Ungebundenheit dem Orte gebühre, entfeſſelt ſie ſich freier. Allein nicht bloß für den Körper, auch für die Sitten ſollen wir einen geſunden Aufenthalt wählen. So wenig ich unter Folterknechten wohnen möchte, eben ſo wenig auch zwiſchen Garküchen. Betrunkene, wie ſie auf den Luſtgängen am Ufer hintaumeln, die See'n, belebt von ſchmauſenden Geſellſchaften auf Schiffen und von rauſchenden Muſikchören, und manches Andere, was die Schwelgerei, als wäre ſie aller Geſetze ledig, nicht nur ſündigt, ſondern zur Schau ſtellt — wozu ſoll ich das Alles ſehen? Darauf vielmehr ſollen wir denken, wie wir den Reitzungen der Laſter ſo weit als möglich entfliehen. Wir ſollen das Herz feſt machen, und es von der verlockenden Schmeichelei der Wolluſt ferne halten. Ein Winter hat Hannibals Kraft gelöst, und den Mann, den Eis und Schnee der Alpen nicht beug-

*) Eine Stadt in Aegypten, deren verführeriſche Sitten zum Sprüchwort geworden waren.

ten, entnervten die weichen warmen Polster Campani
Durch Waffen siegte er: durch Laster ward er besiegt. W
wir haben Krieg zu führen, und zwar in einer Art des K
stes, die nie Ruhe noch Rast gestattet. Wir müssen vor
len die Lüste bekämpfen, welche, wie Du siehst, auch
trotzigsten Charactere mit sich fortgerissen haben. Wer
sich vorgestellt hat, zu welch großem Werke er schritt, u
erkennen, daß hier nicht mit weichlichem Behagen verfah
werden darf.

Was sollen mir jene Behälter warmen Wassers, j
Schwitzzimmer, in welchen eingeschlossene trockene Dün
dem Körper alle Feuchtigkeit entziehen? Nur die Arbeit
uns den Schweiß austreiben. Würden wir thun, was H
nibal gethan, und den Lauf der Thaten unterbrechend
den Krieg einstellend, bemüht seyn, dem Leibe gütlich
thun, so würde Jedermann diese unzeitige und dem Sie
selbst, geschweige Dem, der erst im Begriff ist, es zu n
den, gefährliche Unthätigkeit mit Recht tadeln. Wir d
dürfen uns noch wenigee erlauben, als Jene, welche
Punischen Fahnen folgten: größere Gefahr wartet un
wenn wir weichen, größere Arbeit sogar, wenn wir bey
ren. Das Schicksal führt Krieg mit mir: ich will mir K
Gesetze vorschreiben, kein Joch auflegen lassen; oder v
mehr — was mit noch größerer Kraft gethan seyn will
ich schüttle es ab. Da darf ich das Gemüth nicht weich u
den lassen. Gebe ich der Wollust nach, so muß ich auch
Schmerz, der Ermüdung, der Armuth nachgeben; ein glei
Recht wird die Ehrsucht, der Zorn sich über mich anmaß
so viele Leidenschaften werden sich um mich streiten, ja u

zerreissen. Die Freiheit ist das Ziel; um diesen Preis wird gerungen. Welche Freiheit ich meine? Keines Dinges, keines Zwanges, keines Zufalls Sclave seyn, und mit dem Schicksal sich auf gleichen Boden stellen. Von dem Tage an, wo ich mich stärker fühle als das Schicksal, wird es nichts mehr vermögen. Ich sollte mir seine Macht gefallen lassen, da der Tod in meiner Gewalt steht?

Mit solchen Gedanken beschäftigt wähle man sich einen ernsten, heiligen Ort. Eine allzu anmuthige Gegend macht das Gemüth weibisch: und unstreitig kann die Gegend dazu beitragen, die Thatkraft zu verderben. Auf jedem Wege kommen Lastthiere fort, deren Huf auf rauhem Boden sich verhärtet hat; auf weichen, sumpfigten Triften Gemästete nutzen schnell sich ab. Rüstiger ist der Soldat, der aus dem Gebirge kommt; verdrossen der Städter und der Verwöhnte. Keine Arbeit versagt der Arm, der vom Pfluge weg die Waffen ergriff: auf dem ersten Marsche erliegt, Wer von Salben glänzt und duftet. Die strengere Lebensart in einer rauheren Gegend stärkt den Geist, und macht ihn für grosse Unternehmungen tüchtig. Es war des Scipio würdig, sich nach Liternum, statt nach Bajä, zu verbannen: auch nach seinem Sturze durfte er sich nicht so weichlich betten. Und selbst Jene, auf welche das Schicksal des Römervolkes zuerst die Macht des Staates übertrug, Marius, Pompejus und Cäsar, erbauten zwar Landhäuser in der Gegend von Bajä, aber sie sezten dieselben auf die höchsten Gipfel der Berge. Es däuchte ihnen kriegerischer, von hoher Warte auf die zu ihren Füßen liegende weite Landschaft niederzuschauen. Betrachte die Lage, welche sie wählten, wo und wie sie ihr

Gebäude errichteten, und Du wirst finden, daß es nicht Landhäuser, sondern feste Schlösser sind. Glaubst Du wohl, ein Cato würde je in einem jener niedlichen Lusthäuser gewohnt haben, um die vorüberschiffenden Buhldirnen zu zählen, die Menge buntbemalter und mannichfaltiger Gondeln, und die auf dem ganzen See schwimmenden Rosen zu betrachten, und die sich überbietenden Wechselgesänge nächtlicher Sänger zu vernehmen? Hätte Cato nicht lieber sein Leben hinter dem Walle zugebracht, als eine einzige Nacht unter solchen Dingen? Wer, der ein Mann ist, sollte sich aus dem Schlafe nicht lieber durch den Schlachtruf, als durch Symphonieen wecken lassen?

Doch ich habe lange genug mit Bajä gehadert, nie genug mit den Lastern; diese, mein Lucilius, ich bitte Dich, verfolge ohne Maaß und Ende: denn auch sie kennen weder Ende noch Maaß. Wirf von Dir, was Dein Herz zerfleischt; und könnten sie nicht anders herausgeschafft werden, so wäre das Herz selbst mit ihnen auszureissen. Vor allem jage die Wollüste hinaus, und halte sie für deine ärgsten Feinde. Denn wie jene Räuber, welche die Aegypter Philetes nennen, umarmen sie uns, um uns zu erwürgen.

Zweiundfünfzigster Brief.

Wir bedürfen fremden Beistandes zum Guten. Wo haben wir ihn zu suchen?

Was ist es, mein Lucilius, was uns, wenn wir hierhin *wollen, dorthin* zieht, und uns dahin treibt, wo wir

zu entfernen wünschen? Was ist es, das mit unserem
üthe im Kampfe liegt, und uns nicht erlaubt, Etwas
für allemal zu wollen? Wir schwanken zwischen wech-
en Entwürfen; wir wollen Nichts aus freier Entschlie-
, Nichts entschieden, Nichts für immer. — „Das ist
Thorheit," sagst Du, „die bei Nichts beharrt, der
ts lange gefällt." — Aber wie und wann werden wir
von ihr losreißen? Niemand ist für sich stark genug,
herauszuarbeiten. Man muß die Hand ihm bieten, ihn
isziehen. Epicur sagt, „Einige" (und unter Diesen er
) „hätten sich den Weg zur Wahrheit ohne Jemandes
e selbst gebahnt; Solche lobt er am meisten, die, von
i herausgetrieben, sich selbst vorwärts brachten. Andere
rfen fremder Unterstützung; schreiten nicht vor, wenn
nand ihnen vorangehe, aber folgen wacker nach: unter
en sey Metrodorus. Auch Diese seyen treffliche Natu-
doch zweiter Art." Wir gehören nun nicht zu Jenen
n Ranges: es steht gut mit uns, wenn uns der zweite
wiesen wird. Verachte auch den Menschen nicht, der
h fremde Hülfeleistung gerettet werden kann; es ist schon
gerettet seyn zu wollen. Außer Diesen wirst Du eine
re, auch nicht verächtliche Gattung Menschen finden,
he nämlich, die man zum Rechten antreiben und nöthi-
kann, die nicht nur einen Führer, sondern einen Nach-
r, und, daß ich so sage, Antreiber nöthig haben. Das
ie dritte Classe. Wenn Du ein Beispiel verlangst, so
nach Epicurs Aeußerung, Hermarchus ein solcher.
er findet er Jenen glücklicher, Diesen achtet er mehr.
e gelangten zwar an dasselbe Ziel; allein es ist größeres

Verdienst, auch aus dem schwierigeren Stoffe dasselbe [was aus dem guten] zu machen. Denke Dir, es wurden zwei Gebäude errichtet, beide von gleichem Umfang, gleicher Höhe und Pracht; das eine aber kam auf einen festen Boden zu stehen; da wuchs das Werk schnell empor. Das andere hat einen lockern Grund, ist in ein weiches, sumpfiges Erdreich eingelassen, und viele Mühe und Arbeit mußte verwendet werden, bis man auf festen Boden kam. An jenem Gebäude fällt, was man gearbeitet, gleich in die Augen; an diesem liegt ein großer, und der schwierigste Theil des Werkes verborgen. Einige Naturen sind leicht zu behandeln und allezeit fertig; andere muß man erst mühsam bearbeiten, und, daß ich so sage, in ihren Fundamenten angreifen. Also möchte ich sagen, der ist der Glücklichere, welcher mit sich selbst keine Mühe hatte; ein größeres Verdienst um sich selbst hat sich Derjenige erworben, welcher die Ungunst seiner Natur überwand, und zur Weisheit sich nicht hinleitete, sondern hinriß. Du darfst glauben, daß eine so harte, so viele Mühe erfordernde Natur auch uns geworden ist: wir wandeln durch Widerstehendes. So ringen wir denn, und rufen wir fremde Hülfe an!

„Aber Wen," fragst Du, „soll ich anrufen? Diesen? Jenen?" — Kehre Du auch zu den Alten zurück; sie stehen Dir bereit: nicht nur, die sind, sondern auch, die waren, können uns zu Hülfe kommen. Von Denen aber, die sind, laß uns nicht Die wählen, welche in großer Eile ihre Worte hinwerfen, auf Gemeinplätzen sich tummeln, und in Privathäusern umher ihre Vorträge halten; sondern Die, welche durch das Leben selbst lehren; welche, wenn sie gesagt, was

man thun soll, es durch ihr eigenes Thun bewähren; welche zeigen, was man zu meiden hat, und nie selbst über Dem betroffen werden, was sie für verwerflich erklärt haben. Wähle zu Deinem Beistande den Mann, den Du mehr bewunderst, wenn Du ihn siehst, als wenn Du ihn hörst. Gleichwohl möchte ich Dich nicht verhindern, auch Solche zu hören, welche das Volk zuzulassen und zu diesem zu sprechen gewohnt sind; wenn sie nur mit dem Vorsatz vor die Menge treten, selbst besser zu werden und Andere zu bessern; wenn sie nicht aus Eitelkeit dergleichen sich zum Geschäfte machen. Denn was ist schimpflicher, als eine Philosophie, die nach Beifallgeschrei begierig ist? Lobt etwa ein Kranker seinen Arzt, so lange er ihn schneidet? Schweigend und mit Hingebung laßt mit euch die Heilung vornehmen: auch wenn ihr Beifall rufet, laßt mir es seyn, als ob ihr seufzet über der Berührung eurer Schäden. Oder wollt ihr etwa damit beweisen, wie aufmerksam ihr seyd, wie sehr die Größe der Gedanken euch ergreife? Nun wohl: ist es, daß ihr urtheilet, daß ihr eure Stimme gebet über Das, was gut ist, warum sollte ich euch das nicht erlauben? Aber des Pythagoras Schüler mußten fünf Jahre lang schweigen: glaubst Du nun, daß ihnen mit dem Sprechen auf einmal auch das Loben erlaubt gewesen sey? Wie groß aber wäre die Verrücktheit Dessen, der erfreut über das Zurufen der Unwissenden aus dem Hörsaal ginge? Wie kann man sich freuen, von Menschen gelobt zu werden, die man selbst nicht loben kann? Der Stoiker Fabianus redete zum Volke: aber man hörte ihn mit bescheidener Stille; nur bisweilen

brach ein großes Geschrei des Beifalls aus, allein ein solches, das die Größe der Ideen, nicht der Wohllaut der ungehemmt und glatt dahinfließenden Rede hervorrief. Es soll ein Unterschied seyn zwischen dem Beifallruf im Theater und im Hörsaal. Es gibt auch eine Ausgelassenheit im Loben. Jede Sache verräth sich bei näherer Betrachtung; und ein Schluß auf den Charakter läßt sich auch aus den unbedeutendsten Dingen machen. Den Sittenlosen bezeichnet sein Gang, eine Bewegung der Hand, zuweilen ein einziges Wort, die Art, wie er den Finger zum Kopfe führt *), wie er die Augen verdreht; den Boshaften bisweilen sein Lachen; den Narren Miene und Haltung. Alles dieses tritt durch Merkmale an den Tag. Was an Jedem ist, kannst Du erfahren, wenn Du beobachtest, wie er lobt. Von allen Seiten strecken sich dem Philosophen beifallklatschende Hände entgegen: bewundernd erhebt sich der ganze Haufe, und überragt ihn; aber nun ist es nicht mehr sein Lob, was er vernimmt, sondern, wenn Du es recht verstehst, sein Grabgesang. Ueberlassen wir diese Stimmen jenen Künsten, deren Aufgabe ist, dem Volke zu gefallen: der Philosophie werde Verehrung. Mag es bisweilen jungen Leuten gestattet seyn, dem Drange ihres Herzens nachzugeben; aber nur dann, wenn es wirklicher Drang ist, wenn sie nicht länger vermögen, sich Stillschweigen zu gebieten. Ein Lob dieser Art hat etwas Ermunterndes für den Zuhörer selbst, und begeistert die Gemüther der Jünglinge. Der Inhalt sey es, nicht die schön gesetzten

*) Um sich den Lockenbau nicht zu verderben; der Weichling. S. *Lucian* Rednerschule 11.

Worte, was sie rühre: denn eine Beredsamkeit, die nicht nach ihrem Gegenstande, sondern nach ihr selbst begierig macht, ist ihnen schädlich. — Ich verschiebe jedoch diesen Gegenstand für jetzt; denn eine eigene und ausführliche Erörterung verlangen die Fragen, wie man zum Volke sprechen soll, was man sich gegen das Volk, und was dem Volke gegen sich erlauben dürfe. Daß die Philosophie, seitdem sie sich öffentlich gemacht, Schaden genommen, ist außer Zweifel: allein in ihrem Heiligthume darf sie sich offenbaren, wofern ihr nur nicht ein Gleisner, sondern ein Priester, zu Theil wird.

Dreiundfünfzigster Brief.

Eine gefährliche Seereise. — Selbstkenntniß. Die Philosophie verhilft zu dieser.

Wozu wird man mich nicht noch bereden können, da man mich beredet hat, zu Schiffe zu gehen? Wir lichteten bei ruhiger See die Anker; aber der Himmel war mit schweren, schwarzgrauen Wolken bedeckt, die gewöhnlich in Wasser oder in Wind sich auflösen. Gleichwohl, so zweifelhaft und drohend das Wetter war, glaubte ich doch die wenigen Millien von deinem Parthenope*) nach Puteoli mich durchstehlen zu können, und ließ daher, um desto geschwinder zu entkommen und alle Buchten abzuschneiden, die Richtung mitten durch die hohe See gerade nach Nesis **) nehmen. Als ich

*) Neapel.

**) Jetzt Nesita, eine kleine Insel, Puzzuoli gegenüber.

schon so weit war, daß es mir gleichgültig seyn konnte, ob ich weiter führe oder umkehrte, fing jene Glätte der See, die mich verführt hatte an, sich zu verlieren; es war noch kein Sturm, aber die See ging schon hohl, und die Wogen folgten sich allmählig stärker. Ich bat jetzt den Steuermann, mich irgendwo ans Land zu setzen: allein der Mann sagte, die Küste sey schroff und ohne Landungsplatz, und nichts fürchte er in einem Sturme so sehr, als das Ufer. Und doch war mir zu schlimm, als daß ich an die Gefahr denken konnte; mich quälte nämlich die Seekrankheit, jenes lähmende und doch wirkungslose Uebelseyn, welches die Galle aufregt, ohne sie auszuwerfen. Also drang ich in den Steuermann, und zwang ihn, er mochte wollen oder nicht, nach dem Lande zu steuern. Als wir in die Nähe desselben gekommen waren, wartete ich nicht, bis geschah, was dort Virgil haben will:

Meerwärts dreh'n sie die Schnäbel der Schiffe — —

oder

Werfen vom Schnabel den Anker — — —

Eingedenk meiner Kunst werfe ich mich, ein alter Verehrer des kalten Wassers, in das Meer, wie es einem kalt Badenden ziemt, im wollenen Unterkleide. Was glaubst Du, daß ich ausgestanden, als ich die Klippen emporklomm, als ich einen Weg suchte und bahnte? Da bin ich inne geworden, daß die Seeleute das Land nicht mit Unrecht fürchten. Unglaublich ist es, was ich trug, als ich mich selbst nicht tragen konnte. Ich sage dir, Ulysses war nicht sowohl im Zorne des Meeres geboren, daß er überall Schiffbruch litt: er war seekrank. Auch ich will in zwanzig Jahren überall *ankommen, wohin* ich schiffen soll.

Sobald als mein Magen, den die Seekrankheit bekanntlich mit dem Meere verläßt, sich erholt, und ich mich durch Salbähl erfrischt hatte, fing ich an darüber nachzudenken, wie doch so leicht wir unserer Fehler vergessen, selbst der körperlichen, die immer von Zeit zu Zeit an sich erinnern, geschweige derjenigen, welche um so verborgener bleiben, je größer sie sind. Eine leichte fieberische Aufregung täuscht uns: aber wenn sie zunimmt und daraus wirkliche Fieberhitze wird, so zwingt das Uebel auch den Harten und Duldsamen zum Geständniß. Man fühlt Schmerz in den Füßen, leichte Stiche in den Gelenken: noch immer will man es nicht Wort haben; man hat den Knöchel verrenkt, spricht man, oder bei irgend einer körperlichen Uebung sich zu sehr angestrengt. So lange die Krankheit noch unentschieden und erst im Beginn ist, sucht man einen Namen dafür; fangen aber die Knöchel zu schwellen an, und werden beide Füße zu rechten, so muß man gestehen, daß es das Podagra sey. Das Gegentheil geschieht bei den Krankheiten, worunter die Seele leidet: je übler man sich befindet, desto weniger fühlt man es. Du darfst Dich darüber nicht wundern, liebster Lucilius. Wer nur leicht schlummert, und in diesem Zustande mit Traumbildern spielt, ist sich bisweilen schlafend bewußt, daß er schläft: ein tiefer, schwerer Schlaf aber verlöscht auch die Traumbilder, und macht die tief versenkte Seele des Bewußtseyns unfähig. „Warum gesteht Niemand seine Fehler?" Weil er noch in ihnen befangen ist. Der Wachende erzählt seine Träume; seine Fehler gestehen ist ein Zeichen der Genesung. Erwachen wir denn, um uns unserer Irrthümer überführen zu können! *Aber nur* die Philosophie wird uns aufwecken, wir

allein den betäubenden Schlaf verscheuchen. Ihr gib Dich ganz zu eigen: Du bist ihrer würdig, sie Deiner. Eile in ihre Arme; und allem Anderen verweigere Dich entschlossen und offen. Es ist nicht, als ob Du nur in verstohlenen Augenblicken philosophiren dürftest. Wenn Du krank wärest, so hättest Du die Sorge für Deine häuslichen Angelegenheiten eingestellt; Deine gerichtlichen Geschäfte ließest Du unbeachtet, und wohl Niemand wäre Dir wichtig genug, um seinetwegen als Sachwalter in leidlichen Zwischenräumen auf das Forum zu gehen: Deine ganze Seele wäre nur darauf gerichtet, so bald als möglich Deiner Krankheit los zu werden. Nun dann, warum thust Du jetzt nicht dasselbe? Entferne alle Hindernisse, und lebe nur für die Veredlung Deiner Gesinnung; kein Vielbeschäftigter bringt es dahin. Die Philosophie übt ihr Herrscherrecht: sie gibt Zeit, und empfängt sie nicht. Sie ist nicht Nebensache; sie ist die Hauptsache, die Herrin; sie erscheint und befiehlt. Eine Stadt, welche Alexandern einen Theil ihres Gebiets und die Hälfte ihres gesammten Besitzes anbot, erhielt von ihm die Antwort: „Ich bin nicht in der Absicht nach Asien gekommen, anzunehmen, was ihr mir geben würdet, sondern damit ihr haben sollt, was ich euch übrig lassen werde." Dasselbe spricht die Philosophie zu allen Dingen: „ich werde nicht die Zeit annehmen, welche euch übrig bleiben wird, sondern ihr sollt diejenige haben, welche ich euch überlasse." Hieher richte Deinen ganzen Sinn; zu ihren Füßen setze Dich; sie verehre; ein großer Raum sey zwischen Dir und den Andern. *Allen Sterblichen* wirst Du weit vorangehen, weniger weit *Dir die Götter.* Was noch zwischen Diesen und Dir für ein

Unterschied seyn werde, fragst Du? Sie werden länger bestehen. Aber, wahrlich, es ist eines großen Künstlers Werk, ein solches Ganzes in einen kleinen Raum zu schließen. Für den Weisen ist seine Lebensdauer von demselben Umfang, wie für den Gott die Ewigkeit. Und es gibt etwas, worin der Weise den Gott übertrifft: dieser dankt es der Natur, daß er nichts fürchtet; der Weise dankt sich selbst. Siehe, welche Größe: die Schwäche des Menschen zu haben, und die Furchtlosigkeit eines Gottes! Unglaublich ist die Kraft der Philosophie, um alle Macht des Zufälligen zu entkräften. Kein Geschoß haftet an ihr; sie ist fest und sicher: viele solche Geschosse fängt sie, wie matte und leichte Pfeile, spielend in ihrem weiten Gewande auf; andere zerstreut sie und schleudert sie auf Den zurück, der sie gesendet hatte.

Vierundfünfzigster Brief.

Vorbereitung auf den Tod.

Meine Kränklichkeit hatte mir einen langen Urlaub gegeben; *) plötzlich fiel sie mich wieder an. „In welcher Art?" fragst Du. Du hast Grund, so zu fragen; so wenig ist mir irgend eine Art unbekannt. Einer bin ich jedoch vor allen gleichsam zu eigen gegeben; ich sehe nicht, warum ich sie mit dem Griechischen Namen benennen soll, da sie ganz passend mit suspirium [Brustkrampf] bezeichnet werden kann. Der Anfall ist von sehr kurzer Dauer, ähnlich einem Windstoß;

*) D. h. hatte mich lange verschont.

in einer Stunde ist Alles vorüber. Denn wer gibt lange den Geist auf? Alle den Körper bedrückenden oder gefährdenden Uebel sind durch mich hindurchgegangen; lästiger als dieses fand ich keines. Und wirklich — Jedes andere, was es auch sey, ist nur eine Krankheit; dieses ist ein Todeskampf. Daher nennen es auch die Aerzte die Vorübung des Sterbens. Denn endlich thut der Athem doch wirklich, was er mehrmals versucht hat.

Glaubst Du etwa, ich schreibe dir darum so heiter, weil ich davon gekommen bin? Wenn ich mich über diesen Ausgang als über meine Genesung freute, handelte ich nicht minder lächerlich, als Einer, der seine Sache gewonnen zu haben glaubte, wenn man ihm einen längern Termin gesetzt hat. Nein, auch mitten in jenen Erstickungszufällen hörte ich nicht auf, durch frohe und ermuthigende Betrachtungen mich zu beruhigen. „Was ist's denn?" frag' ich mich. Der Tod versucht es oft mit mir. Möge er immerhin. Habe ich es doch längst schon mit ihm versucht. Und wann? Schon ehe ich geboren ward. Todt seyn bedeutet, daß das, was war, nicht mehr ist. Aber was dieß ist, weiß ich schon; dieses [Nichtseyn] wird nach mir seyn, was es vor mir war. Wenn darin ein Leiden liegt, so muß es auch darin gelegen haben, ehe wir in die Welt eintraten: allein wir haben damals kein Ungemach empfunden. Ich frage Dich, wäre es nicht Unsinn, sagen zu wollen, es stehe schlimmer um die Lampe, wenn sie erloschen ist, als ehe man sie anzündete? Auch wir werden angezündet und erlöschen wieder; in dieser *Zwischenzeit haben* wir Empfindung von Leiden: vor und *nach ist tiefe Ruhe.* Darin, dünkt mich, irren wir, mein

Lucilius, daß wir glauben, der Tod folge erst, da er doch eben sowohl vorangegangen ist, als folgen wird. Was vor uns war, ist Tod. Was ist's denn also, ob wir noch nicht anfangen oder aufhören zu seyn? Von beidem ist die gleiche Folge, das Nichtseyn.

Mit diesen und ähnlichen Ermunterungen (stillschweigenden, versteht sich, denn zu Worten konnte ich nicht kommen) hörte ich nicht auf mir zuzusprechen. Nach und nach machte diese Beengung, die schon ein Ringen mit dem Athem gewesen, größere Pausen, zögerte, und blieb aus. Doch auch noch jetzt, wiewohl das Uebel aufgehört, hat das Athmen nicht seinen natürlichen Gang: ich fühle noch immer, daß es gehemmt und aufgehalten ist. Mag es doch! kommt ja mein Seufzen nicht aus dem Herzen. Das verbürg' ich Dir: ich werde vor dem letzten Augenblicke nicht zittern; ich bin vorbereitet, und rechne nicht auf einen ganzen Tag. Den lobe Dir und ahme ihm nach, der nicht mit Widerwillen stirbt, so lange ihn noch vergnügte zu leben. Denn was wäre es Großes, zu gehen, wenn man hinausgeworfen wird? Wiewohl, auch hierin kann man groß seyn. Ich lasse mich hinauswerfen, doch als ginge ich selbst. Und deßwegen wird der Weise nie hinausgeworfen: weil hinauswerfen so viel ist als Einen von einer Stelle schaffen, die er gutwillig nicht verläßt. Wider Willen aber thut der Weise nichts. Er entzieht sich der Nothwendigkeit, weil er will, wozu sie zwingen würde.

Fünfundfünfzigster Brief.

Die Villa des Vatia. — Auch mit abwesenden Freunden sind wir im Verkehr.

Ich verlasse so eben den Wagen, nicht weniger ermüdet, als wenn ich eben so lange zu Fuß gegangen wäre, als ich gesessen habe. Lange zu fahren ist auch eine Arbeit, und vielleicht eine um so beschwerlichere, weil sie gegen die Natur ist, die uns Füße gegeben hat, um damit selbst zu gehen, wie sie uns Augen gab, um selbst zu sehen. Unser weichliches Leben hat uns zur Schwäche verurtheilt, und, was wir lange nicht thun wollten, hören wir auf zu können. Für mich war es übrigens nothwendig, den Körper durchzurütteln, um den Schleim von der beengten Brust zu schaffen, oder, wenn es eine andere Ursache war, die meinen Athem beschwerte, ihn durch diese Erschütterung zu erleichtern: und wirklich fühle ich, daß sie mir gute Dienste that. Ich dehnte also meine Spazierfahrt aus, wozu mich ohne dieß die Reize des Ufers einluden, welches sich zwischen Cumä und dem Landgut des Servilius Vatia in einer Bucht hinzieht, und zwischen dem Meere auf der einen und dem (acherusischen) See auf der anderen Seite gleichsam eine schmale Straße bildet. Diese war in Folge des neulichen Seesturmes noch ziemlich fest. Denn sie wird, wie Du weißt, wenn die Wogen hoch gehen, überfluthet: eine längere Meeresstille löst wieder den sandigten Boden, indem die Feuchtigkeit entweicht, welche ihn verbunden hatte. — Nach meiner Gewohnheit *sah ich nach irgend* einem Gegenstande um, dessen Betrachtung *mir nützlich* werden könnte, und so fielen meine Augen

ist das Landgut, welches einst dem Vatia gehört hatte. ier also war's, wo jener reiche gewesene Prätor seine ahre verlebte, der durch nichts als durch seine Muße be- nnt war, und wegen dieser allein für glücklich galt. Denn oft Einer durch die Freundschaft des Asinius Gallus, *) er durch den Haß und später durch die Liebe des Sejanus en zu hassen nicht minder gefährlich war, als ihn zu lie- n) gestürzt ward, so riefen die Leute aus: „O glücklicher atia, Du allein verstehst zu leben!" Allein der Mann rstand nur verborgen zu bleiben, nicht zu leben.

Es ist ein großer Unterschied, ob dein Leben in Muße der in Trägheit hingeht. Nie ging ich, als Vatia lebte, dieser Villa vorüber, ohne zu sagen: „hier liegt Vatia graben." Allein, mein Lucilius, es ist um die Philosophie was so Heiliges und Ehrwürdiges, daß auch eine erborgte ehnlichkeit mit ihr wohlgefällt. Den Menschen, der in ße lebt, hält das Volk für einen Zurückgezogenen, der ne alle Anfechtung, mit sich zufrieden, nur sich lebt — ein ück, das nur der Weise genießen kann. Nur er, den chts bekümmert, versteht sich zu leben; denn, was die uptsache ist, nur er versteht es, zu leben. Denn wer eschäfte und Menschen flieht, wen das Fehlschlagen seiner ünsche verbannte, wer es nicht ansehen kann, wie Andere ücklicher sind; wer wie ein scheues und wehrloses Thier s Furcht sich verkriecht, der lebt nicht sich, sondern, was s Schimpflichste ist, dem Bauche, dem Schlafe, der

*) Asinius Gallus, ein Freisinniger zu Tiberius Zeit. Sejanus, des Letzteren, später gestürzter, Günstling.

Wollust. Wer für Niemand lebt, lebt darum noch nicht für sich. Doch ist es immer nichts Kleines, sich gleich zu bleiben, und zu beharren auf seinem Vorsatze, so daß auch ein geflissentliches Ausdauern in der Unthätigkeit eine gewisse Würde gibt.

Von der Villa selbst kann ich Dir nichts Näheres schreiben; ich kenne nur ihre Aussenseite, und was sie für die Vorübergehenden zur Schau trägt. Sie hat zwei künstlich gebildete, dem geräumigsten Vorsaal an Weite gleich kommende Grotten, deren eine die Sonne gar nicht zuläßt, die andere dieselbe bis zum Untergange behält. Einen Platanenhain durchschneidet, in Art eines Canales, ein Bach, der den acherusischen See mit dem Meere verbindet, und einen Vorrath von Fischen enthält, welcher, auch wenn man ihn fortwährend benützte, nicht leicht zu erschöpfen wäre. Allein man schont ihn, so lange das Meer zugänglich ist: so oft aber Stürme den Fischern Feiertage gewähren, bedient man sich des Vorraths, der zur Hand ist. Die größte Bequemlichkeit dieser Villa ist jedoch die, daß sie an Bajä gränzt; sie hat die Annehmlichkeiten von Bajä, ohne dessen Unbequemes zu theilen. Ich weiß aus eigener Erfahrung, was dieß werth ist.*) Mir scheint dieses Landgut für das ganze Jahr geeignet zu seyn. Es empfängt die lauen Westwinde, und zwar so ganz, daß es dieselben Bajä vorenthält. Vatia war, dünkt mich, kein Thor, daß er diesen Ort sich wählte, um hier die Muße eines thatenlosen Greises zu verleben.

*) S. den Anfang des folgenden Briefes.

Und doch kann der Ort nur wenig zu einem ruhigen Leben beitragen. Das Gemüth ist es, was sich Alles verschönern kann. Ich habe Traurige gesehen in einer heiteren und reizenden Villa; ich habe mitten in einer Einöde Leute gesehen, die Vielbeschäftigten glichen. Du hast also keinen Grund, zu glauben, Du seyest darum nicht in der besten Verfassung, weil Du nicht in Campanien sonst. Aber warum bist Du's nicht? Sende Deine Gedanken hieher. Auch mit abwesenden Freunden kann man verkehren, so oft und so lange man will. Ja wir genießen dieses so große Vergnügen in höherem Grade, wenn wir abwesend sind: die Gegenwart verwöhnt uns; und weil wir oft zusammensprechen, lustwandeln, beisammen sitzen, so denken wir, wenn wir allein sind, nicht an Die, welche wir so eben erst gesehen haben. Um so geduldiger sollen wir uns in ihre Abwesenheit schicken, weil wir, auch wenn wir sie bei uns haben, doch oft genug von ihnen getrennt sind. Rechnen wir zuerst die Nächte, die wir allein zubringen, die verschiedenen Beschäftigungen, die uns trennen, die besondern Studien eines Jeden, die kleinen Landreisen: — und Du wirst finden, daß es nicht eben viel ist, was uns durch den Aufenthalt außer Landes entzogen wird. Den Freund muß man im Herzen besitzen: dieses ist nie abwesend, es sieht, wen es will, täglich. So studiere denn mit mir, speise mit mir, begleite mich auf meinen Spaziergängen. Wir lebten sehr beengt, wenn es für unsere Gedanken irgend eine Schranke gäbe. Ich sehe Dich, mein Lucilius; ja ich höre Dich; ich bin Dir so nahe, daß ich ungewiß bin, ob ich Dir wirklich Briefe, oder nur kurze Handbriefchen schreiben soll.

Sechsundfünfzigster Brief.

Das geräuschvolle Leben zu Bajä. Über den Weisen stört kein Lärm.

Ich will verloren seyn, wenn es wahr ist, was man gewöhnlich glaubt, Stille sey dem Studirenden unentbehrlich. Der mannichfaltigste Lärm umrauscht mich hier von allen Seiten: ich wohne gerade über dem Bade. Nun stelle Dir alle die verschiedenen Töne vor, die einen dazu bringen könnten, daß man seinen eigenen Ohren grollte. Wenn die Stärkern sich üben, und ihre mit Blei beschwerten Hände schwingen, wenn sie sich abarbeiten, oder Arbeitenden nachahmen, so vernehme ich ein Geächze, und, so oft sie den angehaltenen Athem ausstoßen, das heftige Zischen desselben: wenn sich's fügt, daß ein plumper Salber sein Wesen treibt, der sich begnügt, auf die ganz gemeine Weise zu Werke zu gehen, so höre ich das Klatschen der Hand auf den nackten Schultern, was, je nachdem die Hand hohl oder flach auffällt, verschiedene Töne gibt. Kommt nun noch ein Ballschläger dazu, und fängt an, seine Schläge zu zählen, so ist keines Bleibens mehr. Denke Dir ferner das viele Gezänke, das Geschrei, wenn ein Dieb erwischt wird, den Singsang Badender, die sich mit ihrer Stimme gefallen, das gewaltige Geplätscher des gepeitschten Wassers, so oft einer in das Bassin springt. Außer diesen Tönen, die doch wenigstens natürlich sind, stelle Dir die feine und schrillende Stimme vor, die ein Haarzupfer *) herauspreßt, um sich bemerklicher

*) *Der seine* Dienste den Weichlingen anbietet, die sich, um

i machen; er schweigt nicht eher, als bis er etwas zu zupfen
at, wo er denn den Andern für sich schreien läßt. Vollends
is Ausrufen der Kuchenbäcker, der Wurst- und Leckereien-
ändler, und aller der Krämer und Garköche, die ihre
Waare, Jeder mit seiner eigenthümlichen, auffallenden Mo-
ulation, feilbieten.

„Du bist von Eisen," wirst Du sagen, „oder taub,
enn unter so buntem und mißtönendem Geschrei Deine
edanken in Ordnung bleiben, da unsern Crispus schon eine
nge Reihe von Besuchen um das Leben zu bringen droht!"
ein, wahrlich, mich kümmert dieses Getöse eben so wenig,
is ein rauschender Bach oder ein Wasserfall, wiewohl ich
eiß, daß ein gewisses Volk seine Stadt einst aus keiner
ndern Ursache verlegte, als weil es das Tosen des Nil-
lles nicht ertragen könnte. Störender finde ich übrigens
ie Stimmen Redender, als einen bloßen Lärm. Jene zie-
en die Seele ab, Dieser schlägt blos an das Ohr und füllt
. Zu den Dingen, welche mich, ohne mich zu zerstreuen,
mrauschen, rechne ich einen vorüberrollenden Wagen, einen
i oder neben dem Hause arbeitenden Schmid oder Zimmer-
ann, oder den Mann neben der Metasudans [Brunnen-
ule], der seine Flöten und Trompeten probirt, und grelle
öne, nicht Melodieen, von sich gibt. Auch ist mir ein
Schall, der zuweilen unterbrochen wird, lästiger, als ein
nhaltender. Allein gegen Alles dieses habe ich mich schon
abgehärtet, daß ich selbst den Bootsmann hören kann, der

ihre Pubertät zu verläugnen, die Haare unter den Achseln ausrupfen ließen.

mit zerreißender Stimme den Ruderknechten den Takt angibt. Ich zwinge meinen Geist, nur auf sich gerichtet zu seyn, und sich nicht von Außendingen abziehen zu lassen. Mag draußen der lauteste Lärm toben, ist nur in meinem Innern kein Tumult, hadern nur in mir nicht Gelüste und Furcht, liegen nicht Habsucht und Verschwendung mit einander in Zwiespalt und Kampf. Denn was nützt die tiefste Stille der ganzen Umgegend, wenn die Leidenschaften brausen?

Alles hatte die Nacht in liebliche Ruhe versenket.

Der Dichter *) irrt. Es gibt keine liebliche Ruhe außer der, in welche die Vernunft uns versenkt. Die Nacht bringt Ungemach, und hebt es nicht; sie ändert nur unsere Sorgen. Denn die Träume der Schlafenden sind nicht minder stürmisch als ihre Tage. Jene Ruhe ist die wahre, die sich über ein reines Gemüth verbreitet. Betrachte dagegen Jenen, der im tiefen Stillschweigen des weiten Palastes den Schlaf sucht, dessen Sclavenschwarm den Mund nicht öffnen darf, und, um mit keinem Laut seine Ohren zu berühren, mit schwebenden Fußtritten seinem Lager sich nähert. Er wirft sich von einer Seite auf die andere, und hascht in mitten seiner Bekümmernisse nach einem bischen Schlummer. Was er hörte, beklagt er sich gehört zu haben. Was glaubst Du, ist Schuld daran? In seinem Gemüthe ist Lärm: dieser ist zu stillen, dieser Aufruhr ist zu dämpfen. Man darf nicht glauben, daß das Gemüth sofort ruhig sey, wenn der Körper liegt. Bisweilen ist die Ruhe unruhig. Wir müßen uns daher zur Thätigkeit erwecken, müßen mit den Wissenschaften ernstlich

*) Varro.

uns beschäftigen, so oft die sich selbst unerträgliche Unthätigkeit uns in Mißbehagen versetzt. Große Feldherrn händigen, wenn ihre Truppen nicht gerne gehorchen wollen, dieselben mit irgend einer Arbeit, und halten sie durch Ausmärsche in Ordnung. Beschäftigte haben nicht Zeit zum Muthwillen, und nichts ist so gewiß, als daß die Laster der Unthätigkeit durch Thätigkeit vertrieben werden. Oft glauben wir uns aus Ueberdruß an den Staatsgeschäften und aus Reue über eine unglückliche und undankbare Stellung zurückgezogen zu haben: und doch erwacht bisweilen in dem Schlupfwinkel, in welchen Furchtsamkeit und Abspannung uns getrieben, unser Ehrgeiz wieder. Dieser hatte aufgehört, nicht weil er ausgerottet, sondern weil er müde oder vielleicht muthlos geworden war, indem die Dinge nicht nach seinem Sinne gingen. Dasselbe sage ich von der lüsternen Sinnlichkeit, welche sich auch bisweilen verloren zu haben scheint: nicht lange aber währt es, so lockt sie die Verehrer der Genügsamkeit aufs Neue an, und sinnt mitten in der Spärsamkeit auf jene Wollüste, welche sie nicht verurtheilt, nur beseitigt hatte, und zwar nur desto leidenschaftlicher, je heimlicher. Denn alle Fehler, die offen hervortreten, sind minder gefährlich: auch Krankheiten neigen sich zur Besserung, wenn sie aus dem Verborgenen hervorbrechen und ihre Stärke offenbaren. Und so sind, glaube es mir, Habsucht, Ehrgeiz und alle übrigen Gebrechen des menschlichen Herzens gerade dann am gefährlichsten, wann sie hinter einer erheuchelten Gesundheit sich verstecken. Wir scheinen nur ruhig und sind es nicht. Denn wenn es uns wirklich Ernst

ist, wenn wir wirklich unsern Rückzug angetreten haben, und allen äußern Schimmer verachten, so wird, wie ich vorhin sagte, nichts uns zerstreuen, keine Stimmen singender Menschen oder Vögel werden unsere guten, wohlgeordneten, auf ihren Gegenstand fest gerichteten Gedanken unterbrechen. Noch fehlt es dem Geiste an Haltung, noch hat er sich nicht in sein Inneres zurückgezogen, so lange Töne und anderes Zufälliges ihn aufregen. Er trägt in sich irgend eine Bekümmerniß, eine gewisse Aengstlichkeit, die ihn so neugierig macht, wie unser Virgilius *) sagt:

Und mich, welchen noch jüngst kein fliegender Sturm der Geschosse
Kümmerte, oder entgegen getummelte Schaaren der Grajer,
Schreckt nun jedes Gesäusel der Luft, regt jedes Geräusch auf,
Daß ich im Gang oft stutze, für Bürde besorgt und Begleitung.

Jener ist der Weise, den nicht geschwungene Speere, nicht aneinander geschlagene Schilde dichter Feindeschaaren, nicht das Krachen erschütterter Städte schrecken: Dieser aber ist der Unerfahrene, der bei jedem Geräusch erbebt, und für Leib und Gut fürchtet, der jeden Laut für Allarm nimmt, und bei der leichtesten Bewegung außer sich geräth. Sein Gepäcke macht ihn ängstlich. Betrachte, welchen Du immer willst von jenen Glücklichen, die so Vieles mit sich schleppen und auf den Schultern tragen, und du wirst finden, er ist

— — — — für Bürde besorgt und Begleitung.

*) Aen. XI, 725 ff. Worte des Aeneas, als er seinen Vater Anchises aus den Flammen trug, und sein Kind Ascanius an der Hand führte.

So wisse denn daß Du Dich in Ordnung gebracht hast, wenn kein Lärm Dich mehr berührt, wenn keine Stimme Dich aus Dir selbst versetzt, sie mag Dir schmeicheln oder Dir drohen, oder auch nur mit leerem Schall um Deine Ohren tönen. „Aber ist es denn nicht viel besser, überhaupt fern von allem Stimmengewirre zu seyn?" Ja, ich gestehe es: daher werde ich diesen Ort wieder verlassen, wo ich mich nur auf die Probe stellen und üben wollte. Was ist Noth, sich länger zu quälen? Hat doch Ulysses für seine Gefährten ein so leichtes Mittel selbst gegen Sirenen erfunden.

Siebenundfünfzigster Brief.

Der Weg durch die Felsengrotte von Neapel.

Als ich von Bajä nach Neapel zurückreisen sollte, ließ ich mir gerne begreiflich machen, das Wetter sey stürmisch, nur um nicht eine zweite Wasserfahrt versuchen zu müßen. Allein des Kothes war auf der ganzen Straße so viel, daß es mir war, als reiste ich gleichwohl zu Wasser. Ich hatte an diesem Tage die ganze Schule des Athleten durchzumachen: nach der Salbe empfing mich der Staub der Neapolitanischen Crypta, *) dieses endlosen Kerkers mit seinen trüben Lichtern, die nicht dazu dienen, um in der Finsterniß, sondern um diese selbst zu sehen. Wiewohl, auch wenn dieser Raum Licht hätte, so würde der Staub es nehmen. Ist es

*) Jetzt die Grotte von Posilippo, durch welche die Straße in einer Strecke von siebenhundert Schritten hindurchführt.

schon im Freien eine beschwerliche, drückende Sache um den Staub, was ist es erst hier, wo er ohne einen Luftzug eingeschlossen, und sich in sich selbst zusammenballend, auf die zurückfällt, die ihn erregten? So haben wir zwei sich widerstreitende Widerwärtigkeiten, auf demselben Wege, an demselben Tage auszuhalten gehabt: wir litten vom Koth und vom Staub zugleich.

Uebrigens gab mir jener finstere Raum doch einigen Stoff zum Nachdenken. Ich fühlte eine gewisse Beklemmung des Gemüthes, ohne eben mich zu fürchten, einen gewissen Eindruck, welchen das Neue und Schauerliche der ungewohnten Umgebung hervorbrachte. Doch ich will nicht von mir selbst sprechen, der ich noch weit entfernt bin, ein erträglicher Mensch, geschweige ein vollkommener zu seyn. Aber auch der Mann, über welchen das Schicksal alle Gewalt verloren, kann noch eine Erschütterung des Gemüthes erleiden, kann noch bisweilen sich entfärben. Es gibt Zufälle, mein Lucilius, welchen keine Tugend entgehen kann; die Natur erinnert an ihre Sterblichkeit. Auch ein Solcher wird die Miene zur Traurigkeit verziehen, wird zusammenschauern bei plötzlichem Schreck, oder schwindeln, wenn er am Rande eines Abgrundes in die entsetzliche Tiefe hinabschaut. Dieß ist nicht Furcht, sondern eine natürliche, für die Vernunft unbesiegbare Anwandlung. So gibt es kräftige Menschen, die, entschlossen, ihr eigenes Blut zu vergießen, gleichwohl kein fremdes sehen können. Manche sinken in Ohnmacht beim Anblick und bei der Berührung einer frischen Wunde, Manche auch beim Anblick einer schon alten und eiternden. Manche, die kein Schwert sehen können, empfangen muthig den Hieb. Ich

empfand also, wie gesagt, nicht eben eine heftige Gemüthsbewegung, doch eine Veränderung: sobald ich aber das Tageslicht wieder erblickte, kehrte, ohne daß ich daran dachte, und ungeheißen, meine Heiterkeit wieder. Da fing ich an, bei mir selbst darüber nachzudenken, wie ungereimt es sey, daß wir manche Dinge mehr, manche weniger fürchten, während das Ende aller dasselbe ist. Was ist es für ein Unterschied, ob ein Wachthaus oder ein Berg über uns zusammenstürzt? Gewiß keiner, und doch werden sich Viele weit mehr vor dem letzteren Einsturze fürchten, wiewohl beide gleich tödtlich sind. So sehr sehen wir bei unserer Furcht nicht auf die Wirkung, sondern auf das Wirkende.

Nun glaubst Du vielleicht, ich rede hier von den Stoikern, welche sich vorstellen, die Seele eines Menschen, der von einer großen Last zermalmt worden, könne nicht fortdauern, sondern löse sich sogleich auf, weil sie keinen freien Ausgang habe? Nein, von diesen spreche ich nicht; ich glaube, daß sie, wenn sie dieses behaupten, im Irrthum sind. Wie eine Flamme nicht zu Boden gedrückt werden kann, indem sie rings um den Gegenstand her ausweicht, der sie niederdrückt; wie die Luft durch einen Schlag oder Wurf nicht verletzt, ja nicht einmal getrennt wird, sondern den Körper umströmt, dem sie wich: so kann auch der Geist, welcher aus dem feinsten Stoffe besteht, nicht festgenommen, noch in einem Körper erdrückt werden; er verdankt es der Leichtigkeit seines Stoffes, daß er sich hindurchdrängt durch das, was ihn drückt. Wie der Blitzstrahl, wenn er weit umher Alles erschüttert und erleuchtet hat, doch durch eine kleine Oeffnung fährt, so entflieht auch die Seele, die nur

feiner iſt, als Feuer, durch jeden Körper. Alſo iſt die F nur, ob die Seele unſterblich ſeyn könne? So viel ſey gewiß: wenn ſie den Körper überlebt, ſo kann ſie aus ſelben Grunde auf keine Weiſe ſterben, aus welchem ſie untergeht. Es gibt keine Unſterblichkeit mit Ausnahme, nichts ſchadet dem, was ewig iſt.

Achtundfünfzigſter Brief.

Ueber das ὄν des Plato. Es iſt in der ſichtba Welt nichts Bleibendes. Ueber Alter und T

Wie arm, ja wie mangelhaft unſere Sprache iſt, ich nie lebhafter, als heute empfunden. Wir ſprachen über Plato, und es begegneten uns tauſend Begriffe, welche wir Ausdrücke ſuchten und keine fanden. Einige die ſich uns darboten, gaben wir, weil wir zu ekel wa wieder auf. Soll man es aber dulden, daß der Mange dende noch ekel iſt? Das [Inſekt], welches die Grie oestrus [die Bremſe] nennen, das die Viehheerden verſt durch die Wälder ſcheucht und zerſtreut, hieß bei unſ Alten *asilus*. Dieß müßen wir dem Virgilius glauben (Ge III, 146.):

> Est lucum Silari juxta ilicibusque virentem
> Plurimus Alburnum volitans, cui nomen *asilo*
> Romanum est, *oestrum* Graii vertere vocantes;
> Asper, acerba sonans; quo tota exterrita silvis
> Diffugiunt armenta.

Ich vermuthe, daß das Römiſche Wort verloren gega *iſt.* — *So waren auch* einige einfache [Zeit-] Wörter

Gebrauche; man sagte z. B. *cernere* ferro inter se. Auch dieß mag Dir Virgilius beweisen (Aen. XII, 709.):

— — — stupet ipse Latinus,
Ingentes, genitos diversis partibus orbis,
Inter se coiisse viros, et *cernere* ferro;

wofür man jetzt *decernere* sagt: der Gebrauch des einfachen Zeitworts ist verloren gegangen. Die Alten sagten: *si jusso* für *si jussero*. Glaube dieß nicht mir, sondern dem zuverlässigen Virgilius (Aen. IX, 467.):

Cætera, quae *jusso*, mecum manus inserat arma.

Ich gebe Dir diese genauen Nachweisungen nicht in der Absicht, dir zu zeigen, wie viele Zeit ich bei meinem Grammatiker verloren habe; sondern damit Du daraus schließest, wie viele Wörter bei Ennius und Attius im Roste liegen mögen, da schon bei Virgilius, der doch täglich in unseren Händen ist, mehrere sich finden, die uns abgehen.

Aber was soll diese Vorbereitung? fragst Du. Ich will Dir nur gestehen, ich wünschte, wenn es seyn kann, mit Genehmhaltung Deiner Ohren, das Wort Essentia zu gebrauchen; wo nicht, so gebrauche ich es ihnen zum Verdrusse. Ich habe einen Gewährsmann für dieses Wort, und ich denke einen tüchtigen, an Cicero: und wenn Du einen neuern verlangst, den Fabianus, einen Redner von gewählter Sprache, die selbst unser ekler Geschmack fein und zierlich findet. Was läßt sich auch anderes thun, mein Lucilius? Wie wollten wir die οὐσία [Wesenheit] ausdrücken, dieses Nothwendige, die Natur in sich Begreifende, diese Grundlage des Ganzen? Ich bitte Dich also, mir zu gestatten,

daß ich dieſes Wortes mich bediene; ich werde mir ange
ſeyn laſſen, von dieſem mir ertheilten Rechte den mög
ſparſamen Gebrauch zu machen; vielleicht daß ich ſcho
frieden bin, es brauchen zu dürfen. Denn was wirl
Deine Gefälligkeit nützen, wenn ich Das, weßwegen id
unſere Sprache ungehalten bin, auf keine Weiſe late
ausdrücken kann?

Du wirſt noch ſtrenger urtheilen über dieſe Beſchr
heit des Römiſchen, wenn ich Dir ſage, daß es eine ei
Sylbe iſt, die ich nicht überſetzen kann. Und welche? da
[das Seyende, das Ding]. Vielleicht erſcheine ich Dir
ungeſchickt; da ja die Wendung zur Hand iſt, dafü
ſagen: Quod est. Allein ich ſehe darin einen großen U
ſchied: ich bin genöthigt ein Zeitwort für ein Nennwo
ſetzen. Doch es ſey, weil es nun einmal unvermeidlic
Dieſes Quod est alſo wird, wie unſer gelehrter Freund
ſagte, von Plato in ſechs verſchiedenen Weiſen genommen
werde ſie Dir alle erklären; nur muß ich zuvor beme
in welchem Sinne man von *genus* oder *species* ſpreche.
ſuchen wir nun zuerſt das *genus* als das Oberſte, unter
chem die übrigen *species* ſtehen, von welchem alle Einthe
ausgeht, und welches Alles in ſich begreift. Wir werde
finden, wenn wir umgekehrt vom Einzelnen ausgehen:
ſo werden wir aufwärts zum Oberſten gelangen. Der M
iſt eine *species*, wie Ariſtoteles ſagt; das Pferd, der
iſt eine *species*; es muß ſomit ein Gemeinſchaftliches,
dieſe *species* Verknüpfendes geſucht werden, das ſie alle
faſſe, und unter welchem ſie ſtehen. Und dieß iſt [der
griff]: Thier. So erſcheint denn für die eben genan

Dinge, Mensch, Pferd, Hund, das *genus*: Thiere. Aber es gibt auch Dinge, welche ein Leben (*anima*) haben, und doch nicht Thiere (*animalia*) sind. Denn wir nehmen an, daß auch den Pflanzen und Gewächsen ein Leben inwohnt, weßwegen wir auch von ihnen sagen, daß sie leben und absterben. Eine höhere Stelle werden also die belebten Dinge (*animantia*) einnehmen, unter welchen Thiere und Pflanzen begriffen sind. Andere Dinge aber haben kein Leben, z. B. Steine, und so wird noch ein Höheres seyn, als das Belebte, nämlich Körper; diesen theile ich so ein, daß ich sage: die Körper sind entweder belebt, oder nicht belebt. Aber auch über dem Körper steht noch Etwas; denn wir unterscheiden zwischen körperlichen und unkörperlichen Dingen. Was wird also Das seyn, was in diese beiden (Begriffe) zerfällt? Eben jenes, dem wir so eben den nicht sehr passenden Namen Quod est, gegeben haben. Dieß wird in seine *species* zerlegt, indem wir sagen: Was ist, ist entweder körperlich oder unkörperlich. Dieses *genus* also ist das erste und höchste, und so zu sagen das genus generale; die übrigen sind auch wieder genera, oder specialia. Mensch ist ein genus, denn es enthält die species der Völkerstämme, Griechen, Römer, Parther; der Farben, weiße, schwarze, gelbe; die Individuen, Cato, Cicero, Lucretius. In so fern dieser Begriff eine Vielheit in sich faßt, ist er ein genus; in so fern er unter einem andern steht, ist er eine species. Nur das genus: Quod est, ist das Allgemeine, und hat kein Weiteres über sich. Es ist das Prinzip aller Dinge; alles ist unter ihm.

Die Stoiker wollen auch über dieses noch ein höheres, allgemeineres setzen, wovon gleich nachher: vorerst will ich zeigen, daß dieses genus, von welchem ich spreche, mit Recht als das oberste aufgestellt werde, da es alle Dinge in sich faßt. Was ist, theile ich in die beiden *species* des Körperlichen und Unkörperlichen. Es gibt kein Drittes. Das Körperliche zerfällt wiederum in Belebtes und Unbelebtes. Das Belebte theile ich so, daß ich sage: was belebt ist, hat entweder eine Seele (animus), oder bloßes Leben (anima); oder: es hat entweder freie Bewegung von einem Orte zum andern, oder es ist an den Boden geheftet, und zieht Nahrung und Wachsthum aus seinen Wurzeln. Wiederum die Thiere zerlege ich in die *species:* sterbliche und unsterbliche.

Einige Stoiker aber nehmen als oberstes *genus* das Etwas (quiddam) an, und zwar aus folgendem Grunde. In der Natur, sagen sie, ist Einiges wirklich, Anderes nicht. Denn auch das, was nicht wirklich ist, was nur als Vorstellung vor die Seele tritt, besteht gleichwohl in der Natur der Dinge; wie z. B. Centauren, Giganten, und andere nichtige Schöpfungen der Phantasie, wenigstens als Bilder bestehen, wenn sie gleich kein Wesen (substantiam) haben.

Nun kehre ich zurück zu Dem, was ich Dir versprochen, und zeige Dir, wie Plato alles, was ist, in sechs Arten theilt. Die erste wird weder durch das Gesicht, noch durch das Gefühl noch durch irgend einen andern Sinn wahrgenommen; sie ist nur denkbar. Der allgemeine Begriff, z. B. Mensch im Allgemeinen, tritt nicht vor die Augen, wohl aber der besondere, Cicero, Cato. Das Thier wird nicht gesehen, sondern gedacht; man

steht nur seine species, den Hund, das Pferd. — Als das Zweite von Dem, was ist, stellt Plato das Wesen auf, welches Alles überragt, Alles übertrifft. Von diesem sagt er das Seyn vorzugsweise aus; wie man z. B. mit dem gemeinschaftlichen Namen Dichter zwar jeden bezeichnet, der Verse macht, bei den Griechen aber dieses Wort auf die Bezeichnung eines Einzigen zu beschränken pflegt. Man versteht den Homer, wenn man von dem Dichter spricht. Und dieses Wesen ist — Gott, als welcher größer und mächtiger ist denn Alles. — Die dritte Gattung begreift die Dinge, welche an und für sich sind: sie sind unzählig, liegen aber außer unserem Gesichtskreise. Und was sind sie, fragst Du. Plato's eigenthümlicher Apparat; er nennt sie Ideen; aus ihnen hat Alles, was wir sehen, sein Daseyn, nach ihnen bildet sich Alles. Sie sind ewig, unwandelbar, unantastbar. Vernimm denn, was die Ideen seyen, oder vielmehr, was sie nach Plato's Ansicht seyen. „Die Ideen sind die ewigen Urbilder aller der Dinge, welche in der Natur bestehen." Dieser Begriffsbestimmung will ich eine weitere Erörterung beifügen, um Dir die Sache noch klarer zu machen. Wenn ich ein Bild von Dir malen will, so bist Du das Urbild zu meinem Gemälde; von diesem Urbild faßt mein Geist das Gepräge auf, welches er seinem Werke aufdrücken will. So ist Deine Gesichtsbildung, die mir zeigt, was ich nachzuahmen habe, die Idee. Solcher Urbilder hat die Natur eine unbegränzte Menge von Menschen, Fischen, Bäumen; und alle Dinge, welche sie schafft, sind Abdrücke derselben. — Als das Vierte stellt Plato das Idos auf. Es bedarf aufmerksamen Nachdenkens, um zu verstehen, was dieses Idos sey, und Du

hast es dem Plato, nicht mir zuzurechnen, wenn Du d
Dinge schwierig findest. Uebrigens haben ja feine Unterfc
dungen immer ihre Schwierigkeit. So eben bediente ich m
der Vergleichung mit einem Maler. Der Maler, wel
mit seinen Farben den Virgilius darstellen wollte, m
diesen selbst ins Auge fassen. Virgils Gesicht war die J
das Urbild des werdenden Werkes. Was nun der Künf
aus diesem Urbild entnahm, und auf sein Werk übertrug,
das Idos. Du fragst nach dem Unterschied von Idos
Idee? Die Idee ist das Urbild, das Idos die von
Urbild genommene und auf das Kunstwerk übergetrag
Form. Jenes ahmt er nach, dieses macht er selbst. C
Statue hat eine eigenthümliche Gesichtsbildung; diese ist
Idos. Diese eigenthümliche Gesichtsbildung aber hat
Urbild selbst, welches der Künstler vor Augen hatte, al
die Statue formte, und diese ist die Idee. Verlangst
noch eine andere Unterscheidung? Das Idos ist im W
selbst, die Idee außer demselben, und nicht blos außer,
dern auch vor demselben. — Die fünfte Art begreift
Dinge, welche gemeinhin sind; diese gehen uns zunä
an, und hieher gehört Alles, Menschen, Thiere, Sachen.
Die sechste enthält die Dinge, die nur gleichsam si
wie der Raum, die Zeit.

Was wir sehen und berühren, rechnet Plato nicht
den Dingen, welchen er ein eigentliches Seyn zuschre
Denn sie sind im Zustande des Fließens, eines beständigen
nehmens und Wachsens. Keiner von uns ist derselbe
Alter, der er als Jüngling gewesen; Keiner ist am Morg
der er Tags zuvor war. Unser Körper wird wie von ei

Strome dahingerissen: was Du siehst, eilt wie die Zeit von dannen; Nichts von Allem, was um uns ist, bleibt. Ich selbst, indem ich davon rede, daß Alles sich verändere, bin inzwischen ein Anderer geworden. Das ists, was Heraclitus sagte: in denselben Fluß steigt man nicht zweimal. Der Name des Flusses bleibt derselbe; sein Wasser ist vorüber. Dieß fällt an dem Flusse nur mehr in die Augen, als an dem Menschen; aber auch uns führt ein nicht minder rascher Strom dahin. Und darum wundere ich mich über unsere Verblendung, daß wir an einem so flüchtigen Besitze, an unserem Körper, mit solcher Liebe hängen, und uns vor dem einstigen Tode fürchten, als ob nicht jeder Augenblick der Tod des vorigen Zustandes wäre. Wie sollten wir uns fürchten, es möchte Einmal geschehen, was täglich geschieht? Ich sprach nur von dem Menschen, diesem unfesten, hinfälligen, allen Einflüssen ausgesetzten Stoffe: aber auch die Welt selbst, dieses ewige, unzerstörbare Ganze, ändert sich und bleibt nicht dieselbe. Sie hat Alles noch in sich, was sie je hatte; aber sie hat es anders, als sie es hatte; sie ändert die Ordnung.

Was sollen mir diese Subtilitäten nützen? fragst Du? Nützen eben nichts, dünkt mich. Allein wie ein Künstler seine von seiner Metallarbeit angegriffenen und müden Augen zur Erholung bisweilen wegwendet und an einem anderen Gegenstande, wie man sagt, weidet; so müßen auch wir je und je unsern Geist abspannen, und ihn durch irgend eine angenehme Erholung stärken. Allein auch diese Erholung selbst sey eine Beschäftigung. Und sogar auch aus solchen Betrachtungen, wie diese, wirst Du, wenn Du sie nur als

Aufmerksamkeit anstellen willst, Etwas entnehmen, was Dir nützen kann. So pflege ich es zu machen, Lucilius: aus jeder Erholung, auch wenn sie der Philosophie noch so fremd ist, versuche ich etwas Brauchbares und Nützliches zu ziehen, und mir zu bereiten. Willst Du nun wissen, was aus den Dingen zu gewinnen sey, die uns so eben beschäftigten, und die doch von dem Geschäfte der Umbildung unseres Charakters so ferne abliegen? wie die platonischen Ideen uns besser zu machen vermögen? was wir aus ihnen entnehmen sollen, das im Stande sey, unsere Begierden zu dämpfen? Schon Das, daß Plato allen den Dingen, welche unsern Sinnen unterworfen sind, und uns reizen und entflammen, kein wahres Seyn zuschreibt. Sie sind demnach nur eingebildet, und tragen nur für einige Zeit irgend eine Gestalt; aber Nichts an ihnen ist dauernd und wesenhaft. Und doch verlangen wir darnach, als ob sie immer dauern, als ob wir sie immer haben würden. Wir schwache, hinfließende Wesen, möchten wir nur von Zeit zu Zeit stille stehen, *) und unsern Sinn aufwärts richten zu Dem, was ewig ist, und in Bewunderung betrachten die hoch über uns schwebenden Urbilder aller Dinge, und die Gottheit, die unter ihnen waltet, und dafür sorgt, wie sie Das, was sie nicht unsterblich schaffen konnte, weil die Materie sie hinderte, doch vor dem Tode sichern, und durch Vernunft die Gebrechen des Körperlichen überwinden möge! Denn alle Dinge dauern fort, nicht, weil sie ewig sind, sondern weil die Sorge des Weltregenten sie vor dem Untergange bewahrt. Das Unsterbliche

*) *Consistamus.*

bedarf des Beschützers nicht. Aber die Körperwelt erhält der Meister, der sie schuf, durch seine Allmacht siegend über die Zerstörbarkeit der Materie. Laß uns Alles das verachten, was so werthlos ist, daß man zweifeln müße, ob es überhaupt sey. Zugleich laß uns denken: wenn die göttliche Vorsicht das Weltganze selbst, das nicht minder sterblich ist, als wir, den Gefahren entzieht; so kann auch unsere Vorsicht auf einige Augenblicke diesem Körperchen seine Dauer verlängern, wenn wir jene Lüste regeln und einschränken, durch welche die Meisten zu Grunde gehen. Plato selbst hat es durch Sorgfalt bis zu einem hohen Alter gebracht. Zwar hatte er von der Natur einen starken und kräftigen Körper erhalten, und seine breite Brust hatte ihm den Namen Plato gegeben: doch hatten Seereisen und Gefahren ihm viel von seinen Kräften entzogen. Allein Genügsamkeit, ein bescheidenes Maß in allen den Dingen, welche die Begierde wecken, und wachsame Aufmerksamkeit auf sich selbst hat ihm, trotz vielen hindernden Ursachen, zum Greisenalter verholfen. Denn Du wirst ohne Zweifel wissen, daß Plato in Folge dieser sorgfältigen Lebensweise einundachtzig Jahre, und zwar vollständig, erreichte, indem er gerade an seinem Geburtstage starb. Magier, welche gerade in Athen waren, opferten daher dem Verstorbenen, in der Meinung, daß er ein höheres Loos, als gewöhnliche Sterbliche, gezogen, indem er die vollkommenste Zahl, welche aus neunmal neun entstehe, voll gemacht hatte. Wiewohl ich zweifle nicht, daß er auch bereit gewesen wäre, auf etliche Tage von der vollen Summe und auf das Opfer selbst zu verzichten. — So kann also eine *genügsame* Lebensart das Alter verlängern. Ja

glaube zwar nicht, daß ein hohes Alter lebhaft zu wünschen sey, doch ist es auch nicht zu verschmähen. Es ist angenehm, so lange als möglich mit sich zusammen zu seyn, wenn man sich würdig gemacht hat, seiner zu genießen.

Allein die Frage wäre zu beantworten, ob man es nicht verschmähen soll, an die äußerste Gränze des Alters zu gelangen, ob man das Ende nicht mit eigener Hand herbeizuführen habe, statt es zu erharren? Der ist nahe daran zu zagen, der willenlos wartet, bis das Todesgeschick erscheint; so wie Derjenige dem Weine unmäßig ergeben ist, der den Krug mit dem letzten Tropfen der Hefe ausschlürft. Allein es fragt sich doch, ob jenes letzte Restchen des Lebens wirklich die Hefe sey, oder vielleicht lauterer und reiner als das übrige; ob der Geist noch nichts gelitten; ob er noch unterstützt werde von ungeschwächten Sinnen; ob der Körper noch nicht entkräftet und vor der Zeit erstorben sey? Denn es ist ein sehr großer Unterschied, ob Jemand sein Leben, oder sein Sterben verlängert. Wenn der Körper zu seinen Dienstleistungen unbrauchbar geworden ist, warum sollten wir den beschwerten Geist nicht hinausführen dürfen? Vielleicht sollten wir es noch etwas früher thun, als es nothwendig ist, um nicht, wenn es seyn muß, schon unfähig zu seyn, es zu thun. Da die Gefahr, elend zu leben, eine schlimmere ist, als die, vor der Zeit zu sterben, so kann nur ein Thor es verschmähen, um den Preis eines Augenblicks von einer großen Gefahr sich loszukaufen. Nur Wenige gelangen durch ein hohes Alter hindurch ohne Einbuße bis zum Tode: für Viele ist das Leben ein brachliegendes, nutzloses Gut. Fin-
'est Du es hart, etwas von dem Leben aufzugeben, das man

doch einmal endigen muß? Höre mich nicht mit Unmuth, als ob dieſe meine Behauptungen ſchon dich ſelbſt angingen; ſondern beurtheile blos, was ich ſage. Ich werde dem Alter nicht entfliehen, wenn es mich mir ganz bewahrt, ganz nämlich, jenem beſſern Theile nach. Aber wenn es anfangen ſollte, meinen Geiſt anzugreifen, und ſein Vermögen zu entkräften, wenn es mir nicht das Leben, ſondern nur das thieriſche Daſeyn noch übrig läßt, dann werde ich mich mit Einem Sprunge retten aus der morſchen, hinſinkenden Behauſung. Einer Krankheit, ſo lange ſie heilbar und meinem Geiſte nicht hinderlich iſt, werde ich mich nicht durch den Tod entziehen: ich werde nicht eines Schmerzes wegen Hand an mich legen; ſo ſterben, hieße beſiegt werden. Weiß ich aber, daß ich ihn immer werde leiden müßen — nun ſo werde ich von dannen gehen, aber nicht wegen des Schmerzes ſelbſt, ſondern weil er mich an allem dem hindern würde, wegen deſſen man lebt. Schwach und feig iſt, wer um des Schmerzes willen ſtirbt: aber ein Thor iſt, wer dem Schmerz zu Gefallen lebt.

Doch ich verliere mich zu weit: der Stoff iſt von der Art, daß man dazu einen ganzen Tag verbrauchen könnte. Aber wer mit einem Briefe nicht zu Ende kommen kann, wie wird der ſeinem Leben ein Ende zu machen vermögen? So lebe denn wohl! — ein Wort, das Du lieber leſen wirſt, als vom Tod, und nichts als vom Tod!

Neunundfünfzigster Brief.

Ein Urtheil Seneca's über die Schreibart Lucilius. — Ueber Selbstkenntniß und w Freude.

Deinen Brief habe ich mit großer Lust gelesen. G mir nämlich, dieses Wort in seinem gewöhnlichen Sin nehmen, und schiebe ihm nicht seine stoische Bedeutung Wir halten die Lust für einen Fehler. Immerhin: doch gen wir das Wort zur Bezeichnung einer heitern Seele mung zu gebrauchen. Ich weiß es, es ist eine übelb tigte Sache um die Lust (wenn wir unser [stoisches] W verzeichniß befragen), und Freude kann nur dem W zu Theil werden: denn sie ist das Hochgefühl einer au eigenthümlichen Güter und Kräfte vertrauenden Gleichwohl sagen wir nach dem gewöhnlichen Sprachgebr dieses oder jenes Mannes Erhebung zum Consulat, seine Vermählung, oder die Entbindung seiner Gattin uns große Freude gemacht; und dennoch sind diese oft sogar nicht erfreulich, daß sie nicht selten die Ar künftiger Trauer sind: zur Freude aber gehört, daß sie aufhören, nicht in's Gegentheil sich verwandeln kann. daher unser Virgilius sagt:

— — — — des Herzens leidige Freuden, *)

so ist dieß zwar schön, aber sehr uneigentlich gespr denn es gibt keine leidige Freude. Er hat mit d Namen die Lüste belegt, und ausgedrückt, was er

*) Aen. VI, 678.

wollte: denn er bezeichnete Menschen, welche über ihre Leiden vergnügt sind. Indessen sagte ich doch nicht mit Unrecht, ich habe Deinen Brief mit großer Lust gelesen. Denn wie löblich auch ein Grund seyn mag, aus welchem der Unweise sich freut, so nenne ich doch seine leidenschaftliche, schnell wieder in das Entgegengesetzte übergehende Stimmung eine durch die Vorstellung von einem falschen Gute angeregte ungemäßigte, ausschweifende Lust.

Doch um auf das zurückzukommen, was ich sagen wollte, so vernimm, was an Deinem Briefe mir Vergnügen gemacht hat. Du hast die Worte in Deiner Gewalt: die Rede reißt Dich nicht hin, führt Dich nicht weiter, als in Deinem Plane liegt. Viele sind, die durch das Gefallen an einem schönen Worte sich verleiten lassen, Etwas zu schreiben, was sie gar nicht schreiben wollten. Dieß begegnet Dir nicht: Dein ganzer Vortrag ist gedrängt und sachgemäß. Du sagst, so viel Du sagen willst, und deutest noch mehr an, als Du sagst. Dieß läßt noch auf ein wichtigeres Gut schließen; es ist ein Beweis, daß auch Dein Gemüth nichts Ueberflüssiges, nichts Aufgedunsenes hat. Ich finde hin und wieder Metaphern, die eben so wenig verwegen als ungefällig sind: mögen sie also ihr Glück versuchen. Ich finde Bilder; und wer uns ihren Gebrauch verbietet, und sie blos den Dichtern gestattet wissen will, scheint mir Keinen von den Alten gelesen zu haben, welche doch mit ihren Vorträgen noch kein Beifallklatschen zu erhaschen suchten. Sie, die so einfach, und nur mit der Absicht, ihren Gegenstand klar darzustellen, sprachen, sind voll von Gleichnissen: und diese sind meiner

Meinung nach unentbehrlich, nicht aus demselben Grunde, wie den Dichtern, sondern um der Unzulänglichkeit [unserer Sprache] zu Hülfe zu kommen, und um den Lehrling und Zuhörer in die Anschauung zu versetzen. Ich lese eben jetzt den Sextius, einen Schriftsteller voll Kraft, der in Griechischer Sprache, aber in Römischem Geiste philosophirt. Es ergriff mich ein von ihm gebrauchtes Bild: „ein Kriegsheer, wenn es von allen Seiten des Feindes gewärtig seyn muß, rückt im Viereck vor, zur Schlacht gerüstet. Ein Gleiches muß der Weise thun: seine Tugenden muß er nach allen Seiten entfalten, damit, wo immer ein Feind erscheinen mag, dort die Schutzwehr in Bereitschaft sey, und dem Winke des Führers ohne Verwirrung entspreche. Was in Kriegsheeren, die von großen Feldherrn geordnet werden, geschieht, daß alle Truppen das Befehlwort zugleich vernehmen, indem sie so gestellt sind, daß das von Einem ausgehende Zeichen die Reihen des Fußvolks und der Reiterei zumal durchläuft: eben dieß ist auch uns, und noch weit mehr, von Nöthen." So Sextius. Kriegsheere besorgen ja die Erscheinung des Feindes oft ohne Grund, und der Marsch ist oft der gefahrloseste, welcher der mißlichste schien. Für den Thor gibt es nirgends Frieden: Schrecken ist über ihm, wie unter ihm; nach beiden Seiten hin bebt er; Gefahren folgen ihm und kommen ihm entgegen; vor Allem erzittert er, und stets ungerüstet, erschrickt er auch vor der Hülfe, die ihm naht. Der Weise dagegen ist gewappnet und gefaßt gegen jeden Anlauf: mag Armuth, Gram, Schmach und Qual auf ihn eindringen, er weicht nicht. Unerschrocken geht er ihnen entgegen und wandelt mitten durch sie hin. Vieles

ist, was uns fesselt, Vieles was uns entkräftet, wir haben zu lange in jenen Lastern gelegen: es ist schwer, uns zu waschen, denn wir sind nicht nur beschmutzt, sondern davon durchdrungen.

Um nicht aus einem Bilde in das andere zu gerathen, will ich eine Frage aufwerfen, die ich bei mir selbst oft überlege, wie es doch komme, daß uns die Thorheit so hartnäckig festhält? — Fürs erste, weil wir sie nicht entschlossen von uns treiben, und nicht mit allem Nachdruck auf unsere Rettung hinarbeiten; sodann, weil wir den von weisen Männern gefundenen Heilmitteln nicht volles Vertrauen schenken, und unsere Herzen nicht aufschließen, um sie in uns aufzunehmen, sondern eine so wichtige Sache nur leichtfertig betreiben. Wie kann aber Jemand Das, was nöthig ist, gegen das Laster lernen, wenn er nur so lange lernt, als seine Laster ihm Zeit lassen? Keiner von uns geht tief; wir schöpfen blos auf der Oberfläche; ein Bischen Zeit auf das Studium der Weisheit verwendet, heißt genug und mehr als genug für Geschäftsleute. Was uns hauptsächlich hindert, ist, daß wir so bald mit uns selbst zufrieden sind. Treffen wir Jemand, der uns brav, einsichtsvoll, uneigennützig nennt, gleich finden wir, daß der Mann recht hat. Bald aber sind wir nicht mehr mit mäßigem Lobe zufrieden; was auch ein Schmeichler ohne Scheu und Scham auf uns häuft — wir nehmen es als einen schuldigen Tribut hin. Versichert er, daß wir die Besten und Weisesten seyen, wir stimmen ihm bei, so oft wir ihn auch als Lügner erkannt haben. Ja so weit geht unsere Selbstgefälligkeit, daß wir um solcher Dinge *willen gelobt* seyn wollen, von welchen wir gerade so

Gegentheil thun. Mitten unter Todesmartern, die er vollziehen läßt, hört sich Jener gerne den Sanftmüthigsten nennen, unter Raubhandlungen den Uneigennützigsten, und den Mäßigsten mitten unter seinen Wollüsten und seiner Völlerei. So kommt es, daß wir uns nicht ändern wollen, weil wir glauben, die Besten zu seyn. Alexander, als er Indien durchschwärmte, und Völker, die kaum ihren Nachbarn gehörig bekannt waren, im Kriege zu Grunde richtete, war einst bei der Belagerung einer Stadt, deren Mauern er umritt, um ihre schwächsten Stellen zu erspähen, von einem Pfeil getroffen worden. Nichts desto weniger beharrte er darauf, zu Pferde zu bleiben, und sein Vorhaben durchzusetzen. Allein da durch die Hemmung des Blutlaufs der Schmerz der vortretenden Wunde zunahm, und das vom Pferde herabhängende Bein allmählich starr wurde, so war er genöthigt abzusteigen und sagte: „Alle schwören, daß ich Jupiters Sohn sey; aber diese Wunde ruft laut, ich sey ein Mensch." Dasselbe laß auch uns thun; so oft uns die Schmeichelei, Jeden nach seinem Maß, kethören will, so laß uns sprechen: „Ihr sagt zwar, ich sey weise; ich aber sehe, wie viel Unnützes ich begehre, wie viel Schädliches ich mir wünsche; nicht einmal Das erkenne ich, was Thieren ihre Sättigung zeigt, welches das rechte Maß für Trank und Speise seyn müsse; noch weiß ich nicht, wie viel ich zu fassen vermag."

Nun will ich Dich lehren, wie Du zur Einsicht kommen kannst, daß Du noch kein Weiser seyst. Der Weise ist voll *Freudigkeit*, heiter, ruhig, unerschüttert, sein Leben den *Göttern gleich*. Nun frage Dich selbst. Wenn Du niemals *niedergeschlagen bist*, wenn der Blick auf das Künftige in

Deinem Gemüthe nie unruhige Erwartungen erregt, wenn die gleichförmige Stimmung einer großgesinnten, mit sich selbst zufriedenen Seele Dich Tag und Nacht nicht verläßt, so hast Du das Höchste des menschlichen Glückes erreicht. Aber wenn Dich verlangt, Wollüste aller Art und überall her Dir zu verschaffen, so wisse, daß Dir zur Weisheit eben so viel, als zur Freude fehlt. Zu dieser wünschest Du zu gelangen; aber Du irrst, wenn Du unter Reichthümern dahin zu kommen hoffst. Glaubst Du die Freude zu finden in hohen Ehrenstellen? Du suchst sie in Bekümmernissen. Die Dinge, nach welchen Du trachtest, als sollten sie Dir Lust und Frohsinn geben, sind Quellen der Schmerzen. Alle Welt jagt nach Freude; aber woher eine dauerhafte, hohe Freude zu gewinnen sey, weiß man nicht. Der Eine meint, aus Gastgelagen und Schwelgerei; ein Anderer aus ehrgeizigen Bestrebungen und einem großen Clientenschwarm; ein Dritter aus einer Liebschaft; ein Vierter aus den schönen Wissenschaften und aus Studien, die er mit eitler Prahlerei betreibt, und die ihn um Nichts besser machen. Alle Diese betrügen sich durch täuschende und kurze Vergnügungen, wie ein Rausch den lustigen Wahnsinn Einer Stunde mit langem Ekel vergilt, und wie die Gunst des klatschenden und Beifall zurufenden Volkes durch große Unruhe erworben und gebüßt wird. Bedenke also dieß: die Wirkung der Weisheit ist eine sich gleich bleibende Freude. Das Gemüth des Weisen ist gleich dem Firmament über dem Monde: immer ist es dort heiter. Du hast also Grund genug, zu wollen, daß Du ein Weiser seyst; weil Dieser nie ohne Freude ist. Nur aus *dem Bewußtseyn* der Tugenden erwächst diese Freude. Wo

der Starkmüthige, der Gerechte, der Mäßige kann sich freuen. „Wie?" fragst Du; „Thörichte und Lasterhafte freuen sich also niemals?" Nicht anders, als wie sich der Löwe freut, wenn er einen Fraß gefunden. Haben sie sich in Trunk und Wollüsten müde geschwelgt; ist die Nacht ihnen unter Zechen zerronnen, hat die Fülle der Genüsse, dem engen Körper über das Maß seiner Fassung eingenöthigt, Eitergeschwüre zu erzeugen angefangen; dann rufen die Elenden mit jenen Worten Virgils aus: *)

Denn wie die äußerste Nacht wir unter [verräth'rischen Freuden
Hingeträumt — das weißt Du.

Jede Nacht verbringt der Schwelger unter verrätherischen Freuden, und zwar als wäre sie die letzte. Jene Freude aber, welche die Götter und ihre Nacheiferer begleitet, wird nicht unterbrochen, und hört nicht auf. Sie würde aufhören, wäre sie von Aussen genommen. Weil sie nicht fremdes Geschenk ist, so steht sie auch nicht unter fremder Willkühr. Was das Glück nicht gab, entreißt es nicht.

Sechzigster Brief.

Man begehre nicht mehr, als die Natur verlangt.

Ich führe Beschwerde, ich zanke mit Dir, ich zürne Dir. Also auch jetzt noch wünschest Du, was Deine Amme, Dein Aufseher, Deine Mutter Dir wünschten? Noch immer hast *Du nicht eingesehen*, wie viel Schlimmes sie Dir wünschten?

*) *Aeneïd. VI, 515. Voß.*

O wie unhold sind uns oft die Wünsche der Unsrigen! und zwar um so unholder, je mehr sie in Erfüllung gingen. Es wundert mich nun nicht mehr, wenn alles Unheil uns vom Kindesalter an verfolgt: wir wuchsen unter den Verwünschungen unserer Eltern heran. Laß uns nun auch einmal uneigennützige Gebete zu den Göttern schicken. Wie lange noch werden wir Forderungen an sie machen, als ob wir uns noch nicht selbst ernähren könnten? Wie lange noch werden unsere Saaten die Ländereien großer Städte einnehmen? Wie lange sollen ganze Völker nur für uns ernten? Wie lange wird man auf einer Menge von Schiffen, und über mehr als Ein Meer herbeiholen, was auf die Tafel eines Einzigen gethürmt werden soll? Den Stier sättigt eine Weide von einigen wenigen Jucherten: ein einziger Wald reicht für eine Heerde von Elephanten hin: nur der Mensch mästet sich von Land und Meer zugleich. Hat etwa die Natur selbst uns, bei einem so mäßigen Körperumfang, diesen so unersättlichen Magen gegeben, daß wir die ungeheuersten und gefräßigsten Thiere an Gierigkeit übertreffen sollen? Gewiß nicht. Wie viel ist es denn, was die Natur verlangt? Sie läßt sich mit so Wenigem abfertigen. Nicht der Hunger kommt uns theuer zu stehen, sondern unsere Eitelkeit. Leute also, die, wie Sallustius sagt, ihrem Bauche unterthan sind, wollen wir nicht zu den Menschen, sondern zu den Thieren zählen; einige nicht einmal zu diesen, sondern zu den Todten. Es lebt nur, wer seine Kräfte braucht: wer aber in dumpfer Erstarrung sich verkrochen hält, liegt zu Hause als in seiner Gruft. Eines solchen Menschen Namen

sollte man auf eine Marmortafel *) über seiner Schwelle schreiben. Er ist seinem Tode zuvorgekommen.

Einundsechzigster Brief.

Bereite dich auf den Tod.

Hören wir auf, zu wollen, was wir gewollt haben! Ich wenigstens strebe als Greis dahin, daß ich nicht dasselbe zu wollen scheine, was ich als Knabe wollte. Dahin zielen alle meine Tage, alle meine Nächte: dieß ist mein Geschäft, mein einziges Sinnen, den alten Fehlern ein Ende zu machen. Darnach tracht' ich, daß ein Tag mir wie das ganze Leben sey. Ich halte ihn nicht ängstlich fest, als wäre er der letzte: aber ich betrachte ihn, als könnte er sogar der letzte seyn. Ich schreibe Dir diesen Brief in einer solchen Fassung des Gemüths, als würde der Tod mich mitten im Schreiben abrufen. Bereit, von hinnen zu gehen, genieße ich eben darum des Lebens, weil ich es nicht hoch anschlage, wie lange es noch dauern werde. Ehe ich Greis war, dachte ich darauf, wohl zu leben; nun ich Greis bin — wohl zu sterben; gerne sterben aber heißt wohl sterben. Laß Dir's angelegen seyn, nie Etwas wider Willen zu thun. Was da kommen mag, kommt für den Widerstrebenden als ein Zwingendes. Für den Wollenden gibt es keinen Zwang. Glaube mir, wer einem Befehle sich gerne unterzieht, vermeidet die härteste Seite der Knechtschaft, zu thun, was er nicht will.

*) *Wie auf Grabmälern* gewöhnlich.

Nicht, wer auf Geheiß etwas thut, ist unglücklich, sondern, wer es wider Willen thut. Bringen wir also unser Gemüth in die Stimmung, daß wir, was die Umstände erforden, auch selbst wollen, vor allem aber, daß wir ohne Bekümmerniß an unser Ende denken. Wir müßen uns eher auf den Tod, als auf das Leben vorbereiten. Das Leben ist genugsam versorgt: aber wir sind nach den Hülfsmitteln desselben begierig; wir glauben, es fehle uns noch etwas, und werden es immer glauben. Nicht Jahre noch Tage werden machen, daß wir genug gelebt haben, sondern unser Herz. Ich, theurer Lucilius, habe zur Genüge gelebt: gesättigt erwart' ich den Tod.

Zweiundsechzigster Brief.

Man kann philosophische Muße mitten unter Geschäften gewinnen.

Die lügen, welche den Schein haben wollen, als hindere sie die Menge von Arbeiten an edleren Studien: sie stellen sich, als hätten sie viele Geschäfte, vermehren sie, und rauben sich ihre Zeit selbst. Ich habe Muße, mein Lucilius, reichliche Muße, und, wo ich auch bin, bin ich mein eigen. Den Geschäften gebe ich mich nicht ganz, ich leihe mich ihnen nur, und suche die Anläße, Zeit zu verderben, nicht auf. Wo ich mich auch befinde, beschäftige ich mich mit meinen Betrachtungen, und bewege irgend einen heilsamen Gedanken in meinem Gemüthe. Auch wenn ich meinen Freunden mich widme, entziehe ich mich doch nicht mir selbst. Und wenn Um-

stände oder eine Dienstleistung in bürgerlichen Geschäften mich mit Anderen zusammenführen, so verweile ich nicht lange bei Diesen. Nur mit den Besten bin ich zusammen: zu ihnen, an welchem Orte, in welchem Jahrhunderte sie auch lebten, begebe ich mich im Geiste. Den edlen Demetrius *) führe ich überall hin mit mir: abgewandt von den Bepurpurten spreche ich mit diesem Halbnackten und bewundere ihn. Wie sollte ich nicht? Ich habe gesehen, daß ihm nichts mangelt. Alles verachten kann man, alles haben kann Niemand. Der kürzeste Weg zum Reichthum ist die Verachtung des Reichthums. Unser Demetrius aber lebt, nicht als verachtete er Alles, sondern als hätte er es Anderen zum Besitz überlassen.

Dreiundsechzigster Brief.

Ueber die Trauer beim Tode unserer Freunde.

Du empfindest schmerzlich den Tod Deines Freundes Flaccus. Ich wünschte jedoch nicht, daß Du Dich Deinem Schmerze zu sehr hingebest. Ihn Dir ganz zu verbieten, möchte ich nicht wagen; doch weiß ich, daß es besser wäre [gar keinen zu empfinden]. Allein wer besäße eine solche Seelenstärke, außer wer sich schon hoch über das Geschick erhoben hat? Auch Diesen würde ein solcher Fall anregen, aber auch nur anregen. Und dagegen kann man es zu gut halten, wenn wir es zu Thränen kommen lassen, wofern sie nicht zu reichlich fließen, und wir selbst sie zurückdrängen. *Unser Auge* soll nicht trocken bleiben bei'm Verlust eines

*) S. *Brief 20.* S. 1489.

Freundes, aber es soll nicht überströmen; wir sollen weinen, doch nicht heulen. „Eine harte Forderung," sagst Du? Und doch hat Griechenlands größter Dichter das Recht zu weinen auf einen einzigen Tag beschränkt, und gesagt:

— — auch Niobe selbst gedachte der Nahrung. *)

Fragen wir: woher dieses Wehklagen, woher dieses Unmaß des Weinens? Mit Thränen wollen wir unsere Sehnsucht ausdrücken; wir überlassen uns nicht dem Schmerz, wir zeigen ihn. Man trauert nicht für sich selbst. O der unglückseligen Thorheit! Es gibt auch eine Eitelkeit der Trauer. — „Wie?" rufst Du aus: „ich soll also meines Freundes vergessen?" — Du versprichst ihm ein kurzes Andenken, wenn es nicht länger dauern soll, als Dein Schmerz. Bald genug wird irgend ein Zufall lachende Heiterkeit über diese Stirn verbreiten: ich brauche Dich nicht erst auf die Länge der Zeit hinzuweisen, welche alle Sehnsucht mildert, und auch den herbsten Schmerz besänftigt. Sobald Du aufhören wirst, Dich selbst zu beobachten, werden auch jene Züge der Trauer sich verlieren. Für jetzt hütest Du Deinen Schmerz: allein auch dieser Obhut wird er entschlüpfen, und um so schneller aufhören, je heftiger er war. Denken wir darauf, wie die Erinnerung an unsere Verlorenen uns eine angenehme werden möge: Niemand kommt gerne auf Das zurück, an was er nicht ohne peinliche Empfindung zu denken vermag. Wenn es jedoch unvermeidlich ist, daß der Gedanke an Hingeschiedene, die wir liebten, uns wehmüthig stimmt, so hat ja eben

*) Iliade XIX, 228. XXIV, 602.

auch diese Wehmuth ihr Süßes. Unser Attalus *) pflegte zu sagen: „die Erinnerung an verstorbene Freunde ist in der Art angenehm, wie manche Früchte eine gewisse liebliche Herbe haben, und wie an einem sehr alten Weine eben sein bitterlicher Geschmack gefällt. Nach einer längeren Zwischenzeit verliert sich das Beklemmende des Gefühls, und unser Vergnügen ist ein reines." Wenn wir diesem Attalus glauben, so heißt „seiner lebenden Freunde gedenken," so viel, als Honig und Backwerk genießen; die Beschäftigung mit Solchen aber, die nicht mehr sind, gewährt eine bittersüße Empfindung. „Allein wer wollte läugnen, daß auch scharfe und herbe Dinge den Magen reizen?" Ich bin nicht derselben Meinung. Mir ist der Gedanke an verstorbene Freunde süß und wohlthuend. Denn ich besaß sie, als würde ich sie verlieren, und verlor sie, als hätte ich sie noch.

So thue denn, mein Lucilius, was Deiner Billigkeit gemäß ist; höre auf, eine Wohlthat des Schicksals zu verkennen. Es hat genommen, aber auch gegeben. Laß uns also geizen mit dem Genuß unserer Freunde, weil es ungewiß ist, wie lange er uns noch vergönnt seyn wird. Laß uns bedenken, wie oft wir sie nicht sahen, obwohl wir an demselben Orte lebten: und wir werden einsehen, daß wir mehr Zeit während ihres Lebens verloren. Unerträglich aber ist es, wenn Menschen, die gegen ihre Freunde vollkommen gleichgültig gewesen waren, ihren Tod aufs Kläglichste bejammern, Menschen, die Niemand lieben, außer wen sie verloren haben. Und sie trauern jetzt um so ungemäßigter,

*) *Ein Stoiker zu* Tiberius *Zeit.* S. Brief 9. S. 1110.

weil sie besorgen, man möchte bezweifeln, ob sie je liebten, zu spät suchen sie ihre Zärtlichkeit zu beweisen. Haben wir noch andere Freunde, so ist es für Diese wenig verbindlich daß sie uns nicht einmal so viel gelten sollen, um uns über den Verlust eines Einzigen zu trösten. Haben wir Keine, so haben wir uns selbst größern Schaden zugefügt, als wir von Schicksal erlitten. Dieses hat uns nur Einen entrissen; wir konnten so Manchen uns erwerben, und thaten es nicht. Und wer nicht mehr als Einen zu lieben vermag, hat auch den Einzigen nicht allzusehr geliebt. Wenn ein Ausgeplünderter, der sein einziges Gewand verlor, nur wehklagen wollte, statt sich umzusehen, wie er vor der Kälte sich schütze und Etwas zur Bedeckung seiner nackten Schultern finde, müßte man ihn nicht für den größten Thoren halten? Den Du liebtest, hast Du begraben; suche, wen Du liebest. Weiser ist es, den Verlornen ersetzen, als ihn beklagen. Ich weiß, es ist ein verbrauchter Gedanke, den ich noch hinzufügen will: doch darf ich ihn darum nicht übergehen, weil ihn Jedermann im Munde führt. Auch wer seinen Schmerze nicht absichtlich ein Ende macht, findet es mit der Zeit. Allein es ist für einen vernünftigen Menschen das unwürdigste Mittel gegen die Traurigkeit, des Trauerns müde zu seyn. Ich wollte lieber, Du verliessest Deinen Gram als er Dich. Höre möglichst bald auf, etwas zu thun, was Du, auch wenn Du wolltest, nicht lange thun könntest. Ein Jahr haben unsere Alten den Frauen zur Trauer vorgeschrieben, nicht damit sie so lange, sondern damit sie nicht länger trauerten: für Männer gibt es keine gesetzliche Zeit, weil diesen keine geziemt. Und auch von jenen zärtlichen Trauer-

die kaum vom Scheiterhaufen wegzubringen, von dem Leichnam kaum loszureißen waren, welche kannst Du mir nennen, deren Thränen einen ganzen Monat floßen? Nichts macht sich so bald gehässig, als die Traurigkeit; so lange sie neu ist, findet sie einen Tröster, und zieht Manchen an; ist sie veraltet, so wird sie verlacht, und nicht mit Unrecht; denn sie ist entweder erheuchelt oder thöricht.

Gleichwohl beweinte ich, der ich Dir dieß schreibe, den Tod meines theuern Annäus Serenus *) so ungemäßigt, daß ich zu meinem Verdruß ein Beispiel abgebe wie man vom Schmerz überwältigt werden kann. Nunmehr mißbillige ich mein Benehmen, und weiß nun, daß ich deßwegen hauptsächlich so tief betrübt war, weil ich nie daran dachte, daß er vor mir sterben könne. Ich hatte nur im Sinne, daß er jünger, und um vieles jünger war, als ich, als ob das Todesverhängniß eine Ordnung beobachtete! — Möchten wir also anhaltend unsere eigene, und die Sterblichkeit aller unserer Lieben bedenken! Ich hätte damals zu mir selbst sprechen sollen: „Mein Serenus ist jünger als ich: doch was ändert dieß? Er sollte nach mir sterben, aber er kann es vor mir." Allein ich hatte es unterlassen, und so hat mich das Schicksal unvorbereitet erschüttert. Jetzt bedenke ich, daß Alles sterblich ist, und zwar nach einem ungewissen Gesetze. Was einmal geschehen kann, kann auch heute geschehen. So denken wir denn, mein theuerster Lucilius, mit dem Freunde, den wir betrauern, ist es dahin gekommen, wohin es auch mit uns bald kommen wird. Und vielleicht —

*) *Ueber ihn s.* S. 374 dieser Uebers.

wenn anders die Sage der Weisen wahr ist, und uns irgend ein Ort aufnimmt — ist er uns nur vorangesandt, den wir verloren glauben.

Vierundsechzigster Brief.

Lob der Schriften des ältern Q. Sextius. Verdienste der älteren Weisen.

Gestern warst Du bei uns. — „Nur gestern?" könntest Du empfindlich fragen; deßwegen sagte ich bei uns, denn bei mir bist Du immer. — Es waren einige Freunde zu mir auf Besuch gekommen, um deren willen etwas mehr Rauch aufging, kein solcher, wie er aus den Küchen der Ueppigen emporzuqualmen, und die Feuerwächter zu erschrecken pflegt, sondern ein ganz mäßiger, der nur andeutet, daß Gäste gekommen. Die Unterhaltung war mannichfaltig, ganz einem geselligen Mahle gemäß, und sprang, ohne einen Gegenstand zu erschöpfen, von einem auf den anderen über. Dann wurde eine Schrift des Quintus Sextius, des Vaters, vorgelesen, eines großen Mannes, wie Du mir glauben darfst, und, auch wenn er es auch nicht Wort haben will, eines Stoikers. Himmel, welche Kraft, welcher Hochsinn beseelt ihn! Dieß wirst Du nicht bei allen Philosophen finden. Die Schriften Mancher tragen nur einen glänzenden Namen, und sind im Uebrigen kraftlos. Voll von Theorie, Polemik und Sophistik, *) können sie dem Herzen den Muth

*) So glaubte ich das Original: instituunt, disputant, cavillantur, am bezeichnendsten wiederzugeben. Ganz volksprechende deutsche Zeitwörter stehen nicht zu Gebot.

nicht geben, den sie selbst nicht haben. Aber lies den Sextius, und Du wirst ausrufen, „welches Leben, welche Kraft, welche Freiheit! wie hoch steht er über den Sterblichen! voll großen Selbstvertrauens scheide ich von ihm.“ In welcher Seelenstimmung ich auch seyn mag — wenn ich ihn lese, so möchte ich, glaube es mir, alle Wechselfälle des Glückes herausfordern, möchte ausrufen: „Was säumest Du, o Schicksal? Trete in die Schranken mit mir! Du siehst mich gerüstet.“ Ich eigne mir den Muth des Mannes an, der die Gelegenheit aufsucht, sich zu erproben und seine Tapferkeit zu zeigen.

Daß statt scheuen Gewildes doch auch ein schäumender Eber,
Wünschet er, oder ein gelblicher Leu vom Gebirge sich
stürze. *)

Haben möchte ich Etwas, das ich überwinden, in dessen Erdulden ich mich üben könnte. Denn auch dieß Vortreffliche hat Sextius, daß er Dir die Herrlichkeit des glücklichen Lebens zeigt, und Dich gleichwohl nicht daran verzweifeln läßt. Du wirst finden, daß es hoch gestellt ist, aber erreichbar dem Willen. Dasselbe wird Dir auch die Tugend selbst gewähren, daß Du sie bewunderst und doch hoffst. Mir wenigstens pflegt schon die Betrachtung der Weisheit viele Zeit wegzunehmen: mit Staunen beschaue ich sie, so, wie die Welt selbst, die ich nicht selten als ein ganz neuer Zuschauer ansehe.

Ich verehre die Erfindungen der Philosophie und ihre Erfinder: mit Freuden benütze ich sie als das Vermächtniß

*) *Virg. Aen.* IV, 158 f.

Vieler. Für mich sind diese Güter gewonnen, für mich erarbeitet worden. Allein wir sollen thun, wie ein guter Hausvater: wir sollen vermehren, was wir überkommen haben; vergrößert soll dieses Erbgut von mir auf die Nachwelt übergehen. Noch ist viel zu thun übrig, und viel wird übrig bleiben; und Keinem, würde er erst nach tausend Menschenaltern geboren, wird die Möglichkeit abgeschnitten seyn, noch etwas hinzuzufügen. Doch, wenn auch Alles von unsern Vorgängern schon gefunden wäre, neu bliebe uns doch immer der Gebrauch, die Erkenntniß des Gefundenen und seine Anordnung. So sind uns Heilmittel für kranke Augen überliefert: ich brauche nicht nach neuen zu suchen; allein sie sind nach den verschiedenen Uebeln und Umständen anzuwenden. Das Eine lindert die Schärfe in den Augen; ein Anderes vertheilt die Geschwulst der Augenlieder; ein Drittes dient bei schnellen Entzündungen und Flüssigkeiten; ein Viertes stärkt die Sehkraft. Man muß sie nun zubereiten, die rechte Zeit ausersehen, und jedes im rechten Maße anwenden. Auch für die Seele haben die Alten uns Heilmittel hinterlassen; aber wie und wann sie gebraucht werden sollen, ist unser Geschäft, zu erforschen. Vieles ist von Denen gethan, die vor uns waren, aber noch nicht abgethan; gleichwohl verdienen sie Hochachtung, ja göttliche Verehrung. Wie sollte ich also nicht die Bilder großer Männer als Anreizungsmittel für meinen Geist betrachten, und die Gedächtnißtage ihrer Geburt feiern? Wie sollte ich nicht ihre Namen immer mit Ehrfurcht nennen? Keine geringere Verehrung, als meinen Lehrern, bin ich auch jenen Lehrern des menschlichen Geschlechtes schuldig, von welchen des Guten so Vie-

ausgegangen ist. Wenn ich einen Consul sehe, oder einen Prätor, so soll ich alles thun, womit die Ehrenstelle geehrt zu werden pflegt, soll vom Pferde springen, außerdem das Haupt entblößen, aus dem Wege treten? Den Gedanken an die Catone dagegen, an Lälius den Weisen, an Socrates und Plato, an Zeno und Cleanthes, soll ich mir ohne die Empfindung der höchsten Achtung vor die Seele stellen? Nein, ich verehre jene Alten, und erhebe mich allezeit, wenn so große Namen genannt werden.

Fünfundsechzigster Brief.

Ueber Ursache und Materie. Nutzen solcher Betrachtungen.

Den gestrigen Tag theilte ich mit meiner Krankheit: den Vormittag nahm sie für sich in Anspruch; den Nachmittag überließ sie mir. Zuerst versuchte ich meinen Geist mit Lesen; sodann, als er dieß zuließ, wagte ich es, ihm etwas mehr zuzumuthen, oder vielmehr zu gestatten. Ich schrieb etwas, und zwar mit größerer Anstrengung, als gewöhnlich: denn ich hatte mit einem schwierigen Stoffe zu kämpfen, und wollte ihm nicht unterliegen. Endlich kamen Freunde dazwischen, welche Gewalt brauchten und mir Einhalt thaten, als einem Kranken, der sich nicht zu mäßigen wisse. An die Stelle des Schreibgriffels trat jetzt die mündliche Unterhaltung, aus welcher ich Dir denjenigen Gegenstand mittheilen will, der noch im Streite ist. Wir haben Dich zum Schieds-

richter angenommen; und Du wirst mehr zu thun haben, als Du glaubst. Die Sache ist eine dreifache.

Du weißt, daß unsere Stoiker zwei Prinzipien aller Dinge annehmen, die Ursache und die Materie. Die Materie ist todt, für jede Einwirkung empfänglich, und so lange unthätig, als Niemand sie in Bewegung setzt. Die Ursache aber, das ist die Vernunft, gestaltet die Materie, wandelt sie um nach Gefallen, und bringt aus ihr mannigfaltige Werke hervor. Es muß also zuerst etwas seyn, woraus ein Ding wird, sodann Etwas, wodurch es wird: dieses ist die Ursache, jenes die Materie. Alle Kunst ist Nachahmung der Natur; was ich also von dem Weltganzen sagte, ist auch anzuwenden auf Das, was der Mensch zu schaffen hat. Die Bildsäule setzt voraus eine Materie, welche von dem Künstler sich behandeln ließ, und einen Künstler, welcher der Materie ihre Gestalt gab. Bei der Bildsäule ist also die Materie das Erz, die Ursache ist der Meister. Dasselbe ist es mit allen Dingen: sie bestehen aus dem Bewirkten und aus dem Bewirkenden. Die Stoiker nehmen nur Eine Ursache an, die bewirkende; Aristoteles aber ist der Meinung, die Ursache sey in dreifachem Sinne zu verstehen. Die erste Ursache sey die Materie selbst, ohne welche nichts hervorgebracht werden kann; die zweite der Meister; die dritte die Form, welche jedem Werke, wie einer Bildsäule, gegeben wird. Diese nennt Aristoteles εἶδος. Noch kommt, sagt er, ein Viertes hinzu, der Zweck des ganzen Werkes. Ich will dieß näher erklären. Von einer Bildsäule ist die *erste Ursache das* Erz; denn sie wäre nie entstanden, wenn *nicht dasjenige* vorhanden gewesen wäre, woraus sie ge-

oder geformt ward. Die zweite Ursache ist der Künstler: denn jenes Erz hätte nie in die Gestalt einer Bildsäule umgeschaffen werden können, wenn nicht eine geschickte Hand hinzugekommen wäre. Die dritte Ursache ist die Form: denn jene Bildsäule würde nicht den Namen Doryphorus oder Diadumenus führen, wenn ihr nicht gerade dieses Gepräge aufgedrückt worden wäre. Die vierte Ursache ist der Zweck ihrer Verfertigung; denn wäre kein Zweck vorhanden gewesen, so wäre sie nicht zu Stande gekommen. Der Zweck aber ist Dasjenige, was den Künstler zur Arbeit einlud, was er bei derselben beabsichtigte. Sein Zweck ist nun entweder Geld, wenn er sein Werk auf den Verkauf verfertigte; oder Berühmtheit, wenn er arbeitete, um sich einen Namen zu machen; oder sein Zweck ist ein religiöser, wenn er ein Geschenk in einen Tempel stiften wollte. Also auch dieß ist eine Ursache, um welcher willen etwas geschieht. Oder ist nicht etwa unter die Ursachen eines zu Stande gebrachten Werkes auch dasjenige zu zählen, ohne welches dasselbe nicht entstanden wäre? Eine fünfte Ursache fügt zu diesen noch Plato hinzu, das Urbild, was er selbst die Idee nennt; sie ist dasjenige, was der Künstler bei Ausführung des beabsichtigten Werkes vor Augen hatte. Es thut nichts zur Sache, ob dieses Urbild, auf welches er seine Blicke heftet, sich außer ihm selbst, oder in ihm befinde, d. h. von ihm selbst geschaffen und sich vorgestellt. Diese Urbilder aller Dinge hat die Gottheit in sich; der göttliche Geist begreift Zahl und Maß aller zu schaffenden Dinge; er ist voll von jenen Formen, welche Plato die unendlichen, unwandelbaren, unerschöpflichen Ideen nennt. So vergehen zwar die Menschen;

aber die Menschheit selbst, nach welcher der einzelne Mensch geschaffen wird, bleibt; und, indem die Menschen kämpfen und sterben, erleidet jene nichts. — Nach Plato gibt es also fünf Ursachen der Dinge: dasjenige, aus was, das, durch was, das in was, das nach was, und das, wegen dessen Etwas, entsteht: hierzu kommt endlich dasjenige selbst, was aus diesen Ursachen zu Stande gekommen. So ist an der Bildsäule — weil ich nun einmal dieses Gleichniß gewählt habe — das „aus was:" Metall; das „durch was:" der Künstler; das „in was:" die Form, die ihr gegeben wird; das „nach was:" das Urbild, welches der Verfertiger nachahmt; das „wegen dessen:" der Zweck der Arbeit. Was aus diesem allem entsteht, ist die Bildsäule selbst. Alles dieses hat, wie Plato sagt, auch die Welt: einen Werkmeister, dieser ist Gott; Etwas, woraus sie wird, dieß ist die Materie; eine Form, diese ist die Gestaltung und Einrichtung der Welt, wie wir sie vor uns sehen; ein Urbild, nach welchem Gott dieses prachtvolle All erschuf; einen Zweck, um dessen willen er es erschuf. Du fragst, was Gottes Zweck sey? Das Gute. So sagt wenigstens Plato: „Welche Ursache hatte Gott, die Welt zu schaffen? Gott ist gut; in dem Guten aber ist keinerlei Neid: also schuf er die Welt so gut als möglich."

Fälle also jetzt als Schiedsrichter Dein Urtheil und sage, wer nach Deiner Meinung das Wahrscheinlichste, nicht, Wer das Wahrste lehre: denn dieses liegt so hoch über uns, als die Wahrheit selbst. Jene Masse von Ursachen, die Aristoteles und Plato annehmen, enthält entweder ihrer zu viele, oder zu wenige. Denn wenn sie für eine Ursache alles

Dasjenige erklären, ohne welches ein Ding nicht zu Stande kommen kann, so haben sie zu wenige angenommen. Sie müßten unter die Ursachen auch die Zeit setzen; nichts kann ohne Zeit geschehen: — eben so den Raum; wenn es nichts gibt, wo Etwas geschehen soll, so kann es nicht geschehen: — ferner die Bewegung; ohne diese entsteht und vergeht nichts; ohne sie gibt es keine Kunst, keine Thätigkeit. Wir haben vielmehr eine erste und allgemeine Ursache aufzusuchen: diese muß eine einfache seyn; denn die Materie ist auch einfach. Fragen wir nun, welche ist diese Ursache? die wirkende Vernunft, d. h. Gott. Alles jenes Einzelne, was wir aufgeführt haben, ist nicht eine Anzahl wirklicher Ursachen, sondern Alles hängt von einer einzigen Ursache, nämlich der wirkenden, ab. Die Form, sagst Du, soll eine Ursache seyn? Allein der Meister gibt sie dem Werke: sie ist ein Theil, nicht die Ursache selbst. Auch das Urbild ist nicht die Ursache, sondern ein der Ursache unentbehrliches Werkzeug. Das Urbild ist dem Künstler eben so unentbehrlich, als sein Meißel und seine Feile: ohne diese kann sein Kunstwerk nicht fortschreiten, und gleichwohl sind sie nicht Theile desselben oder Ursachen. Der Zweck, sagt man ferner, um dessen willen ein Künstler eine Arbeit beginnt, ist eine Ursache. Mag er so heißen; doch ist er nicht die wirkende, sondern eine Nebenursache. Solche aber gibt es unzählige; wir fragen hier nach der allgemeinsten. Wenn Jene übrigens das Weltganze, das vollendete Werk selbst, eine Ursache nennen, so ist dieß nicht mit ihrer gewohnten Genauigkeit gesprochen: denn es ist ein großer Unterschied zwischen dem *Werke und der Ursache* des Werkes.

Hierüber sprich entweder Dein Urtheil, oder — was in solchen Dingen das Leichtere ist — erkläre, Du seyst mit Deiner Ansicht noch nicht im Reinen, und verweise mich auf ein Andermal. — „Allein," höre ich Dich sagen, „wie kann es Dir Vergnügen machen, Deine Zeit mit Dingen zu vertreiben, welche Dich von keiner Deiner Leidenschaften befreien, keine Deiner Begierden verbannen?" — Allerdings betreibe ich alles Dasjenige zuerst, wodurch das Gemüth zur Ruhe kommt; zuerst erforsche ich mich, hierauf diese Welt. Aber auch die gegenwärtige Beschäftigung ist kein Zeitverderb, wie Du meinst. Arten solche Untersuchungen nur nicht ins Kleinliche und in zwecklose Spitzfindigkeiten aus, so erheben und beschwingen sie den Geist, der, von seiner schweren Bürde gedrückt, sich loszumachen und zu jenen Wesen wieder zurückzukehren wünscht, zu denen er gehörte. Dieser Leib ist des Geistes Last und Strafe: er drückt schwer auf ihn und hält ihn in Banden, wenn nicht die Philosophie herzutritt, und ihn an dem Schauspiel der Natur sich erholen läßt, und von dem Irdischen zum Göttlichen emporhebt. Dieß ist seine Freiheit, seine Erlösung: er entzieht sich zuweilen seiner Haft und erneuert sich durch das Himmlische. Künstler, deren Augen bei ungünstigem und spärlichem Lichte auf irgend einen feinen Gegenstand sich geheftet, und bis zur Ermüdung angestrengt haben, gehen ins Freie und erholen ihr Gesicht an irgend einem der öffentlichen Unterhaltung gewidmeten Orte in vollem Lichte: so sucht auch unser, in diese düstere und dumpfige Behausung eingeschlossener Geist, so oft er kann, das Freie, und ruht aus in der Beschauung der Natur. Der Weise, und wer nach

Weisheit strebt, ist zwar an seinen Körper gebunden; aber mit seinem besseren Theile ist er ferne von ihm, und hält seine Gedanken auf das Höhere gerichtet. Das Leben ist ihm ein Kriegsdienst, zu dem ihn gleichsam ein Fahneneid verbindet: er ist in einer solchen Fassung, daß er das Leben nicht liebt, und nicht haßt, und Menschliches sich gefallen läßt, wiewohl er weiß, daß es noch ein Besseres gibt. Du willst mir die Betrachtung der Natur untersagen, mich von dem Ganzen abziehen, und auf den Theil beschränken? Ich soll nicht fragen, was der Anfang des Ganzen, wer der Bildner aller Dinge sey? wer die in eine einzige, chaotische und träge Masse zusammengeworfenen Grundstoffe gesondert habe? nicht fragen, wer der Werkmeister dieser Welt sey, wie Gesetz und Ordnung in dieses ungeheure Ganze gebracht, wer das Zerstreute gesammelt, das Vermischte ausgeschieden, dem Todten und Gestaltlosen Leben und Form gegeben habe? aus welcher Quelle diese große Lichtmasse ströme? ob es Feuer oder etwas noch Helleres sey als Feuer? Ich soll nach diesem Allem nicht fragen, soll nicht wissen wollen, von wo ich hieher gekommen? ob ich diese Welt einmal oder mehrmals erblicken soll? wohin ich von hier gehen werde? welcher Aufenthalt meine Seele erwarte, wenn sie von dem Gesetze dieser Knechtschaft entbunden seyn wird? Du willst mir's wehren, im Himmel einheimisch zu seyn, d. h. ich soll gesenkten Hauptes leben? Nein, ich bin größer, und zu Größerem geboren, als daß ich ein Sclave meines Körpers seyn könnte, den ich nicht anders betrachte, denn als eine Fessel, meiner Freiheit angelegt. Ihn gebe ich dem Schicksale preis, damit es auf ihn sich beschränke, und durch ihn

indurch lasse ich keine Wunde bis zu mir selbst dringen. Was an mir Schaden leiden kann, ist nur dieses; in diesem erstörbaren Hause wohnt die Seele frei. Nie soll mich dies Fleisch zur Furcht, nie zu einer des edeln Mannes nwürdigen Verstellung vermögen; nie werde ich diesem elenden Leibe zu gefallen die Unwahrheit sprechen. Ich werde, enn ich es für gut halte, die Gemeinschaft mit ihm aufösen; und auch jetzt, so lange ich mit ihm zusammenhänge, nd wir nicht zu gleichen Rechten verbündet; der Geist spricht n allen Stücken den Vorzug an. Seinen Leib verachten, ist ie gewisse Freiheit.

Und dieser Freiheit — um auf meinen Gegenstand zuückzukommen — ist ganz besonders eine Betrachtung förderich, wie die so eben besprochene. Die Materie und Gott achen die Gesammtheit der Dinge aus. Gott regiert die elt, die ihn als ihren Beherrscher und Führer umgibt und hm folgt. Das Wirkende, nämlich Gott, ist das Mächtigere nd Bessere, als die Materie, welche Gott gehorcht. Was ott in der Welt, ist der Geist in dem Menschen; was dort ie Materie, ist an uns der Leib. Also sey dem Besseren as Geringere unterthan; wir seyen mächtig gegen des Schicks als Macht, und zittern nicht vor Mißhandlung, Wunden, ketten und Armuth! Der Tod selst ist entweder das Ende, der ein Uebergang. Ich fürchte mich nicht, zu enden; denn s ist eben so viel, als nicht angefangen zu haben. Ich ürchte mich nicht, überzugehen; denn ich werde nirgends so nge wohnen.